This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

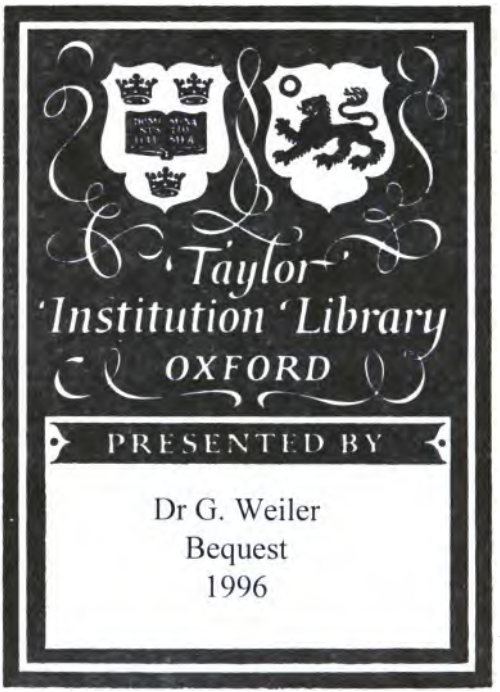
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



VET. GER III A 857

Schillers

sämmtliche Werke

in zwölf Bänden.

Siebenter Band.

Stuttgart und Tübingen.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1838.

Inhalt.

Seite

Phädra. Trauerspiel von Racine 1

Der Parasit oder die Kunst, sein Glück zu machen. Ein Lustspiel. Nach dem Französischen 81

Der Neffe als Onkel. Lustspiel in drei Aufzügen: Aus dem Französischen des Piccard 179

Nachlaß.

I Demetrius 247

II. Warbeck 515

III. Die Malteser 541

IV. Die Kinder des Hauses 559

Phädra.

Trauerſpiel von Racine.

Personen.

Theseus, König von Athen.

Phädra, seine Gemahlin, Tochter des Minos und der Pasiphaë.

Hippolyt, Sohn des Theseus und der Antiope, Königin der Amazonen.

Aricia, aus dem königlichen Geschlechte der Pallantiden zu Athen.

Theramen, Erzieher des Hippolyt.

Oenone, Amme und Vertraute der Phädra.

Ismene, Vertraute der Aricia.

Panope, vom Gefolge der Phädra.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Hippolyt. Theramen.

Hippolyt.

Beſchloſſen iſt's, ich gehe, Theramen!
Ich ſcheide von dem lieblichen Trözene;
Nicht länger trag' ich's müßig hier zu weilen,
In dieſen Zweifeln, die mich ängſtigen.
Sechs Monde weilt mein Vater ſchon entfernt;
Nichts will von ſeinem theuren Haupt verlauten,
Nichts von dem Orte ſelbſt, der ihn verbirgt.

Theramen.

Wohin, o Herr, willſt du ihn ſuchen gehn?
Dich zu beruhigen, durchkreuzt' ich ſchon
Die beiden Meere, die der Iſthmus trennt!
Nach Theſeus fragt' ich an den Ufern, wo
Der Acheron im Todesreiche ſchwindet;
Elis hab' ich durchſucht, den Tänarus
Ließ ich im Rücken, ja ans Meer ſogar
Bin ich gedrungen, welchem Ikarus

Den Namen gab. — Was hofft du ferner noch?
In welchen glücklicheren Himmelsſtrichen
Gedenkſt du ſeine Spuren aufzufinden?
Ja, wiſſen wir, ob uns der König nicht
Vorſätzlich ſeinen Aufenthalt verbirgt,
Und, während daß wir für ſein Leben zittern,
Sich ſtill vergnügt in neuen Liebesbanden?

Hippolyt.

Halt, Freund, und ſprich mit Ehrfurcht von dem König!
Unwürd'ge Urſach' hält ihn nicht zurück;
Entſagt hat er dem wilden Recht der Jugend;
Phädra hat ſeinen flücht'gen Sinn gefeſſelt,
Und fürchtet keine Nebenbuhl'rin mehr.
Genug, ich ſuch' ihn, folge meiner Pflicht,
Und fliehe dieſen Ort, der mich beängſtigt.

Theramen.

Wie, Herr, ſeit wann denn fürchteſt du Gefahr
In dieſem ſtillen Land, das deiner Kindheit
So theuer war, wohin du dich ſo gern
Geflüchtet aus dem rauſchenden Athen?
Was kann dich hier bedrohen oder kränken?

Hip olyt.

Freund, jene ſel'gen Tage ſind dahin;
Ein ganz verändert Anſehn hat jetzt Alles,
Seitdem die Götter uns des Minos Tochter
Und der Paſiphaë hieher geſandt.

Theramen.

Herr, ich verſteh', ich fühle, was dich drückt.
Dein Kummer iſt es, Phädra hier zu ſehen —
Stiefmütterlich geſinnt, ſah ſie dich kaum,
Gleich übte ſie verderblich ihre Macht;

Dich zu verbannen war ihr erſtes Werk.
Doch dieſer Haß, den ſie dir ſonſt geſchworen,
Iſt ſehr geſchwächt, wenn er nicht ganz verſchwand.
Und welches Unheil kann ein Weib dir bringen,
Das ſtirbt und das entſchloſſen iſt zu ſterben?
Die Unglückſelige wird einem Schmerz
Zum Raub, den ſie mit Eigenſinn verbirgt;
Sie iſt der Sonne müd' und ihres Lebens;
Wie kann ſie gegen dich Verderben ſpinnen?

Hippolyt.

Nicht ihr ohnmächt'ger Haß iſt's, was ich fürchte,
Ganz eine andre Feindin will ich fliehn:
Es iſt Aricia, ich will's geſtehn,
Die letzte jenes unglückſel'gen Stamms,
Der gegen uns feindſelig ſich verſchworen.

Theramen.

Auch du verfolgſt ſie, Herr? Die holde Schweſter
Der wilden Pallantiden, hat ſie je
Der Brüder ſchwarze Meuterei getheilt?
Und könnteſt du die ſchöne Unſchuld haſſen?

Hippolyt.

Wenn ich ſie haßte, würd' ich ſie nicht fliehn.

Theramen.

Herr, wag' ich's, deine Flucht mir zu erklären?
Wärſt du vielleicht der ſtrenge Hippolyt
Nicht mehr, der ſtolze Feind der ſchönen Liebe,
Der muthige Verächter eines Jochs,
Dem Theſeus ſich ſo oft, ſo gern gebeugt?
So lang' von dir verachtet, hätte Venus
Des Vaters Ehre nun an dir gerächet?
Sie hätt' in eine Reihe dich geſtellt

Mit Andern, dich gezwungen, ihr zu opfern?
— Du liebteſt, Herr?

Hi poipt.

Freund, welche Rede wagſt du?
Du, der mein Innres kennt, ſeitdem ich athme,
Verlangſt, daß ich den edlen Stolz verläugne,
Den dieſes freie Herz von je bekannt?
Nicht an der Bruſt der Amazone nur,
Die mich geboren, ſchöpft' ich dieſen Stolz.
Ich ſelbſt, ſobald ich meiner mir bewußt,
Beſtärkte mich in dieſem edeln Triebe.
Du warſt der Freund, der Führer meiner Jugend;
Oft ſprachſt du mir von meines Vaters Thaten;
Du weißt, wie ich dir lauſchte, wie mein Herz
Bei ſeinen edlen Waffenthaten ſchlug —
Wenn du den kühnen Helden mir beſchriebſt,
Wie er der Welt den Hercules erſetzte,
Mit Ungeheuern kämpfte, Räuber ſtrafte,
Wie er den Sinnis, den Prokruſtes ſchlug,
Dem Periphetes ſeine Keul' entrang,
Den Kerkyon beſiegte, mit dem Blut
Des Minotaurus Kreta's Boden färbte.
Doch wenn du auf das minder Rühmliche
Zu reden kamſt, die leichten Liebesſchwüre,
Die oft gelobte und gebrochne Treu —
Wenn du die ſpart'ſche Helena mir nannteſt,
Den Ibrigen entriſſen — Periböa
In ihrem Schmerz zu Salamin verlaſſen —
Und alle die Betrognen ohne Zahl,
Die ſeinen Schwüren allzu leicht geglaubt,
Bis auf den Namen ſelbſt von ihm vergeſſen —

Ariadne, die dem tauben Felsenufer
Sein Unrecht klagt, und Phädra, ihre Schwester,
Wie sie, geraubt, doch glücklicher als sie —
Du weißt, wie peinlich mir bei der Erzählung
Zu Muthe war, wie gern ich sie verkürzte!
Wie hätt' ich nicht gewünscht, so schönem Leben
Die minder würd'ge Hälfte zu ersparen!
Und sollte selbst mich jetzt gebunden sehn?
So tief herunter ließ ein Gott mich sinken!
Mich, den noch kein erlegter Feind verherrlicht,
Der sich durch keine Heldentugend noch
Das Recht erkaufte, schwach zu seyn, wie Theseus!
Und sollte dieses stolze Herz empfinden,
Mußt' es Aricia seyn, die mich besiegte?
Vergaß ich ganz in meinem trunknen Wahn
Das Hinderniß, das uns auf ewig trennt?
Verwirft sie nicht mein Vater? Wehrt mir nicht
Ein streng Gesetz, das feindlich denkende
Geschlecht der Pallantiden fortzupflanzen?
Auf ewig soll's mit ihr vernichtet seyn;
In Aufsicht soll sie bleiben bis zum Grab,
Und nie soll ihr die Fackel Hymens lodern!
Und böt' ich meinem Vater solchen Trotz,
Mit ihrer Hand ihr Recht mir anzufreien?
Zu solcher Raserei riß mich die Jugend —

Theramen (ihm ins Wort fallend).

Ach Herr, wenn deine Stunde kam, so fragt
Kein Gott nach unsern Gründen! Theseus selbst
Schärft deinen Blick, da er ihn schließen will;
Das Herz empört sich gegen Zwang, und selbst
Sein Haß gießt neuen Reiz um die Geliebte.

Warum auch ſchreckt dich eine keuſche Liebe,
Und wenn ſie glücklich macht, mißgönnſt du dir's?
Beſiege doch die ſcheue Furcht! Kann man
Sich auf der Bahn des Hercules verirren!
Wie ſtolze Herzen hat nicht Venus ſchon
Bezähmt! Du ſelbſt, der ihre Macht beſtreitet,
Wo wärſt du, hätt' Antiope dem Trieb
Der Göttin immer ſiegend widerſtanden,
Der Liebe keuſche Flamme nie gefühlt?
Doch, Herr, wozu mit großen Worten prunken?
Geſteh's, du biſt der Vorige nicht mehr!
Schon lang' ſieht man dich ſeltener als ſonſt
Stolz und unbändig deinen Wagen lenken,
Und, in der edeln Kunſt Neptuns geübt,
Das wilde Jagdroß an den Zaum gewöhnen.
Viel ſeltener erklingen Forſt und Wald
Von unſerm Jagdruf — ein verborgner Gram
Senkt einer Blicke feur'ge Kraft zur Erde.
Ja, ja, du liebſt, du glühſt von Liebe! Dich
Verzehrt ein Feuer, Herr, das du verheimlichſt!
Geſteh's, du liebſt Aricien!

Hippolyt.

Ich — reiſe
Und ſuche meinen Vater, Theramen!

Theramen.

Herr, ſiehſt du Phädra nicht, bevor du gehſt?

Hippolyt.

Das iſt mein Vorſatz. Bring' ihr dieſe Nachricht!
Gehn wir zu ihr, weil es die Pflicht ſo will.
— Doch ſieh, was für ein neues Mißgeſchick
Bekümmert ihre zärtliche Oenone?

Zweiter Auftritt.

Hippolyt. Theramen. Oenone.

Oenone.

Ach, welcher Jammer iſt dem meinen gleich!
Herr, meine Königin iſt dem Tode nah!
Vergebens laſſ' ich ſie ſo Nacht als Tag
Nicht aus den Augen — ſie ſtirbt mir in den Armen
An einem Uebel, das ſie mir verhehlt.
In ewiger Zerrüttung iſt ihr Geiſt;
Die Unruh' treibt ſie auf von ihrem Lager;
Sie will ins Freie, will die Sonne ſchauen;
Doch keinem Zeugen will ihr Schmerz begegnen.
— Sie kommt!

Hippolyt.

Ich geh', ich laſſ' ihr ihren freien Raum,
Und ſpar' ihr einen Anblick, den ſie haßt.

(Hippolyt und Theramen gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Phädra. Oenone.

Phädra.

Gehn wir nicht weiter, ruhn wir hier, Oenone!
Ich halte mich nicht mehr, die Kräfte ſchwinden,
Mich ſchmerzt des Tages ungewohnter Glanz,
Und meine Kniee zittern unter mir.
Ach! (Sie ſetzt ſich.)

Oenone.

Große Götter, schaut auf unsre Thränen!

Phädra.

Wie diese schweren Hüllen auf mir lasten,
Der eitle Prunk! Welch ungebetne Hand
Hat diese Zöpfe künstlich mir geflochten,
Mit undankbarer Mühe mir das Haar
Um meine Stirn geordnet? Muß sich Alles
Verschwören, mich zu kränken, mich zu quälen?

Oenone.

So ist sie ewig mit sich selbst im Streit!
— Du selbst, o Königin, besinn' dich doch,
Dein trauriges Beginnen widerrufend,
Hast unsern Fleiß ermuntert, dich zu schmücken.
Du fühltest dir noch Kräfte, dich hervor
Zu wagen und der Sonne Licht zu sehn.
Du siehst es jetzt und hassest seinen Strahl!

Phädra.

Glanzvoller Stifter meines traurigen Geschlechts!
Du, dessen Enkeltochter ich mich rühme!
Der über meine schmähliche Verirrung
Vielleicht erröthet — hoher Sonnengott!
Zum Letztenmale seh' ich deine Strahlen.

Oenone.

Weh mir, noch immer nährst du, Königin,
Den traur'gen Vorsatz und entsagst dem Leben?

Phädra (schwärmerisch).

O säß' ich draußen in der Wälder Grün! —
Wann wird mein Aug' auf der bestäubten Bahn
Des raschen Wagens flücht'gen Lauf verfolgen?

Oenone.

Wie, Königin? Was ist das?

Phädra.

Ach, ich bin
Von Sinnen — Was hab' ich gesagt? — Oenone —
Ich weiß nicht, was ich wünsche, was ich sage;
Ein Gott hat die Besinnung mir geraubt —
Fühl' her, wie meine Wange glüht, Oenone!
Zu sehr verrieth ich meine Schwäche dir,
Und wider Willen stürzen mir die Thränen.

Oenone.

Mußt du erröthen, über dieses Schweigen
Erröthe, über diesen strafbar'n Widerstand,
Der nur die Stacheln deiner Schmerzen schärft!
Willst du, von unserm Flehen ungerührt,
Hartnäckig alle Hülfe von dir stoßen,
Und rettungslos dein Leben schwinden sehn?
Was für ein Wahnsinn setzt ihm vor der Zeit
Ein frühes Ziel? Was für ein Zauber, welch
Ein heimlich Gift macht seine Quellen stocken?
Dreimal umzog den Himmel schon die Nacht,
Seitdem kein Schlummer auf dein Auge sank,
Und dreimal wich die Finsterniß dem Tag,
Seitdem dein Körper ohne Nahrung schmachtet.
Welch gräßlichem Entschlusse gibst du Raum?
Darfst du mit Frevelmuth dich selbst zerstören?
Das heißt den Göttern trotzen, ist Verrath
Am Gatten, dem du Treue schwurst, Verrath
An deinen Kindern, den unschuld'gen Seelen,
Die du zu hartem Sklavenjoch verdammst.
Der Tag, der ihre Mutter ihnen raubt,
Bedenk' es, Königin, er gibt dem Sohn
Der Amazone seine Hoffnung wieder,

Dem ſtolzen Feinde deines Blutes, ihm,
Dem Fremdling, dieſem Hippolyt —

Phädra.

Ihr Götter!

Oenone.

Ergreift die Wahrheit dieſes Vorwurfs dich?

Phädra.

Unglückliche! Wen haſt du jetzt genannt?

Oenone.

Mit Recht empört ſich dein Gemüth. Mich freut's,
Daß dieſer Unglücksname dich entrüſtet!
Drum lebe! Laſſ' die Liebe, laſſ' die Pflicht
Es dir gebieten! Lebe! Dulde nicht,
Daß dieſer Scythe das verhaßte Joch
Auf deine Kinder lege! der Barbar
Dem ſchönſten Blute Griechenlands gebiete!
Jetzt aber eile — jeder Augenblick,
Den du verſäumſt, bringt näher dich dem Tode —
Verſchieb's nicht länger, die erliegende
Natur zu ſtärken, weil die Lebensflamme
Noch brennt, und noch aufs neu' ſich läßt entzünden.

Phädra.

Schon allzu lang' nährt' ich ein ſchuldvoll Daſeyn.

Oenone.

So klagt dein Herz geheimer Schuld dich an?
Iſt's ein Verbrechen, das dich ſo beängſtigt?
Du haſt doch nicht unſchuldig Blut verſpritzt?

Phädra.

Die Hand iſt rein. Wär' es mein Herz, wie ſie!

Oenone.

Und welches Ungeheure ſann dein Herz
Sich aus, das ſolchen Schauder dir erregt?

Phädra.

Genug ſagt' ich. Verſchone mich! Ich ſterbe,
Um das Unſelige nicht zu geſtehen!

Oenone.

So ſtirb! Beharr' auf deinem trotz'gen Schweigen!
Doch dir das Aug' im Tode zu verſchließen,
Such' eine andre Hand! Obgleich dein Leben
Auf deiner Lippe ſchon entfliehend ſchwebt,
Dräng' ich mich doch im Tode dir voran,
Es führen tauſend Steige dort hinab;
Mein Jammer wählt den kürzeſten ſich aus.
Grauſame, wann betrog ich deine Treu'?
Vergaßeſt du, wer deine Kindheit pflegte?
Um deinetwillen Freunde, Vaterland
Und Kind verließ? So lohnſt du meiner Liebe?

Phädra.

Was hofft du durch dein Flehn mir abzuſtürmen?
Entſetzen wirſt du dich, brech' ich mein Schweigen.

Oenone.

Was kannſt du mir Entſetzlicheres nennen,
Als dich vor meinen Augen ſterben ſehn!

Phädra.

Weißt du mein Unglück, weißt du meine Schuld,
Nicht minder ſterb' ich drum — nur ſchuld'ger ſterb' ich.

Oenone (vor ihr niederfallend).

Bei allen Thränen, die ich um dich weinte,
Bei deinem zitternden Knie, das ich umfaſſe,
Mach' meinem Zweifel, meiner Angſt ein Ende!

Phädra.

Du willst es so. Steh' auf.

Oenone.

O sprich, ich höre.

Phädra.

Gott! was will ich ihr sagen! und wie will ich's?

Oenone.

Mit deinen Zweifeln kränkst du mich. Vollende!

Phädra.

O schwerer Zorn der Venus! Strenge Rache!
Zu welchem Wahnsinn triebst du meine Mutter!

Oenone.

Sprich nicht davon! Ein ewiges Vergessen
Bedecke das unselige Vergehn!

Phädra.

O Ariadne, Schwester, welch Geschick
Hat Liebe dir am öden Strand bereitet!

Oenone.

Was ist dir? Welcher Wahnsinn treibt dich an,
In allen Wunden deines Stamms zu wühlen?

Phädra.

So will es Venus! Von den Meinen allen
Soll ich, die Letzte, soll am tiefsten fallen!

Oenone.

Du liebst?

Phädra.

Der ganze Wahnsinn rast in mir.

Oenone.

Wen liebst du?

Phädra.

Sey auf Gräßliches gefaßt.

Ich liebe — das Herz erzittert mir, mir ſchaudert,
Es heraus zu ſagen — Ich liebe —

Oenone.

Wen!

Phädra.

— Du kennſt ihn,
Den Jüngling, ihn, den ich ſo lang' verfolgte,
Den Sohn der Amazone —

Oenone.

Hippolyt?
Gerechte Götter!

Phädra.

Du nannteſt ihn, nicht ich.

Oenone.

Gott! All mein Blut erſtarrt in meinen Adern.
O Jammer! O verbrechenvolles Haus
Des Minos! Unglückſeliges Geſchlecht!
O dreimal unglückſel'ge Fahrt! Daß wir
An dieſem Unglücksufer mußten landen!

Phädra.

Schon früher fing mein Unglück an. Kaum war
Dem Sohn des Aegeus meine Treu' verſchwunden,
Mein Friede ſchien ſo ſicher mir gegründet,
Mein Glück mir ſo gewiß, da zeigte mir
Zuerſt Athenä meinen ſtolzen Feind.
Ich ſah ihn, ich erröthete, verblaßte
Bei ſeinem Anblick, meinen Geiſt ergriff
Unendliche Verwirrung, finſter ward's
Vor meinen Augen, mir verſagte die Stimme,
Ich fühlte mich durchſchauert und durchflammt,
Der Venus furchtbare Gewalt erkannt' ich,

Und alle Qualen, die ſie zürnend ſendet.
Durch fromme Opfer hofft' ich ſie zu wenden,
Ich baut' ihr einen Tempel, ſchmückt' ihn reich,
Ich ließ der Göttin Hekatomben fallen,
Im Blut der Thiere ſucht' ich die Vernunft,
Die mir ein Gott geraubt — Ohnmächtige
Schutzwehren gegen Venus Macht! Umſonſt
Verbrannt' ich köſtlich Rauchwerk auf Altären;
In meinem Herzen herrſchte Hippolyt,
Wenn meine Lippe zu der Göttin flehte.
Ihn ſah ich überall und ihn allein;
Am Fuße ſelbſt der rauchenden Altäre
War er der Gott, dem ich die Opfer brachte.
Was frommte mir's, daß ich ihn überall
Vermied — O unglückſeliges Verhängniß!
In des Vaters Zügen fand ich ihn ja wieder.
Mit Ernſt bekämpft' ich endlich mein Gefühl;
Ich that Gewalt mir an, ihn zu verfolgen.
Stiefmütterliche Launen gab ich mir,
Den allzutheuren Feind von mir zu bannen.
Ich ruhte nicht, bis er verwieſen ward;
In den Vater ſtürmt' ich ein mit ew'gem Dringen,
Bis ich den Sohn aus ſeinem Arm geriſſen —
Ich athmete nun wieder frei, Oenone,
In Unſchuld floſſen meine ſtillen Tage,
Verſchloſſen blieb in tiefſter Bruſt mein Gram,
Und unterwürfig meiner Gattinpflicht
Pflegt' ich die Pfänder unſrer Unglücksehe!
Verlorne Müh'! O Tücke des Geſchicks!
Mein Gatte bringt ihn ſelbſt mir nach Trözene;
Ich muß ihn wiederſehn, den ich verbannt,

Und neu entbrennt die nie erſtickte Gluth.
Kein heimlich ſchleichend Feuer iſt es mehr;
Mit voller Wuth treibt mich der Venus Zorn.
Ich ſchaudre ſelbſt vor meiner Schuld zurück,
Mein Leben haſſ' ich und verdamme mich,
Ich wollte ſchweigend zu den Todten gehn,
Im tiefen Grabe meine Schuld verhehlen —
Dein Flehn bezwang mich, ich geſtand dir Alles,
Und nicht bereuen will ich, daß ich's that.
Wenn du fortan mit ungerechtem Tadel
Die Sterbende verſchonſt, mit eitler Müh'
Mich nicht dem Leben wieder geben willſt.

Vierter Auftritt.

Phädra. Oenone. Panope.

Panope.

Gern, Königin, erſpart' ich dir den Schmerz;
Doch nöthig iſt's, daß du das Aergſte wiſſeſt.
Den Gatten raubte dir der Tod. Dieß Unglück
Iſt kein Geheimniß mehr, als dir allein.

Oenone.

Panope, was ſagſt du?

Panope.

Die Königin
Erfleht des Gatten Wiederkehr vergebens.
Ein Schiff, das eben einlief, überbringt
Dem Hippolyt die Kunde ſeines Todes.

Phädra.

O Himmel!

Panope.

Die neue Königswahl theilt schon Athen;
Der Eine stimmt für deinen Sohn; ein Andrer
Wagt es, den Landesordnungen zum Hohn,
Sich für den Sohn der Fremden zu erklären.
Aricia selbst, der Pallantiden Blut,
Hat einen Anhang — dieß wollt' ich dir melden.
Schon rüstet Hippolyt sich, abzureisen,
Und Alles furchtet, wenn er plötzlich sich
In dieser Gährung zeigt, er möchte leicht
Die wankelmüth'gen Herzen an sich reißen.

Oenone.

Genug, Panope! Die Königin hat es
Gehört, und wird die große Botschaft nutzen.

(Panope geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Phädra. Oenone.

Oenone.

Gebieterin, ich drang nicht mehr in dich,
Zu leben — Selbst entschlossen, dir zu folgen,
Bestritt ich deinen tödtlichen Entschluß
Nicht länger — Dieser neue Schlag des Unglücks
Gebietet anders und verändert Alles.
— Der König ist todt, an seinen Platz trittst du.
Dem Sohn, den er dir läßt, bist du dich schuldig.

Dein Sohn iſt König oder Sklav, wie du
Lebſt oder ſtirbſt. Verliert er auch noch dich,
Wer ſoll den ganz Verlaſſenen beſchützen?
Drum lebe! — Aller Schuld biſt du jetzt ledig!
Gemeine Schwäche nur iſt's, was du fühlſt.
Zerriſſen ſind mit Theſeus' Tod die Bande,
Die deine Liebe zum Verbrechen machten.
Nicht mehr ſo furchtbar iſt dir Hippolyt;
Du kannſt fortan ihn ohne Vorwurf ſehn.
Er glaubt ſich jetzt von dir gehaßt, und ſtellt
Vielleicht ſich an die Spitze der Empörer.
Reiß' ihn aus ſeinem Wahn, ſuch' ihn zu rühren!
Sein Erbtheil iſt das glückliche Trözen;
Hier iſt er König; deinem Sohn gehören
Die ſtolzen Mauern der Minervenſtadt,
Euch beiden droht derſelbe Feind Gefahr;
Verbindet euch, Aricia zu bekämpfen!

Phädra.

Wohlan, ich gebe deinen Gründen nach;
Wenn Leben möglich iſt, ſo will ich leben,
Wenn Liebe zu dem hülfberaubten Sohn
Mir die verlorne Kraft kann wieder geben.

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Aricia. Ismene.

Aricia.

Er will mich sehen? Hippolyt? Und hier?
Er sucht mich und will Abschied von mir nehmen?
Ist's wahr, Ismene? täuschest du dich nicht?

Ismene.

Das ist die erste Frucht von Theseus' Tod.
Bald siehst du alle Herzen, die die Scheu
Vor ihm entfernt hielt, dir entgegen fliegen.
Aricia hat endlich ihr Geschick
In ihrer Hand, und Alles wird ihr huld'gen.

Aricia.

So wär' es keine unverbürgte Sage?
Ich wäre frei und meines Feinds entledigt?

Ismene.

So ist's. Dir kämpft das Glück nicht mehr entgegen;
Theseus ist deinen Brüdern nachgefolgt.

Aricia.

Weiß man, durch welch Geſchick er umgekommen?

Ismene.

Man ſpricht Unglaubliches von ſeinem Tod.
Das Meer, ſagt man, verſchlang den Ungetreuen,
Da er aufs neue Weiberraub verübt;
Ja, ein Gerücht verbreitet ſich durchs Land,
Er ſey hinabgeſtiegen zu den Todten
Mit ſeinem Freund Pirithous, er habe
Die ſchwarzen Ufer und den Styx geſehen,
Und ſich den Schatten lebend dargeſtellt;
Doch keine Wiederkehr ſey ihm geworden
Vom traur'gen Strand, den man nur Einmal ſieht.

Aricia.

Iſt's glaublich, daß ein Menſch, ein Sterblicher,
Ins tiefe Haus der Todten lebend dringe?
Was für ein Zauber denn zog ihn hinab
An dieſes allgefürchtete Geſtade?

Ismene.

Theſeus iſt todt, Gebieterin! Du biſt's
Allein, die daran zweifelt. Den Verluſt
Beſeufzt Athen. Trözene hat bereits
Den Hippolyt als Herrſcher ſchon erkannt.
Phädra, voll Angſt für ihren Sohn, hält Rath
Hier im Palaſt mit den beſtürzten Freunden.

Aricia.

Und glaubſt du wohl, daß Hippolyt an mir
Großmuth'ger werde handeln, als ſein Vater?
Daß er die Knechtſchaft mir erleichtern werde,
Von meinem Loos gerührt?

Ismene.

Ich glaub' es, Fürstin.

Aricia.

Den stolzen Jüngling, kennst du ihn auch wohl?
Und schmeichelst dir, er werde mich beklagen,
Und ein Geschlecht, das er verachtet, ehren
In mir allein? Du siehst, wie er mich meidet.

Ismene.

Man spricht von seinem Stolze viel; doch hab' ich
Den Stolzen gegenüber dir gesehn.
Sein Ruf, gesteh' ich, schärfte meine Neugier.
Doch schien er mir, als ich ihn wirklich sah,
Dem Ruf nicht zuzusagen. Sichtbar war's,
Wie er bei deinem Anblick sich verwirrte,
Wie er umsonst die Augen niederschlug,
Die zärtlich schmachtend an den deinen hingen.
Gesteht sein Stolz nicht ein, daß er dich liebe,
Sein Auge spricht's, wenn es sein Mund nicht sagt.

Aricia.

O Freundin, wie begierig lauscht mein Herz
Der holden Rede, die vielleicht mich täuscht!
Dieß Herz, du kennst es, stets von Gram genährt
Und Thränen, einem grausamen Geschick
Zum Raub dahingegeben, sollt' es sich
Der Liebe eitle Schmerzen noch erträumen?
Die Letzte bin ich übrig von dem Blut
Des hohen Königs, den die Erde zeugte,
Und ich allein entrann der Kriegeswuth.
Sechs Brüder sah ich in der Blüthe fallen,
Die Hoffnung meines fürstlichen Geschlechts.
Das Schwert vertilgte alle, und die Erde

Trank ungern ihrer Enkelsöhne Blut.
Du weißt, welch ſtreng Geſetz der Griechen Söhnen
Seit jener Zeit verwehrt, um mich zu werben.
Man fürchtet, daß der Schweſter Rachegeiſt
Der Brüder Aſche neu beleben möchte.
Doch weißt du auch, wie dieſes freie Herz
Die feige Vorſicht der Tyrannenfurcht
Verachtete. Der Liebe Feindin ſtets,
Wußt' ich dem König Dank für eine Strenge,
Die meinem eignen Stolz zu Hülfe kam.
— Da hatt' ich ſeinen Sohn noch nicht geſehn!
Nein, denke nicht, daß ſeine Wohlgeſtalt
Mein leicht betrognes Aug' verführt, der Reiz,
Der ihn umgibt, den Jeder an ihm preiſet,
Die Gaben einer gütigen Natur,
Die er verſchmäht und nicht zu kennen ſcheint.
Ganz andre herrlichere Gaben lieb' ich,
Schätz' ich in ihm! — Die hohen Tugenden
Des Vaters, aber frei von ſeinen Schwächen,
Den edeln Stolz der großen Seele lieb' ich,
Der unter Amors Macht ſich nie gebeugt.
Sey Phädra ſtolz auf ihres Theſeus Liebe;
Mir g'nügt die leichte Ehre nicht, ein Herz
Zu feſſeln, welches Tauſende gewannen.
Den Muth zu brechen, welchen nichts gebeugt,
Ein Herz zu rühren, welches nie gefühlt,
Den ſtolzen Mann als Siegerin zu feſſeln,
Der nicht begreift, wie ihm geſchieht, umſonſt
Sich einem Joch entwindet, das er liebt,
Das lockt mich an und reizt mich. Mindern Ruhm
Braucht' es, den großen Hercules zu rühren

Als Hippolyt — Viel öfter war der Held
Beſiegt und leichtern Kampfes überwunden.
Doch ach! wie heg' ich ſolchen eiteln Sinn!
Zu ſehr nur, fürcht' ich, widerſteht man mir,
Und bald vielleicht ſiehſt du mich, tiefgebeugt,
Den Stolz beweinen, den ich jetzt bewundre.
Er ſollte lieben! Hippolyt! Ich hätte
Sein Herz zu rühren — —

Ismene.

Hör' ihn ſelbſt! Er kommt!

Zweiter Auftritt.

Aricia. Ismene. Hippolyt.

Hippolyt.

Eh' ich von dannen gehe, Königin,
Künd' ich das Loos dir an, das dich erwartet.
Mein Vater ſtarb. Ach, nur zu wahr erklärte ſich
Mein ahnend Herz ſein langes Außenbleiben.
Den edeln Kämpfer konnte nur der Tod
So lange Zeit dem Aug' der Welt verbergen.
Die Götter endlich haben über ihn
Entſchieden, den Gefährten und den Freund,
Den Waffenfreund des herrlichen Alcid.
Dein Haß, ich darf es hoffen, Königin,
Auch gegen Feindes Tugenden gerecht,
Gönnt ihm den Nachruhm gern, den er verdient.
Eins tröſtet mich in meinem tiefen Leid,
Ich kann dich einem harten Joch entreißen;

Den ſchweren Bann, der auf dir lag, vernicht' ich;
Du kannſt fortan frei ſchalten mit dir ſelbſt,
Und in Trözen, das mir zum Loos gefallen,
Auf mich ererbt von Pittheus, meinem Ahn,
Das mich bereits als König anerkannt,
Laſſ' ich dich frei — und freier noch als mich.

Aricia.

Herr, mäß'ge dieſen Edelmuth, der mich
Beſchämt! Mehr, als du denkſt, erſchwerſt du mir
Die Feſſeln, die du von mir nimmſt, wenn du
So große Gunſt an der Gefangnen übſt.

Hippolyt.

Athen iſt noch im Streit, wer herrſchen ſoll;
Es ſpricht von dir, nennt mich, und Phädra's Sohn.

Aricia.

Von mir?

Hippolyt.

Ich weiß und will mir's nicht verbergen,
Daß mir ein ſtolz Geſetz entgegenſteht.
Die fremde Mutter wird mir vorgeworfen;
Doch hätt' ich meinen Bruder nur zum Gegner,
Nicht wehren ſollte mir's ein grillenhaft
Geſetz, mein gutes Anrecht zu behaupten.
Ein höheres Recht erkenn' ich über mir:
Dir tret' ich ab, vielmehr ich geb' dir wieder
Den Thron, den deine Väter von Erechtheus,
Der Erde Sohn, dem mächtigen, ererbt.
Er kam auf Aegeus durch der Kindſchaft Recht;
Athen, durch meinen Vater groß gemacht,
Erkannte freudig dieſen Held zum König,
Und in Vergeſſenheit ſank dein Geſchlecht.

Athen ruft dich in seine Mauern wieder;
Genug erlitt es von dem langen Streit;
Genug hinabgetrunken hat die Erde
Des edeln Blutes, das aus ihr entsprang.
Mein Antheil ist Trözene; Kreta bietet
Dem Sohn der Phädra reichlichen Ersatz;
Dir bleibt Athen! Ich geh' jetzt, um für dich
Die noch getheilten Stimmen zu vereinen.

Aricia.

Erstaunt, beschämt von Allem, was ich höre,
Befürcht' ich fast, ich fürchte, daß ich träume.
Wach' ich und ist dieß alles Wirklichkeit?
Herr, welche Gottheit gab dir's in die Seele?
Wie wahr rühmt dich der Ruf durch alle Welt!
Wie weit noch überflügelt ihn die Wahrheit!
Zu meiner Gunst willst du dich selbst berauben?
War es nicht schon genug, mich nicht zu hassen?

Hippolyt.

Ich, Königin, dich hassen? Was man auch
Von meinem Stolz verbreitet, glaubt man denn,
Daß eine Tigermutter mich geboren?
Und welche Wildheit wär's, welch eingewurzelt
Verstockter Haß, den nicht dein Anblick zähmte!
Konnt' ich dem holden Zauber widerstehn?

Aricia (unterbricht ihn).

Was sagst du, Herr?

Hippolyt.

Ich bin zu weit gegangen.
Zu mächtig wird es mir — Und weil ich denn
Mein langes Schweigen brach, so will ich enden —
So magst du ein Geheimniß denn vernehmen,

Das dieſe Bruſt nicht mehr verſchließen kann.
— Ja, Königin, du ſiehſt mich vor dir ſtehen,
Ein warnend Beiſpiel tief gefallnen Stolzes.
Ich, der der Liebe trotzig widerſtand,
Der ihren Opfern grauſam Hohn geſprochen,
Und wenn die Andern kämpften mit dem Sturm,
Stets von dem Ufer hoffte zuzuſehn,
Durch eine ſtärk're Macht mir ſelbſt entriſſen,
Erfahr' auch ich nun das gemeine Loos.
Ein Augenblick bezwang mein kühnes Herz;
Die freie ſtolze Seele, ſie empfindet.
Sechs Monde trag' ich ſchon, gequält, zerriſſen
Von Scham und Schmerz, den Pfeil in meinem Herzen.
Umſonſt bekämpf' ich dich, bekämpf ich mich;
Dich flieh' ich, wo du biſt, dich find' ich, wo du fehlſt;
Dein Bild folgt mir ins Innerſte der Wälder;
Das Licht des Tages und die ſtille Nacht
Muß mir die Reize deines Bildes malen.
Ach, Alles unterwirft mich dir, wie auch
Das ſtolze Herz dir widerſtand — Ich ſuche
Mich ſelbſt, und finde mich nicht mehr. Zur Laſt
Iſt mir mein Pfeil, mein Wurfſpieß und mein Wagen;
Vergeſſen ganz hab' ich die Kunſt Neptuns;
Mit meinen Seufzern nur erfüll' ich jetzt
Der Wälder Stille; meine müß'gen Roſſe
Vergeſſen ihres Führers Ruf.

(Nach einer Pauſe.)

Vielleicht
Schämſt du dich deines Werks, da du mich hörſt,
Und dich beleidigt meine wilde Liebe?
In welcher rauhen Sprache biet' ich auch

Mein Herz dir auf! Wie wenig würdig iſt
Der rohe Sklave ſolcher ſchönen Bande!
Doch eben darum nimm ihn gütig auf!
Ein neu Gefühl, ein fremdes, ſprech' ich aus,
Und ſprech' ich's übel, denke, Königin,
Daß du die Erſte biſt, die mich's gelehrt.

Dritter Auftritt.

Aricia. Jamene. Hippolyt. Theramen.

Theramen.

Die Königin naht ſich, Herr! Ich eil' ihr vor;
Sie ſucht dich.

Hippolyt.

Mich?

Theramen.

Ich weiß nicht, was ſie will.
Doch eben jetzt hat ſie nach dir geſendet;
Phädra will mit dir ſprechen, eh' du gehſt.

Hippolyt.

Phädra? Was ſoll ich ihr? was kann ſie wollen?

Aricia.

Herr, nicht verſagen kannſt du ihr die Gunſt;
Wie ſehr ſie deine Feindin auch, du biſt
Ein wenig Mitleid ihren Thränen ſchuldig.

Hippolyt.

Du aber gehſt! Du gehſt — und ich ſoll gehen!
Und ohne daß ich weiß, ob du dieß Herz —
Ob meine kühne Liebe dich beleidigt? —

Aricia.

Geh', deinen edeln Vorſatz auszuführen!
Erringe mir den Thron Athens! Ich nehme
Aus deinen Händen jegliches Geſchenk;
Doch dieſer Thron, wie herrlich auch, er iſt
Mir nicht die theuerſte von deinen Gaben!

(Geht ab mit Ismenen.)

Vierter Auftritt.

Hippolyt. Theramen.

Hippolyt.

Freund, iſt nun Alles — doch die Königin naht!

(Phädra zeigt ſich im Hintergrunde mit Oenonen.)

Laſſ' Alles ſich zur Abfahrt fertig halten!
Gib die Signale! Eile! Komm zurück
So ſchnell als möglich und erlöſe mich
Von einem widerwärtigen Geſpräch!

(Theramen geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Hippolyt. Phädra. Oenone.

Phädra
(noch in der Tiefe des Theaters).

Er iſt's, Oenone — All' mein Blut tritt mir
Ans Herz zurück — Vergeſſen hab' ich Alles,
Was ich ihm ſagen will, da ich ihn ſehe.

Oenone.

Bedenke deinen Sohn, der auf dich hofft.

Phädra (vortretend, zu Hippolyt).

Man ſagt, o Herr, du willſt uns ſchnell verlaſſen.
Ich komme, meine Thränen mit den deinen
Zu miſchen; ich komme, meines Sohnes wegen
Dir meine bangen Sorgen zu geſtehn.
Mein Sohn hat keinen Vater mehr, und nah'
Rückt ſchon der Tag, der ihm die Mutter raubt.
Von tauſend Feinden ſeh' ich ihn bedroht.
Herr, du allein kannſt ſeine Kindheit ſchützen;
Doch ein geheimer Vorwurf quält mein Herz.
Ich fürchte, daß ich ſelbſt dein Herz verhärtet;
Ich zittre, Herr, daß dein gerechter Zorn
An ihm die Schuld der Mutter möchte ſtrafen.

Hippolyt.

Ich denke nicht ſo niedrig, Königin.

Phädra.

Wenn du mich haßteſt, Herr, ich müßt' es dulden.
Du ſaheſt mich entbrannt auf dein Verderben;
In meinem Herzen konnteſt du nicht leſen.

Geſchäftig war ich, deinen Haß zu reizen;
Dich konnt' ich nirgends dulden, wo ich war;
Geheim und offen wirkt' ich dir entgegen;
Nicht ruht' ich, bis uns Meere ſelbſt geſchieden.
Selbſt deinen Namen vor mir auszuſprechen,
Verbot' ich durch ein eigenes Geſetz.
Und dennoch — wenn an der Beleidigung
Sich Rache mißt, wenn Haß nur Haß erwirbt,
War nie ein Weib noch deines Mitleids werther,
Und keines minder deines Haſſes werth.

Hippolyt.

Es eifert jede Mutter für ihr Kind;
Dem Sohn der Fremden kann ſie ſchwer vergeben.
Ich weiß das Alles, Königin. War doch
Der Argwohn ſtets der zweiten Ehe Frucht!
Von jeder Andern hätt' ich gleichen Haß,
Vielleicht noch mehr Mißhandlungen erfahren.

Phädra.

Ach, Herr! wie ſehr nahm mich der Himmel aus
Von dieſer allgemeinen Sinnesart!
Wie ein ganz Andres iſt's, was in mir tobet!

Hippolyt.

Laſſ', Königin, dich keine Sorge quälen!
Noch lebt vielleicht dein Gatte, und der Himmel
Schenkt unſern Thränen ſeine Wiederkehr.
Beſchützt ihn doch der mächtige Neptun;
Zu ſolchem Helfer ſieht man nicht vergebens.

Phädra.

Herr, zweimal ſieht kein Menſch die Todesufer.
Theſeus hat ſie geſehn; drum hoffe nicht,
Daß ihn ein Gott uns wieder ſchenken werde;

Der karge Styx gibt seinen Raub nicht her.
— Todt wär' er? Nein, er ist nicht todt! Er lebt
In dir! Noch immer glaub' ich ihn vor Augen
Zu sehn! Ich spreche ja mit ihm! Mein Herz —
— Ach, ich vergesse mich! Herr, wider Willen
Reißt mich der Wahnsinn fort —

Hippolyt.

Ich seh' erstaunt
Die wunderbare Wirkung deiner Liebe.
Theseus, obgleich im tiefen Grabe, lebt
Vor deinen Augen! Von der Leidenschaft
Zu ihm ist deine Seele ganz entzündet.

Phädra.

Ja, Herr, ich schmachte, brenne für den Theseus,
Ich liebe Theseus, aber ihnen nicht,
Wie ihn der schwarze Acheron gesehn,
Den flatterhaften Buhler aller Weiber,
Den Frauenräuber, der hinunterstieg,
Des Schattenkönigs Bette zu entehren,
Ich seh' ihn treu, ich seh' ihn stolz, ja selbst
Ein wenig scheu — Ich seh' ihn jung und schön
Und reizend alle Herzen sich gewinnen.
Wie man die Götter bildet, so wie ich
— Dich sehe! Deinen ganzen Anstand hatt' er,
Dein Auge, deine Sprache selbst! So färbte
Die edle Röthe seine Heldenwangen,
Als er nach Kreta kam, die Tochter Minos'
Mit Lieb' entzündete — Wo warst du da?
Wie konnt' er ohne Hippolyt die besten,
Die ersten Helden Griechenlands versammeln?
O daß du, damals noch zu zarten Alters,

Nicht in dem Schiff mit warſt, das ihn gebracht!
Den Minotaurus hätteſt du getödtet,
Trotz allen Krümmen ſeines Labyrinths.
Dir hätte meine Schweſter jenen Faden
Gereicht, um aus dem Irrgang dich zu führen.
O nein, nein, ich kam ihr darin zuvor!
Mir hätt's zuerſt die Liebe eingegeben,
Ich, Herr, und keine Andre zeigte dir
Den Pfad des Labyrinths. Wie hätt' ich nicht
Für dieſes liebe Haupt gewacht! Ein Faden
War der beſorgten Liebe nicht genug;
Gefahr und Noth hätt' ich mit dir getheilt;
Ich ſelbſt, ich wäre vor dir hergezogen;
Ins Labyrinth ſtieg ich hinab mit dir,
Mit dir war ich gerettet oder verloren.

Hippolyt.

Was hör' ich, Götter! Wie? Vergiſſeſt du,
Daß Theſeus dein Gemahl, daß er mein Vater —

Phädra.

Wie kannſt du ſagen, daß ich das vergaß?
Bewahrt' ich meine Ehre denn ſo wenig?

Hippolyt.

Verzeihung, Königin. Schamroth geſteh' ich,
Daß ich unſchuld'ge Worte falſch gedeutet.
Nicht länger halt' ich deinen Anblick aus.

(Will gehen.)

Phädra.

Grauſamer, du verſtandſt mich nur zu gut.
Genug ſagt' ich, die Augen dir zu öffnen.
So ſey es denn! So lerne Phädra kennen
Und ihre ganze Raſerei! Ich liebe.

Und denke ja nicht, daß ich dieß Gefühl
Vor mir entſchuld'ge und mir ſelbſt vergebe,
Daß ich mit feiger Schonung gegen mich
Das Gift genährt, das mich wahnſinnig macht.
Dem ganzen Zorn der Himmliſchen ein Ziel,
Haſſ' ich mich ſelbſt noch mehr, als du mich haſſeſt.
Zu Zeugen deß ruf' ich die Götter an,
Sie, die das Feuer in meiner Bruſt entzündet,
Das all den Meinen ſo verderblich war,
Die ſich ein grauſam Spiel damit gemacht,
Das ſchwache Herz der Sterblichen zu verführen.
Ruf' das Vergangne dir zurück! Dich fliehen
War mir zu wenig. Ich verbannte dich!
Gehäſſig, grauſam wollt' ich dir erſcheinen;
Dir deſto mehr zu widerſtehn, warb ich
Um deinen Haß — Was frommte mir's! Du haßteſt
Mich deſto mehr, ich — liebte dich nicht minder,
Und neue Reize nur gab dir dein Unglück.
In Gluth, in Thränen hab' ich mich verzehrt;
Dieß zeigte dir ein einz'ger Blick auf mich,
Wenn du den einz'gen Blick nur wollteſt wagen.
— Was ſoll ich ſagen? Dieß Geſtändniß ſelbſt,
Das ſchimpfliche, denkſt du, ich that's mit Willen?
Die Sorge trieb mich her für meinen Sohn;
Für ihn wollt' ich dein Herz erflehn — Umſonſt!
In meiner Liebe einzigem Gefühl
Konnt' ich von nichts dir reden als dir ſelbſt.
Auf, räche dich und ſtrafe dieſe Flamme,
Die dir ein Gräu'l iſt! Reinige, befreie,
Des Helden werth, der dir das Leben gab,
Von einem ſchwarzen Ungeheu'r die Erde!

Des Theſeus Wittwe glüht für Hippolyt!
Nein, laſſ' ſie deiner Rache nicht entrinnen.
Hier treffe deine Hand, hier iſt mein Herz!
Voll Ungeduld, den Frevel abzubüßen,
Schlägt es, ich fühl' es, deinem Arm entgegen.
Triff! Oder bin ich deines Streichs nicht werth,
Mißgönnt dein Haß mir dieſen ſüßen Tod,
Entehret deine Hand ſo ſchmählich Blut,
Leih mir dein Schwert, wenn du den Arm nicht willſt.
Gib! (Entreißt ihm das Schwert.)

Oenone.

Königin, was machſt du? Große Götter!
Man kommt. O flieh den Blick verhaßter Zeugen!
Komm, folge mir und rette dich vor Schmach!
(Sie führt Phädra ab.)

Sechster Auftritt.

Hippolyt. Theramen.

Theramen.

Flieht dort nicht Phädra oder wird vielmehr
Gewaltſam fortgezogen? — Herr, was ſetzt
Dich ſo in Wallung? — Ich ſeh' dich ohne Schwert,
Bleich, voll Entſetzen —

Hippolyt.

Fliehn wir, Theramen!
Du ſiehſt mich in dem äußerſten Erſtaunen,
Ich kann mich ſelbſt nicht ohne Grauen ſehn.

Phädra — Doch, große Götter! Nein!
Das Gräßliche bedeck' ein ewig Schweigen!

Theramen.

Willſt du von dannen, das Schiff iſt ſegelfertig;
Doch, Herr, Athen hat ſich bereits erklärt.
Man hat das Volk nach Zünften ſtimmen laſſen;
Dein Bruder hat die Stimmen; Phädra ſiegt!

(Hippolyt macht eine Bewegung des Erſtaunens.)

Ein Herold kommt ſo eben von Athen,
Der ihr den Schluß des Volkes überbringt.
Ihr Sohn iſt König.

Hippolyt.

Phädra! Große Götter!
Ihr kennt ſie! Iſt's der Lohn für ihre Tugend?

Theramen.

Indeß ſchleicht ein Gerücht umher, der König
Sey noch am Leben. Man will ihn in Epirus
Geſehen haben — Aber hab' ich ihn nicht dort
Erfragt, und weiß ich nicht zu gut —

Hippolyt.

Thut nichts.
Man muß auf Alles hören, nichts verſäumen,
Und forſchen nach der Quelle des Gerüchts.
Verdient es nicht, daß wir die Fahrt einſtellen,
So gehen wir, was es auch koſten mag,
Der Würdigſten das Scepter zuzuwenden!

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Phädra. Oenone.

Phädra.

Hinweg, hinweg! Zu Andern wendet euch
Mit dieſen Ehren, die man auf mich häuft!
Unglückliche, wie kannſt du in mich dringen,
Daß ich mich zeige? O verbirg mich vielmehr!
Ach, nur zu offen hab' ich mich gezeigt,
Mein raſend Wünſchen wagt' ich kund zu geben,
Ich hab' geſagt, was man nie hören ſollte!
— Wie horcht' er auf! Wie lange wußt' er nicht
Ausweichend meiner Rede zu entſchlüpfen!
Wie ſann er nur auf ſchnelle Flucht, und wie
Vermehrte ſein Erröthen meine Scham!
O warum hielſt du meinen Arm zurück!
Als ich ſein Schwert auf meinen Buſen zückte,
Erblaßt' er nur für mich? Entriß er mir's?
Genug, daß meine Hand daran gerührt;
Ein Gräuel war's in ſeinem Aug', es war
Geſchändet, und entehrte ſeine Hände!

Oenone.

So deinem eiteln Jammer ewig nur
Dahingegeben, nährst du deine Gluth,
Die du ersticken solltest. Wär's nicht besser,
Nicht würdiger des Bluts, das in dir fließt,
Dein Herz in edlern Sorgen zu zerstreuen,
Den Undankbaren, der dich haßt, zu fliehn,
Zu herrschen und das Scepter zu ergreifen!

Phädra.

Ich herrschen, ich ein Reich mir unterwerfen,
Und bin nicht Meister meiner selbst, und bin
Nicht mächtig meiner Sinne mehr! Ich herrschen,
Die einer schimpflichen Gewalt erliegt,
Die stirbt!

Oenone.

So flieh!

Phädra.

Ich kann ihn nicht verlassen.

Oenone.

Ihn nicht verlassen und verbanntest ihn!

Phädra.

Es ist zu spät; er weiß nun meine Liebe.
Die Gränze keuscher Scham ist überschritten,
Das schimpfliche Geständniß ist gethan,
Hoffnung schlich wider Willen in mein Herz.
Und riefst du selbst nicht meine fliehende Seele
Mit schmeichelhaftem Trosteswort zurück?
Du zeigtest mir verdeckt, ich könnt' ihn lieben.

Oenone.

Dich zu erhalten, ach! was hätt' ich nicht,
Unschuldig oder sträflich, mir erlaubt!

Doch wenn du je Beleidigung empfandſt,
Kannſt du vergeſſen, wie der Stolze dich
Verachtete! Wie grauſam höhnend er
Dich nur nicht gar ihm ließ zu Füßen fallen!
Wie machte dieſer Stolz ihn mir verhaßt!
O daß du ihn nicht ſahſt mit meinen Augen!

Phädra.

Oenone, dieſen Stolz kann er verlieren;
Wild iſt er wie der Wald, der ihn erzog;
Er hört, aus rauhe Jagdwerk nur gewohnt,
Zum Erſtenmale jetzt von Liebe reden;
Er ſchwieg wohl gar aus Ueberraſchung nur,
Und Unrecht thun wir ihm mit unſern Klagen.

Oenone.

Bedenk', daß eine Scythin ihn gebar.

Phädra.

Obgleich ſie Scythin war, ſie liebte doch.

Oenone.

Er haßt, du weißt es, unſer ganz Geſchlecht.

Phädra.

So werd' ich keiner Andern aufgeopfert.
— Zur Unzeit kommen alle deine Gründe,
Hilf meiner Leidenſchaft, nicht meiner Tugend!
Der Liebe widerſteht ſein Herz. Laſſ' ſehn,
Ob wir's bei einer andern Schwäche faſſen!
Die Herrſchaft lockt ihn, wie mir ſchien; es zog
Ihn nach Athen; er konnt' es nicht verbergen.
Die Schnäbel ſeiner Schiffe waren ſchon
Herumgekehrt, und alle Segel flogen.
Geh, ſchmeichle ſeiner Ehrbegier, Oenone,
Mit einer Krone Glanz — Er winde ſich

Das Diadem um ſeine Stirne! Mein
Sey nur der Ruhm, daß ich's ihm umgebunden!
Behaupten kann ich meine Macht doch nicht;
Nehm' er ſie hin! Er lehre meinen Sohn
Die Herrſcherkunſt und ſey ihm ſtatt des Vaters!
Mutter und Sohn geb' ich in ſeine Macht.
Geh, laſſ' nichts unverſucht, ihn zu bewegen!
Dich wird er hören, wenn er mich nicht hört.
Dring' in ihn, ſeufze, weine, ſchildre mich
Als eine Sterbende, o ſchäme dich
Auch ſelbſt der Flehensworte nicht! Was du
Gut findeſt, ich bekenne mich zu Allem.
Auf dir ruht meine letzte Hoffnung. Geh!
Bis du zurückgekehrt, beſchließ' ich nichts.

(Oenone geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Phädra (allein).

Du ſiehſt, in welche Tiefen ich gefallen,
Furchtbare Venus, unverſöhnliche!
Bin ich genug geſunken? Weiter kann
Dein Grimm nicht gehn; vollkommen iſt dein Sieg;
Getroffen haben alle deine Pfeile.
Grauſame, willſt du deinen Ruhm vermehren,
Such' einen Feind, der mehr dir widerſtrebt.
Dich fliehet Hippolyt, er ſpricht dir Hohn,
Und nie hat er ein Knie vor dir gebeugt;
Dein Name ſchon entweiht ſein ſtolzes Ohr.

Räche dich, Göttin! räche mich! Er liebe!
— Doch was iſt das? Du ſchon zurück, Oenone?
Man verabſcheut mich, man will dich gar nicht hören.

Dritter Auftritt.

Phädra. Oenone.

Oenone.

Erſticken mußt du jeglichen Gedanken
An deine Liebe jetzt, Gebieterin!
Sey wieder ganz du ſelbſt! Ruf' deine Tugend
Zurück! Der König, den man todt geglaubt,
Er wird ſogleich vor deinen Augen ſtehn.
Theſeus iſt angelangt! Theſeus iſt hier!
Entgegen ſtürzt ihm alles Volk — Ich ging,
Wie du befahlſt, den Hippolyt zu ſuchen,
Als tauſend Stimmen plötzlich himmelan —

Phädra.

Mein Gatte lebt, Oenone! Mir genug!
Ich habe eine Leidenſchaft geſtanden,
Die ihn beſchimpft. Er lebt. Es braucht nichts weiter.

Oenone.

Wie, Königin?

Phädra.

Ich ſagte dir's vorher,
Du aber hörteſt nicht; mit deinen Thränen
Beſiegteſt du mein richtiges Gefühl.
Noch heute früh ſtarb ich der Thränen werth;
Ich folgte deinem Rath, und ehrlos ſterb' ich.

Oenone.

Du ſtirbſt?

Phädra.

Ihr Götter! Was hab' ich gethan!
Mein Gemahl wird kommen und ſein Sohn mit ihm.
Ich werd' ihn ſehn, wie er ins Aug' mich faßt,
Der furchtbare Vertraute meiner Schuld,
Wie er drauf Achtung gibt, mit welcher Stirn
Ich ſeinen Vater zu empfangen wage!
Das Herz von Seufzern ſchwer, die er verachtet,
Das Aug' von Thränen feucht, die er verſchmäht!
Und glaubſt du wohl, er, ſo voll Zartgefühl,
So eiferſüchtig auf des Vaters Ehre —
Er werde meiner ſchonen? den Verrath
An ſeinem Vater, ſeinem König, dulden?
Wird er auch ſeinem Abſcheu gegen mich
Gebieten können? Ja, und ſchwieg' er auch!
Oenone, ich weiß meine Schuld, und nicht
Die Kecke bin ich, die, ſich im Verbrechen
In ſanfte Ruh' einwiegend, aller Scham
Mit eh'rner Stirne, nie erröthend, trotzte.
Mein Unrecht kenn' ich, es ſteht ganz vor mir.
Schon ſeh' ich dieſe Mauern, dieſe Bogen
Sprache bekommen, und, mich anzuklagen
Bereit, des Gatten Ankunft nur erwarten,
Furchtbares Zeugniß gegen mich zu geben!
— Nein, laſſ' mich ſterben! Dieſen Schreckniſſen
Entziehe mich der Tod — er ſchreckt mich nicht!
Mich ſchreckt der Name nur, den ich verlaſſe,
Ein gräßlich Erbtheil meinen armen Kindern!
Die Abkunft von dem Zeus erhebt ihr Herz;

Der Mutter Schuld wird schwer auf ihnen lasten.
Oenone, mit Entsetzen denk' ich es:
Erröthen werden sie, wenn man mich nennt,
Und wagen's nicht, die Augen aufzuschlagen.

Oenone.

Das wird gewiß geschehen; zweifle nicht!
O wahrlich, nie war eine Furcht gerechter.
Doch warum willst du sie der Schmach bloßstellen?
Warum dich selbst anklagen? — Ach, es ist
Um uns geschehen! Phädra, hör' ich sagen,
Bekennt sich schuldig! Phädra trägt ihn nicht
Den furchtbar'n Anblick des verrathnen Gatten.
Wie glücklich ist dein Feind, daß du ihm selbst
Gewonnen gibst auf Kosten deines Lebens!
Was werd' ich ihm antworten, wenn er nun
Als Kläger auftritt? Ach, ich muß verstummen!
Er aber wird sich seines gräßlichen
Triumphs mit Uebermuth erfreu'n, und Jedem,
Der's hören will, von deiner Schmach erzählen.
Eh' dieß geschieht, zerschmettre mich der Blitz!
— Sag' mir die Wahrheit! Ist er dir noch theuer?
Mit welchem Auge siehst du jetzt den Stolzen?

Phädra.

Ein Ungeheu'r ist er in meinen Augen.

Oenone.

Warum den leichten Sieg ihm also lassen?
Du fürchtest ihn — So wag' es, ihn zuerst
Der Schuld, die er dir vorwirft, anzuklagen.
Wer kann dich Lügen strafen? Alles verdammt ihn.
Sein Schwert, zum Glück in deiner Hand gelassen,
Dein jetz'ger Schrecken, dein bisher'ger Gram,

Die vorgefaßte Meinung ſeines Vaters,
Und deine frühern Klagen über ihn,
Auch dieß, daß du ſchon einmal ihn verbannt —

Phädra.

Ich ſoll die Unſchuld unterdrücken, läſtern?

Oenone.

Mir iſt an deinem Schweigen ſchon genug.
Ich zittre, ſo wie du; auch mein Gewiſſen
Regt ſich, und tauſend Tode ſtürb' ich lieber!
Doch ohne dieſes Mittel der Verzweiflung
Verlier' ich dich! Es gilt zu hohen Preis!
So weiche jedes Andre deinem Leben!
— Ich werde reden — Theſeus, glaube mir,
Wenn mein Bericht ihn aufgereizt, wird ſich
Mit der Verbannung ſeines Sohns begnügen;
Ein Vater bleibt auch Vater noch im Strafen!
Doch müßt' auch ſelbſt das Blut der Unſchuld fließen;
Dein Ruf ſteht auf dem Spiel, es gilt die Ehre:
Der muß man Alles opfern, auch die Tugend.
Man kommt. Ich ſehe Theſeus.

Phädra.

Wehe mir!
Ich ſehe Hippolyt. Ich leſe ſchon
In ſeinen ſtolzen Blicken mein Verderben.
— Thu', was du willſt! Dir überlaſſ' ich mich;
In meiner Angſt kann ich mir ſelbſt nicht rathen.

Vierter Auftritt.

Phädra. Oenone. Theſeus. Hippolyt. Theramen.

Theſeus.

Das Glück iſt mit mir ausgeſöhnt, Gemahlin!
Es führt in deine Arme —

Phädra.

Theſeus, halt!
Entweihe nicht die zärtlichen Gefühle!
Nicht mehr verdien' ich dieſe Liebeszeichen.
Du biſt beſchimpft. Das neidiſche Glück verſchonte,
Seitdem du fern warſt, deine Gattin nicht,
Ich bin nicht werth, dir fernerhin zu nahn,
Und gehe, mich auf ewig zu verbergen.

(Geht ab mit Oenonen.)

Fünfter Auftritt.

Theſeus. Hippolyt. Theramen.

Theſeus.

Wie? Welch ein ſeltſamer Empfang? — Mein Sohn?

Hippolyt.

Phädra mag das Geheimniß dir erklären.
Doch wenn mein Flehn was über dich vermag,
Erlaub' o Herr, daß ich ſie nicht mehr ſehe.
Laſſ' den erſchrocknen Hippolyt den Ort,
Wo deine Gattin lebt, auf ewig meiden.

Theseus.

Verlassen willst du mich, mein Sohn?

Hippolyt.

Ich suchte
Sie nicht! Du brachtest sie an diese Küste!
Du warst es selbst, o Herr, der mir beim Scheiden
Aricien und die Königin anvertraut,
Ja mich zum Hüter über sie bestellt.
Was aber könnte nun mich hier noch halten?
Zu lange schon hat meine müß'ge Jugend
Sich an dem scheuen Wilde nur versucht.
Wär's nun nicht Zeit, unwürd'ge Ruhe fliehend,
Mit edlerm Blute mein Geschoß zu färben?
Noch hattest du mein Alter nicht erreicht,
Und manches Ungeheuer fühlte schon
Und mancher Räuber deines Armes Schwere.
Des Uebermuthes Rächer hattest du
Das Ufer zweier Meere schon gesichert;
Der Wanderer zog seine Straße frei,
Und Hercules, als er von dir vernahm,
Fing an, von seiner Arbeit auszuruhn.
Doch ich, des Helden unberühmter Sohn,
That es noch nicht einmal der Mutter gleich!
O gönne, daß mein Muth sich endlich zeige,
Und wenn ein Ungeheuer dir entging,
Daß ich's besiegt zu deinen Füßen lege;
Wo nicht, durch einen ehrenvollen Tod
Mich aller Welt als deinen Sohn bewähre.

Theseus.

Was muß ich sehen? Welch ein Schreckniß ist's,

Das ringsum sich verbreitend all die Meinen
Zurück aus meiner Nähe schreckt? Kehr' ich
So ungewünscht und so gefürchtet wieder,
Warum, ihr Götter, erbracht ihr mein Gefängniß?
— Ich hatte einen einz'gen Freund. Die Gattin
Wollt' er dem Herrscher von Epirus rauben.
Von blinder Liebeswuth bethört. Ungern
Bot ich zum kühnen Frevel meinen Arm;
Doch zürnend nahm ein Gott uns die Besinnung.
Mich überraschte wehrlos der Tyrann;
Den Waffenbruder aber, meinen Freund,
Pirithous — o jammervoller Anblick! —
Mußt' ich den Tigern vorgeworfen sehn,
Die der Tyrann mit Menschenblute nährte.
Mich selbst schloß er in eine finstre Gruft,
Die, schwarz und tief, ans Reich der Schatten gränzte.
Sechs Monde hatt' ich hülflos hier geschmachtet;
Da sahen mich die Götter gnädig an;
Das Aug' der Hüter wußt' ich zu betrügen;
Ich reinigte die Welt von einem Feind,
Den eignen Tigern gab ich ihn zur Speise.
Und jetzo, da ich fröhlich heimgekehrt,
Und, was die Götter Theures mir gelassen,
Mit Herzensfreude zu umfassen denke —
Jetzt, da die Seele sich nach langem Durst
An dem erwünschten Anblick laben will —
Ist mein Empfang Entsetzen, Alles flieht mich,
Entzieht sich meiner liebenden Umarmung,
Ja, und ich selbst, von diesem Schrecken an-
Gesteckt, der von mir ausgeht, wünsche mich
Zurück in meinen Kerker zu Epirus.

— Sprich! Phädra klagt, daß ich beleidigt ſey.
Wer verrieth mich? Warum bin ich nicht gerächet?
Hat Griechenland, dem dieſer Arm ſo oft
Gedient, Zuflucht gegeben dem Verbrecher?
Du gibſt mir nichts zur Antwort. Sollteſt du's,
Mein eigner Sohn, mit meinen Feinden halten?
— Ich geh' hinein. Zu lang' bewahr' ich ſchon
Den Zweifel, der mich niederdrückt. Auf einmal
Will ich den Frevel und den Frevler kennen.
Von dieſem Schrecken, den ſie blicken läßt,
Soll Phädra endlich Rechenſchaft mir geben.
(Geht ab.)

Sechster Auftritt.

Hippolyt. Theramen.

Hippolyt.

Was wollte ſie mit dieſen Worten ſagen,
Die mich durchſchauerten? Will ſie vielleicht,
Ein Raub jedwedes äußerſten Gefuhls,
Sich ſelbſt anklagen und ſich ſelbſt verderben?
Was wird der König ſagen, große Götter!
Wie ſchwer verfolgt die Liebe dieſes Haus!
Ich ſelbſt, ganz einer Leidenſchaft zum Raube,
Die er verdammt; wie hat mich Theſeus einſt
Geſehen und wie findet er mich wieder?
Mir trüben ſchwarze Ahnungen den Geiſt;
Doch Unſchuld hat ja Böſes nicht zu fürchten.

— Sehn wir, ein glücklich Mittel auszusinnen,
Wie wir des Vaters Liebe wieder wecken,
Ihm eine Leidenschaft gestehn, die er
Verfolgen kann, doch nimmermehr erschüttern.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Theſeus. Oenone.

Theſeus.

Was hör' ich! Götter! Solchen Angriff wagte
Ein Raſender auf ſeines Vaters Ehre!
Wie hart verfolgſt du mich, ergrimmtes Schickſal!
Ich weiß nicht, was ich ſoll, nicht, was ich bin!
O wird mir ſolcher Dank für meine Liebe?
Fluchwerthe That! Verdammliches Erkühnen!
Und ſeiner wilden Luſt genug zu thun,
Erlaubte ſich der Freche gar Gewalt!
Erkannt hab' ich's, das Werkzeug ſeiner Wuth,
Dieß Schwert, zu edlerm Dienſt ihm umgehangen;
Nicht hielt ihn ſelbſt die heil'ge Scheu des Bluts!
Und Phädra ſäumte noch, ihn anzuklagen,
Und Phädra ſchwieg und ſchonte des Verräthers.

Oenone.

Des unglückſel'gen Vaters ſchonte Phädra.
Vom Angriff dieſes Wüthenden beſchämt

Und dieſer frevelhaften Gluth, die ſie
Schuldlos entzündet, wollte Phädra ſterben.
Schon zuckte ſie die mörderiſche Hand,
Das ſchöne Licht der Augen auszulöſchen;
Da fiel ich ihr in den erhobnen Arm,
Ja, ich allein erhielt ſie deiner Liebe.
Und jetzt, o Herr, von ihrem großen Leiden,
Von deiner Furcht gerührt, entdeckt' ich dir,
Ich that's nicht gern, die Urſach' ihrer Thränen.

Theſeus.

Wie er vor mir erblaßte, der Verräther!
Er konnte mir nicht ohne Zittern nahn;
Ich war erſtaunt, wie wenig er ſich freute!
Sein froſtiger Empfang erſtickte ſchnell
Die frohe Wallung meiner Zärtlichkeit.
— Doch dieſer Liebe frevelhafte Gluth,
O ſprich, verrieth ſie ſich ſchon in Athen?

Oenone.

Denk' an die Klagen meiner Königin,
O Herr! Aus einer frevelhaften Liebe
Entſprang ihr ganzer Haß.

Theſeus.

Und dieſe Liebe
Entflammte ſich von neuem in Trözene?

Oenone.

Herr, Alles, was geſchehen, ſagt' ich dir! —
Zu lang' ließ ich die Königin allein
In ihrem Schmerz; erlaube, daß ich dich
Verlaſſe, Herr, und meiner Pflicht gehorche.

(Oenone geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Theſeus. Hippolyt.

Theſeus.

Da iſt er! Götter! Dieſer edle Anſtand!
Welch Auge würde nicht davon getäuſcht!
Darf auf der frechen Stirn des Ehebruchs
Die heilige Majeſtät der Tugend leuchten?
Wär' es nicht billig, daß der Schalk im Herzen
Durch äußre Zeichen ſich verkündete?

Hippolyt.

Herr, darf ich fragen, welche düſtre Wolke
Dein königliches Angeſicht umſchattet?
Darfſt du es deinem Sohne nicht vertrau'n?

Theſeus.

Darfſt du, Verräther, mir vors Auge treten?
Ungeheuer, das der Blitz zu lang verſchont!
Unreiner Ueberreſt des Raubgezüchts,
Von dem mein tapfrer Arm die Welt befreite!
Nachdem ſich deine frevelhafte Gluth
Bis zu des Vaters Bette ſelbſt verwogen,
Zeigſt du mir frech noch dein verhaßtes Haupt?
Hier an dem Ort, der deine Schande ſah,
Darfſt du dich zeigen, und du wendeſt dich
Nicht fremden fernen Himmelsſtrichen zu,
Wo meines Namens Schall nie hingedrungen?
Entflieh, Verräther! Reize nicht den Grimm,
Den ich mit Müh' bezwinge — Schwer genug
Büß' ich dafür mit ew'ger Schmach, daß ich
So frevelhaftem Sohn das Leben gab;

Nicht auch dein Tod soll mein Gedächtniß schänden
Und schwärzen meiner Thaten Glanz — Entflieh!
Und willst du nicht, daß eine schnelle Rache
Dich den Frevlern, die ich strafte, beigesselle,
Gib Acht, daß dich das himmlische Gestirn,
Das uns erleuchtet, den verwegnen Fuß
Nie mehr in diese Gegend setzen sehe!
Entfliehe, sag' ich, ohne Wiederkehr!
Reiß' dich von dannen! Fort und reinige
Vom Gräuel deines Anblicks meine Staaten!
— Und du, Neptun, wenn je mein Arm dein Ufer
Von Raubgesindel säuberte, gedenk',
Wie du mir einst zu meiner Thaten Lohn
Gelobt, mein erstes Wünschen zu erhören!
Nicht in dem Drang der langen Kerkernoth
Erfleht' ich dein unsterbliches Vermögen;
Ich geizte mit dem Wort, das du mir gabst;
Der dringenderen Noth spart' ich dich auf.
Jetzt fleh' ich dich, Erschütterer der Erde,
Räch' einen Vater, der verrathen ist!
Hin geb' ich diesen Frevler deinem Zorn.
Erstick' in seinem Blut sein frech Gelüsten!
An deinem Grimm lass' deine Hand mich kennen!

Hippolyt.

Phädra verklagt mich einer strafbar'n Liebe!
Dieß Uebermaß des Gräu'ls schlägt mich zu Boden.
So viele Schläge, unvorgesehn, auf Einmal,
Zerschmettern mich und rauben mir die Sprache!

Theseus.

Verräther, dachtest du, es werde Phädra
In feiges Schweigen deine Schuld begraben,

So mußteſt du beim Fliehen nicht das Schwert,
Das dich verdammt, in ihren Händen laſſen.
Du mußteſt, deinen Frevel ganz vollendend,
Mit einem Streich ihr Stimm' und Leben rauben.

Hippolyt.

Mit Recht entrüſtet von ſo ſchwarzer Lüge,
Sollt' ich die Wahrheit hier vernehmen laſſen;
Doch, Herr, ich unterdrücke ein Geheimniß,
Das dich betrifft, aus Ehrfurcht unterdrück' ich's.
Du, billige das Gefühl, das mir den Mund
Verſchließt, und, ſtatt dein Leiden ſelbſt zu mehren,
Prüfe mein Leben! Denke, wer ich bin!
Vor großen Freveln gehen andre ſtets
Vorher; wer Einmal aus den Schranken trat,
Der kann zuletzt das Heiligſte verletzen.
Wie die Tugend, hat das Laſter ſeine Grade;
Nie ſah man noch unſchuld'ge Schüchternheit
Zu wilder Frechheit plötzlich übergehn.
Ein Tag macht keinen Mörder, keinen Schänder
Des Bluts aus einem tugendhaften Mann.
An einer Heldin keuſcher Bruſt genährt,
Hab' ich den reinen Urſprung nicht verläugnet;
Aus ihrem Arm hat Pittheus mich empfangen,
Der fromm vor allen Menſchen ward geachtet;
Ich möchte mich nicht ſelbſt zu rühmlich ſchildern;
Doch, iſt mir ein'ge Tugend zugefallen,
So denk' ich, Herr, der Abſcheu eben war's
Vor dieſen Gräueln, deren man mich zeiht,
Was ich von je am lauteſten bekannt.
Den Ruf hat Hippolyt bei allen Griechen!
Selbſt bis zur Rohheit trieb ich dieſe Tugend;

Man kennt die Härte meines ſtrengen Sinns;
Nicht reiner iſt das Licht als meine Seele,
Und ein ſtrafbares Feuer ſollt' ich nähren?

Theſeus.

Ja, eben dieſer Stolz, o Schändlicher,
Spricht dir das Urtheil. Deines Weiberhaſſes
Verhaßte Quelle liegt nunmehr am Tag.
Nur Phädra rührte dein verkehrtes Herz,
Und fühllos war es für erlaubte Liebe.

Hippolyt.

Nein, nein, mein Vater, dieſes Herz — nicht länger
Verberg' ich dir's — nicht fühllos war dieß Herz
Für keuſche Liebe! Hier zu deinen Füßen
Bekenn' ich meine wahre Schuld — Ich liebe,
Mein Vater, liebe gegen dein Verbot!
Aricia hat meinen Schwur; — ſie iſt's,
Pallantes Tochter, die mein Herz beſiegte;
Sie bet' ich an, nur ſie, wie ſehr ich auch,
Herr, dein Gebot verletze, kann ich lieben.

Theſeus.

Du liebſt ſie! — Nein, der Kunſtgriff täuſcht mich nicht.
Du gibſt dich ſtrafbar, um dich rein zu waſchen.

Hippolyt.

Herr, ſeit ſechs Monden meid' ich — lieb' ich ſie!
Ich kam mit Zittern, dieß Geſtändniß dir
Zu thun —

(Da Theſeus ſich mit Unwillen abwendet.)

Weh mir! Kann nichts dich überzeugen?
Durch welche gräßliche Betheurungen
Soll ich dein Herz beruhigen — So möge
Der Himmel mich, ſo mögen mich die Götter —

Theseus.

Mit Meineid hilft sich jeder Bösewicht.
Hör' auf! Hör' auf, mit eitlem Wortgepräng'
Mir deine Heucheltugend vorzurühmen!

Hippolyt.

Erheuchelt scheint sie dir. Phädra erzeigte mir
In ihrem Herzen mehr Gerechtigkeit.

Theseus.

Schamloser, deine Frechheit geht zu weit!

Hippolyt.

Wie lang' soll ich verbannt seyn und wohin?

Theseus.

Und gingst du weiter als bis Herculs Säulen,
Noch glaubt' ich dem Verräther mich zu nah.

Hippolyt.

Beladen mit so gräßlichem Verdacht,
Wo find' ich Freunde, die mir Mitleid schenken,
Wenn mich ein Vater von sich stößt?

Theseus.

Geh hin!
Geh, suche dir Freunde, die den Ehbruch ehren,
Blutschande loben, schändliche, pflichtlose
Verräther ohne Schamgefühl und Ehre,
Werth, einen Schändlichen, wie du, zu schützen!

Hippolyt.

Du sprichst mir immerfort von Ehebruch,
Von — doch ich schweige. Aber Phädra stammt
Von einer Mutter — Phädra ist erzeugt
Aus einem Blut, du weißt es, das vertrauter
Mit solchen Gräueln ist, als meines!

Theſeus.

Ha!
So weit darf deine Frechheit ſich vergeſſen
Mir in das Angeſicht? Zum Letztenmal!
Aus meinen Augen! Geh hinaus, Verräther!
Erwarte nicht, daß ich in Zorneswuth
Dich mit Gewalt von hinnen reißen laſſe!

(Hippolyt geht ab.)

Dritter Auftritt.

Theſeus (allein).

Geh, Elender! Du gehſt in dein Verderben!
Denn bei dem Fluß, den ſelbſt die Götter ſcheuen,
Gab mir Neptun ſein Wort und hält's. Dir folgt
Ein Rachedämon, dem du nicht entrinnſt.
— Ich liebte dich, und fühle zum voraus
Mein Herz bewegt, wie ſchwer du mich auch kränkteſt.
Doch zu gerechte Urſach' gabſt du mir,
Dich zu verdammen — Nein gewiß, nie ward
Ein Vater mehr beleidigt — Große Götter,
Ihr ſeht den Schmerz, der mich zu Boden drückt!
Konnt' ich ein Kind ſo ſchlimmer Art erzeugen?

Vierter Auftritt.

Phädra. Theſeus.

Phädra.

Ich komm', o Herr, von Schrecken hergetrieben,
Die Stimme deines Zorns drang in mein Ohr;
Der Drohung, fürcht' ich, folgte raſch die That.
O wenn's noch Zeit iſt, ſchone deines Bluts!
Ich fleh' dich drum — Erſpare mir den Gräuel,
Daß es um Rache ſchreie wider mich.
O gib mich nicht dem ew'gen Schmerz zum Raub,
Daß ich den Sohn durch Vaters Hand gemordet!

Theſeus.

Nein, Phädra, meine Hand befleckte ſich
Mit meinem Blute nicht! Dennoch iſt mir
Der Frevler nicht entwiſcht. Mit ſeiner Rache
Wird eine Götterhand beſchäftigt ſeyn.
Neptun iſt mir ſie ſchuldig. Sey gewiß:
Du wirſt gerächt!

Phädra.

Neptun iſt ſie dir ſchuldig!
Was? Hätteſt du den Gott in deinem Zorn —

Theſeus.

Wie? Fürchteſt du, daß mich der Gott erhöre?
O theile vielmehr mein gerechtes Flehn!
In aller Schwärze zeig' mir ſeine Schuld!
Erhitze meinen allzu trägen Zorn!
Du kenneſt ſeine Frevel noch nicht alle.
Der Wüthende, er wagt's noch, dich zu ſchmähn;

Dein Mund ſey voll Betrugs. Aricia habe
Sein Herz und ſeine Treu'. Er liebe ſie.

Phädra.

Was?

Theſeus.

Er behauptet's mir ins Angeſicht!
Doch ſolchen Kunſtgriff weiß ich zu verachten.
Schaff' uns, Neptun, nur ſchnell Gerechtigkeit!
Ich gehe ſelbſt, in ſeinem Tempel ihn
An ſein unſterblich Götterwort zu mahnen.

(Er geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Phädra (allein).

Er geht — Welch eine Rede traf mein Ohr!
Welch kaum erſticktes Feuer zündet ſich
Aufs neu' in meinem Herzen an! O Schlag
Des Donners, der mich trifft! Unſel'ge Nachricht!
Ich flog hieher, ganz Eifer, ſeinen Sohn
Zu retten; mit Gewalt entriß ich mich
Den Armen der erſchrockenen Oenone;
Die Stimme des Gewiſſens wollte ſiegen;
Wer weiß, wohin die Reue mich geführt!
Vielleicht ging ich ſo weit, mich anzuklagen.
Vielleicht, wenn man ins Wort mir nicht gefallen,
Entwiſchte mir die fürchterliche Wahrheit.
— Gefühl hat Hippolyt und keins für mich!
Aricia hat ſein Herz und ſeine Schwüre!

Ihr Götter, da der Undankbare ſich
Mir gegenüber mit dem ſtolzen Blick,
Mit dieſer ſtrengen Stirn bewaffnete,
Da glaubt' ich ihn der Liebe ganz verſchloſſen,
Gleich unempfindlich für mein ganz Geſchlecht,
Und eine Andre doch wußt' ihn zu rühren!
Vor ſeinem Stolz fand eine Andre Gnade!
Vielleicht hat er ein leicht zu rührend Herz;
Nur ich bin ſeinen Augen unerträglich!
Und ich bemühe mich, ihn zu vertheidigen!

Sechster Auftritt.

Phädra. Oenone.

Phädra.

O weißt du, was ich jetzt vernahm, Oenone?

Oenone.

Nein, aber zitternd komm' ich her; ich will's
Nicht läugnen. Mich erſchreckte der Entſchluß,
Der dich heraus geführt. Ich fürchtete,
Du möchteſt dich im blinden Eifer ſelbſt
Verrathen.

Phädra.

Ach, wer hätt's geglaubt, Oenone!
Man liebte eine Andre!

Oenone.

Wie? Was ſagſt du?

Phädra.

Hippolyt liebt! Ich kann nicht daran zweifeln.
Ja, dieſer ſcheue Wilde, den die Ehrfurcht
Beleidigte, der Liebe zärtlich Flehn
Verſcheuchte, dem ich niemals ohne Furcht
Genaht, der wilde Tiger iſt gebändigt:
Aricia fand den Weg zu ſeinem Herzen.

Oenone.

Aricia!

Phädra.

O nie gefühlter Schmerz!
Zu welcher neuen Qual ſpürt' ich mich auf!
Was ich erlitten bis auf dieſen Tag,
Die Furcht, die Angſt, die Raſereien alle
Der Leidenſchaft, der Wahnſinn meiner Liebe,
Des innern Vorwurfs grauenvolle Pein,
Die Kränkung ſelbſt, die unerträgliche,
Verſchmäht zu ſeyn, es war ein Anfang nur
Der Folterqualen, die mich jetzt zerreißen.
Sie lieben ſich! Durch welches Zaubers Macht
Vermochten ſie's, mein Auge ſo zu täuſchen?
Wie ſahn ſie ſich? Seit wann? An welchem Ort?
Du wußteſt drum; wie ließeſt du's geſchehn,
Und gabſt mir keinen Wink von ihrer Liebe?
Sah man ſie oft ſich ſprechen, und ſich ſuchen?
Der dunkle Wald verbarg ſie? — Wehe mir!
Sie konnten ſich in voller Freiheit ſehn;
Der Himmel billigte ihr ſchuldlos Lieben;
Sie folgten ohne Vorwurf, ohne Furcht
Dem ſanften Zug der Herzen. Hell und heiter
Ging jedes Tages Sonne für ſie auf!

Und ich, der traur'ge Auswurf der Natur,
Verbarg mich vor dem Licht; der einz'ge Gott,
Den ich zu rufen wagte, war der Tod.
Ihn sah ich schon mit schnellen Schritten nahn;
Mit Thränen nährt' ich mich, mit bitterm Gram,
Und selbst in meinen Thränen durft' ich nicht
Nach Herzenswunsche mich ersättigen!
Vom Blick der Neugier allzu scharf bewacht,
Genoß ich zitternd diese traur'ge Lust;
Ja, oft mußt' ich sie gänzlich mir versagen,
Und unter heitrer Stirn den Gram verbergen.

Oenone.

Was hoffen sie für Frucht von ihrer Liebe?
Sie werden nie sich wiedersehn!

Phädra.

Sie werden
Sich ewig lieben! Jetzt, indem ich rede,
Verlachen sie, o tödtender Gedanke!
Den ganzen Wahnsinn meiner Liebeswuth!
Umsonst verbannt man ihn; sie schwören sich's
Mit tausend Schwüren, nie sich zu verlassen.
Nein, ich ertrag's nicht, dieses Glück zu sehn,
Oenone, das mir Hohn spricht — Habe Mitleid
Mit meiner eifersücht'gen Wuth! Aricia
Muß fallen! Man muß den alten Haß des Königs
Erregen wider dieß verhaßte Blut!
Nicht leicht soll ihre Strafe seyn; die Schwester
Hat schwerer sich vergangen als die Brüder.
In meiner Eifersucht, in meiner Wuth
Erfleh' ich's von dem König!

(Wie sie gehen will, hält sie plötzlich an und besinnt sich.)

Wo reißt die Wuth mich hin? Ich eiferſüchtig!
Und Theſeus iſt's, den ich erflehen will!
Mein Gatte lebt und mich durchraſt noch Liebe!
Für wen? Um welches Herz wag' ich zu buhlen?
Es ſträubt mir grauſend jedes Haar empor;
Das Maß des Gräßlichen hab' ich vollendet.
Blutſchande athm' ich und Betrug zugleich;
Ins Blut der Unſchuld will ich, racheglühend,
Die Mörderhände tauchen — Und ich lebe!
Ich Elende! Und ich ertrag' es noch,
Zu dieſer heil'gen Sonne aufzublicken,
Von der ich meinen reinen Urſprung zog.
Den Vater und den Oberherrn der Götter
Hab' ich zum Ahnherrn; der Olympus iſt,
Der ganze Weltkreis voll von meinen Ahnen.
Wo mich verbergen? Flieh' ich in die Nacht
Des Todtenreichs hinunter? Wehe mir!
Dort hält mein Vater des Geſchickes Urne;
Das Loos gab ſie in ſeine ſtrenge Hand;
Der Todten bleiche Schaaren richtet Minos.
Wie wird ſein ernſter Schatten ſich entſetzen,
Wenn ſeine Tochter vor ihn tritt, gezwungen,
Zu Frevein ſich, zu Gräuein zu bekennen,
Davon man ſelbſt im Abgrund nie vernahm!
Was wirſt du, Vater, zu der gräßlichen
Begegnung ſagen? Ach, ich ſehe ſchon
Die Schreckensurne deiner Hand entfallen;
Ich ſehe dich, auf neue Qualen ſinnend,
Ein Henker werden deines eignen Bluts.
Vergib mir! Ein erzürnter Gott verderbte

Dein ganzes Haus; der Wahnsinn deiner Tochter
Ist seiner Rache fürchterliches Werk!
Ach, von der schweren Schuld, die mich befleckt,
Hat dieses traur'ge Herz nie Frucht geerntet!
Ein Raub des Unglücks bis zum letzten Hauch,
End' ich in Martern ein gequältes Leben.

Oenone.

Verbanne endlich doch den leeren Schrecken,
Gebieterin! Sieh ein verzeihliches
Vergehn mit andern Augen an! Du liebst!
Nun ja! Man kann nicht wider sein Geschick.
Du warst durch eines Zaubers Macht verführt;
Ist dieß denn ein so nie erhörtes Wunder?
Bist du die Erste, die der Liebe Macht
Empfindet? Schwache Menschen sind wir alle;
Sterblich geboren, darfst du sterblich fehlen.
Ein altes Joch ist's, unter dem du leidest!
Die Götter selbst, die himmlischen dort oben,
Die auf die Frevler ihren Donner schleudern,
Sie brannten manchmal von verbotner Gluth.

Phädra.

Was hör' ich? Welchen Rath darfst du mir geben?
So willst du mich denn ganz im Grund vergiften,
Unsel'ge! Sieh, so hast du mich verderbt!
Dem Leben, das ich floh, gabst du mich wieder;
Dein Flehn ließ mich meine Pflicht vergessen:
Ich flohe Hippolyt; du triebst mich, ihn zu sehn.
Wer trug dir auf, die Unschuld seines Lebens
M schändlicher Beschuldigung zu schwärzen?
Sie wird vielleicht sein Tod, und in Erfüllung
Geht seines Vaters mörderischer Fluch.

— Ich will dich nicht mehr hören. Fahre hin,
Fluchwürdige Verführerin! Mich selbst
Laß' sorgen für mein jammervolles Loos!
Mög' dir's der Himmel lohnen nach Verdienst,
Und deine Strafe ein Entsetzen seyn
Für Alle, die, mit schändlicher Geschäftigkeit
Wie du, den Schwächen ihrer Fürsten dienen,
Uns noch hinstoßen, wo das Herz schon treibt,
Und uns den Weg des Frevels eben machen!
Verworfne Schmeichler, die der Himmel uns
In seinem Zorn zu Freunden hat gegeben!

(Sie geht ab.)

Wenone (allein).

Geopfert hab' ich Alles, Alles; hab' ich
Gethan, um ihr zu dienen! Große Götter!
Das ist mein Lohn! Mir wird, was ich verdiene.

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Hippolyt. Aricia. Ismene.

Aricia.

Du schweigst in dieser äußersten Gefahr?
Du läßest einen Vater, der dich liebt,
In seinem Wahn! O wenn dich meine Thränen
Nicht rühren, Grausamer! wenn du so leicht
Dich drein ergibst, mich ewig zu verlieren,
Geh hin, verlaß' mich, trenne dich von mir,
Doch sichre wenigstens zuvor dein Leben!
Vertheidige deine Ehre! Reinige dich
Von einem schändlichen Verdacht! Erzwing's
Von deinem Vater, seinen blut'gen Wunsch
Zu widerrufen! Noch ist's Zeit. Warum
Das Feld frei lassen deiner blut'gen Feindin?
Verständige den Theseus!

Hippolyt.

Hab' ich's nicht
Gethan? Sollt' ich die Schande seines Bettes
Enthüllen ohne Schonung, und die Stirn'

Des Vaters mit unwürdiger Röthe färben?
Du allein durchdrangst das gräßliche Geheimniß;
Dir und den Göttern nun kann ich mich öffnen.
Dir konnt' ich nicht verhergen, was ich gern
Mir selbst verbarg — Urtheil', oh ich dich liebe!
Jedoch bedenke, unter welchem Siegel
Ich dir's vertraut! Vergiß, wenn's möglich iſt,
Was ich geſagt, und deine reinen Lippen
Beflecke nie die gräßliche Geſchichte!
Laſſ' uns der Götter Billigkeit vertrauen;
Ihr eigner Vortheil iſt's, mir Recht zu ſchaffen,
Und früher oder ſpäter, ſey gewiß,
Wird Phädra ſchmachvoll ihr Verbrechen büßen.
Hierin allein leg' ich dir Schonung auf;
Frei folg' ich meinem Zorn in allem Andern.
Verlaſſ' die Knechtſchaft, unter der du ſeufzeſt!
Wag's, mir zu folgen! theile meine Flucht!
Entreiß' dich dieſem unglückſel'gen Ort,
Wo Unſchuld eine ſchwere Giftluft athmet!
Jetzt, da mein Unfall allgemeinen Schrecken
Verbreitet, kannſt du unbemerkt entkommen.
Die Mittel geb' ich dir zur Flucht; du haſt
Bis jetzt noch keine Wächter als die meinen.
Uns ſtehen mächtige Beſchützer bei;
Argos und Sparta reichen uns den Arm;
Komm'! Bieten mir für unſre gute Sache
Die Hülfe deiner meiner Freunde auf!
Ertragen wir es nicht, daß Phädra ſich
Bereichre mit den Trümmern unſers Glücks,
Aus unſerm Erb' uns treibe, dich und mich,
Und ihren Sohn mit unſerm Raube ſchmücke!

Komm, eilen wir! Der Augenblick iſt günſtig.
— Was fürchteſt du? Du ſcheinſt dich zu bedenken.
Dein Vortheil ja macht einzig mich ſo kühn,
Und lauter Eis biſt du, da ich voll Gluth?
Du fürchteſt, dich dem Flüchtling zu geſellen?

Aricia.

O ſchönes Loos, mich ſo verbannt zu ſehn!
Geknüpft an dein Geſchick, wie ſelig froh
Wollt' ich von aller Welt vergeſſen leben!
Doch, da ſo ſchönes Band uns nicht vereint,
Erlaubt's die Ehre mir, mit dir zu fliehn?
Aus deines Vaters Macht kann ich mich wohl
Befrei'n, der ſtrengſten Ehre unbeſchadet:
Das heißt ſich lieben Freunden nicht entreißen;
Flucht iſt erlaubt, wenn man Tyrannen flieht.
Doch, Herr — du liebſt mich — Furcht für meine Ehre —

Hippolyt.

Nein, nein, zu heilig iſt mir deine Ehre!
Mit edlerem Entſchluſſe kam ich her.
Flieh deinen Feind und folge deinem Gatten!
Frei macht uns unſer Unglück. Wir ſind Niemands.
Frei können wir jetzt Herz und Hand verſchenken,
Die Fackeln ſind's nicht, die den Hymen weihen.
Unſern dem Thor Trözens, bei jenen Gräbern,
Wo meiner Anherrn alte Male ſind,
Stellt ſich ein Tempel dar, furchtbar dem Meineid.
Hier wagt man keinen falſchen Schwur zu thun:
Denn ſchnell auf das Verbrechen folgt die Rache;
Das Graun des unvermeidlichen Geſchicks
Hält unter fürchterlichem Zaum die Lüge.
Dort laſſ' uns hingehn und den heil'gen Bund

Der ew'gen Liebe feierlich geloben!
Den Gott, der dort verehrt wird, nehmen wir
Zum Zeugen; beide flehen wir ihn an,
Daß er an Vaters Statt uns möge ſeyn!
Die heiligſten Gottheiten ruf' ich an,
Die keuſche Diane, die erhabne Juno,
Sie alle, die mein liebend Herz erkannt,
Sie ruf' ich an zu meines Schwures Bürgen!

Aricia.

Der König kommt. O fliehe eilends, fliehe!
Um meine Flucht zu bergen, weil' ich noch.
Geh, geh, und laſſ' mir einen treuen Freund,
Der meinen bangen Schritt zu dir geleite.

(Hippolyt geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Theſeus. Aricia. Ismene.

Theſeus
(im Eintreten für ſich).

Ihr Götter, ſchafft mir Licht in meinem Zweifel!
Deckt mir die Wahrheit auf, die ich hier ſuche!

Aricia (zu Ismenen).

Halt' Alles zu der Flucht bereit, Ismene!

(Ismene geht ab.)

Dritter Auftritt.

Theſeus. Aricia.

Theſeus.

Du entfärbſt dich, Königin? Du ſchaudrſt erſchrocken!
Was wollte Hippolyt an dieſem Ort?

Aricia.

Er ſagte mir ein ewig Lebewohl.

Theſeus.

Du wußteſt dieſes ſtolze Herz zu rühren,
Und deine Schönheit kehrte ihn die Liebe.

Aricia.

Wahr iſt's, o Herr! den ungerechten Haß
Hat er von ſeinem Vater nicht geerbt,
Hat mich nicht als Verbrecherin behandelt.

Theſeus.

Ja, ja, ich weiß. Er ſchwur dir ew'ge Liebe;
Doch baue nicht auf dieſes falſche Herz!
Auch Andern ſchwur er eben das.

Aricia.

Er that es?

Theſeus.

Du hätteſt ihn beſtänd'ger machen ſollen!
Wie ertrugſt du dieſe gräßliche Gemeinſchaft?

Aricia.

Und wie erträgſt du, daß die gräßliche
Beſchuldigung das ſchönſte Leben ſchmäht?
Kennſt du ſein Herz ſo wenig? Kannſt du Schuld
Von Unſchuld denn ſo gar nicht unterſcheiden?

Muß ein verhaßter Nebel deinem Aug'
Allein die hohe Reinigkeit verbergen,
Die hell in Aller Augen ſtrahlt? Du haſt
Zu lang ihn falſchen Zungen preisgegeben.
Geh' in dich, Herr! Bereue, widerrufe
Die blut'gen Wünſche! Fürchte, daß der Himmel
So ſehr dich haſſe, um ſie zu gewähren!
Oft nimmt er unſer Opfer an im Zorn,
Und ſtraft durch ſeine Gaben unſre Frevel.

Theſeus.

Nein, nein, umſonſt bedeckſt du ſein Vergehn!
Dich blendet Liebe zu dem Undankbaren.
Ich halte mich an zuverläſſ'ge Zeugen;
Ich habe wahre Thränen fließen ſehn.

Aricia.

Gib Acht, o Herr! Unzähl'ge Ungeheuer
Vertilgte deine tapfre Hand, doch Alles
Iſt nicht vertilgt, und leben ließeſt du
Noch ein — Dein Sohn vermehrt mir fortzufahren:
Des Vaters Ehre, weiß ich, iſt ihm heilig;
Ich würd' ihm weh' thun, wenn ich endete.
Nacheifr' ich ſeiner edeln Scham und flieh'
Aus deinen Augen, um nicht mehr zu ſagen.

(Sie geht ab.)

Vierter Auftritt.

Theſeus allein.

Was kann ſie meinen? Was verhüllen mir
Die halben Worte, die man nie vollendet?
Will man mich hintergehn? Verſtehn ſich Beide
Zuſammen, mich zu ängſtigen? — Doch ich ſelbſt?
Trotz meines ſchweren Zornes, welche Stimme
Des Jammers ruft in meiner tiefſten Seele?
Ein heimlich Mitleid rührt mich wunderbar.
Zum Zweitenmal laßt uns Oenonen fragen;
Den ganzen Frevel will ich hell durchſchauen.
(Zu der Wache.)
Oenone komme vor mich und allein!

Fünfter Auftritt.

Theſeus. Panope.

Panope.

Ich weiß nicht, Herr, worauf die Fürſtin ſinnt,
Doch ihre Schwermuth läßt mich Alles fürchten.
In ihren Zügen malt ſich die Verzweiflung,
Und Todesbläſſe deckt ihr Angeſicht.
Schon hat Oenone ſich, die ſie mit Schmach
Verſtieß, ins tiefe Meer hinabgeſtürzt.
Man weiß den Grund nicht der Verzweiflungsthat;
Vor unſerm Aug' verſchlangen ſie die Wellen.

Theſeus.

Was hör' ich!

Panope.

Doch ihr Tod hat Phädra nicht beruhigt,
Ja, ſteigend immer mehrt ſich ihre Angſt.
Bald ſtürzt ſie ſich im heftigen Gefühl
Auf ihre Kinder, badet ſie in Thränen,
Als brächt' es Lindrung ihrem großen Schmerz,
Und plötzlich ſtößt ſie ſie mit Grauen weit
Von ſich, das Herz der Mutter ganz verläugnend.
Sie ſchweift umher mit ungewiſſem Schritt,
Ihr irrer Blick ſcheint uns nicht mehr zu kennen;
Dreimal hat ſie geſchrieben, dreimal wieder
Den Brief zerriſſen, ihre Meinung ändernd.
O eile, ſie zu ſehen! ſie zu retten!

Theſeus.

Oenone todt und Phädra ſtirbt! Ihr Götter!
— Ruft meinen Sohn zurück! Er komme, ſpreche,
Vertheidige ſich! Ich will ihn hören! Eilt!

(Panope geht ab.)

O nicht zu raſch, Neptun, erzeige mir
Den blut'gen Dienſt! Magſt du mich lieber nie erhören!
Zu viel vielleicht vertraut' ich falſchen Zeugen;
Zu raſch hab' ich die Hand zu dir erhoben!
Weh mir! Verzweiflung hätt' ich mir erfleht!

Sechster Auftritt.

Theseus. Theramen.

Theseus.

Bist du es, Theramen? Wo bleibt mein Sohn?
Dir hab' ich ihn als zartes Kind vertraut!
Doch was bedeuten diese Thränen, sprich,
Die ich dich weinen seh'? — Was macht mein Sohn?

Theramen.

O allzu späte, überflüss'ge Sorgfalt!
Fruchtlose Vaterliebe! Hippolyt
— Ist nicht mehr!

Theseus.

Götter!

Theramen.

Sterben sah ich ihn,
Den holdesten der Sterblichen und auch
Den minder Schuldigsten, ich darf es sagen.

Theseus.

Mein Sohn ist todt! Weh mir! Jetzt, da ich ihm
Die Arme öffnen will, beschleunigen
Die Götter ungeduldig sein Verderben!
Welch Unglück hat ihn, welcher Blitz entrafft?

Theramen.

Kaum sahen wir Trözene hinter uns,
Er war auf seinem Wagen, um ihn her
Still, wie er selbst, die trauernden Begleiter,
Tief in sich selbst gekehrt folgt' er der Straße,
Die nach Mycenä führt, die schlaffen Zügel
Nachlässig seinen Pferden überlassend.

Die ſtolzen Thiere, die nun ſeinem Rufe
Mit edler Hitze ſonſt gehorchen ſah,
Sie ſchienen jetzt, ſtarr blickend und das Haupt
Geſenkt, in ſeine Schwermuth einzuſtimmen.
Plötzlich zerriß ein ſchrekenvoller Schrei,
Der aus dem Meer aufſtieg, der Lüfte Stille,
Und ſchwer aufſeufzend aus der Erde Schoß
Antwortet eine fürchterliche Stimme
Dem grauſenvollen Schrei. Es trat uns allen
Eiskalt bis an das Herz hinan; aufhorchten
Die Roſſe, und es ſträubt' ſich ihre Mähne.
Indem erhebt ſich aus der flüſſ'gen Tiefe
Mit großem Wallen hoch ein Waſſerberg,
Die Woge naht ſich, öffnet ſich, und ſpeit
Vor unſern Augen, unter Fluthen Schaums,
Ein wüthend Unthier aus. Furchtbare Hörner
Bewaffnen ſeine breite Stirne; ganz
Bedeckt mit gelben Schuppen iſt ſein Leib;
Ein grimm'ger Stier, ein wilder Drache iſt's;
In Schlangenwindungen krümmt ſich ſein Rücken.
Sein hohles Brüllen macht das Ufer zittern,
Das Scheuſal ſieht der Himmel mit Entſetzen,
Auf bebt die Erde, weit verpeſtet iſt
Von ſeinem Hauch die Luft, die Woge ſelbſt,
Die es heran trug, ſpringt zurück mit Grauſen.
Alles entflieht, und ſucht, weil Gegenwehr
Umſonſt, im nächſten Tempel ſich zu retten.
Nur Hippolyt, ein würd'ger Heldenſohn,
Hält ſeine Pferde an, faßt ſein Geſchoß,
Zielt auf das Unthier, und, aus ſichrer Hand
Den mächt'gen Wurfſpieß ſchleudernd, ſchlägt er ihm

Tief in den Weichen eine weite Wunde.
Auf ſpringt das Ungethüm vor Wuth und Schmerz,
Stürzt vor den Pferden brüllend hin, wälzt ſich,
Und gähnt ſie an mit weitem flammendem Rachen,
Der Rauch und Blut und Feuer auf ſie ſpeit.
Sie rennen ſcheu davon, nicht mehr dem Ruf
Der Stimme, nicht dem Zügel mehr gehorchend.
Umſonſt ſtrengt ſich der Führer an; ſie röthen
Mit blut'gem Geifer das Gebiß; man will
Sogar in dieſer ſchrecklichen Verwirrung
Einen Gott geſehen haben, der den Stachel
In ihre ſtaubbedeckten Lenden ſchlug.
Quer durch die Felſen reißt die Furcht ſie hin,
Die Achſe kracht, ſie bricht; dein kühner Sohn
Sieht ſeinen Wagen morſch in Stücke fliegen,
Er ſelbſt ſtürzt und verwirrt ſich in den Zügeln.
— O Herr, verzeihe meinen Schmerz! Was ich
Jetzt ſah, wird ew'ge Thränen mir entlocken.
Ich ſahe deinen heldenmüth'gen Sohn,
Sah ihn geſchleift, o Herr, von dieſen Roſſen,
Die er gefüttert mit der eignen Hand.
Er will ſie ſtehen machen; ſeine Stimme
Erſchreckt ſie nur; ſie rennen um ſo mehr.
Bald iſt ſein ganzer Leib nur Eine Wunde.
Die Ebne hallt von unſerm Klaggeſchrei;
Ihr wüthend Ungeſtüm läßt endlich nach;
Sie halten ſtill, unfern den alten Gräbern,
Wo ſeine königlichen Ahnen ruhn.
Ich eile ſeufzend hin, die Andern folgen,
Der Spur nachgehend ſeines edeln Bluts;
Die Felſen ſind davon gefärbt; es tragen

Die Dornen ſeiner Haare blut'gen Raub.
Ich lange bei ihm an, ruf' ihn mit Namen;
Er ſtreckt mir ſeine Hand entgegen, öffnet
Ein ſterbend Aug', und ſchließt es alsbald wieder:
„Der Himmel," ſpricht er, „entreißt mir mit Gewalt
„Ein ſchuldlos Leben. O, wenn ich dahin,
„Nimm, theurer Freund, der ganz verlaſſenen
„Aricia dich an! — Und kommt dereinſt
„Mein Vater zur Erkenntniß, jammert er
„Um ſeinen fälſchlich angeklagten Sohn,
„Sag' ihm, um meinen Schatten zu verſöhnen,
„Mög' er an der Gefangnen gütig handeln,
„Ihr wiedergeben, was —" Hier hauchte er
Die Heldenſeele aus; in meinen Armen
Blieb ein entſtellter Leichnam nur zurück,
Ein trauriges Denkmal von der Götter Zorn,
Unkenntlich ſelbſt für eines Vaters Auge!

Theſeus.

O ſüße Hoffnung, die ich ſelbſt mir raubte!
Mein Sohn! mein Sohn! Ihr unerweichten Götter,
Mir habt ihr nur zu gut gedient! — Mein Leben
Hab' ich dem ew'gen Jammer aufgeſpart!

Theramen.

Aricia kam jetzt, entſchloſſen kam ſie,
Vor deinem Zorn zu fliehn, im Angeſicht
Der Götter ihn zum Gatten zu empfangen.
Sie nähert ſich, ſie ſieht das Gras geröthet
Und rauchend noch, ſie ſieht — ſieht Hippolyt —
O welch ein Anblick für die Liebende! —
Dahingeſtreckt, geſtaltlos, ohne Leben!
Sie will noch jetzt an ihrem Unglück zweifeln;

La Roche. Narbonne, der bei dem Gouvernement jetzt sehr viel zu sagen hat, sucht eine fähige Person zu einem großen Gesandtschaftsposten. Er hat die Präsentation; wen er dazu empfiehlt, der ist's. Nun hat dieser Narbonne auch eine einzige Tochter, siebzehn Jahre alt, schön und liebenswürdig und von unermeßlichem Vermögen. — Gelingt's nun dem Seltour, in einem so hohen Posten aus dem Land und dem hellsehenden Minister aus den Augen zu kommen, so kann er mit Hülfe eines geschickten und discreten Secretärs seine Hohlköpfigkeit lange verbergen. — Kommt sie aber auch endlich an den Tag, wie es nicht fehlen kann, was thut das alsdann dem Schwiegersohn des Ministers? Der Minister muß also zuerst gewonnen werden, und da gibt man sich nun die Miene eines geübten Diplomatikers. — Die Mutter des Ministers ist eine gute schwatzhafte Alte, die eine Kennerin seyn will, und sich viel mit der Musik weiß. — Bei dieser Alten hat er sich eingenistet, hat ihr Charaden und Sonnette vorgesagt, ja, und der Stümper hat die Dreistigkeit, ihr des Abends Arien und Lieder auf der Guitarre vorzuklimpern. — Das Fräulein hat Romane gelesen; bei ihr macht er den Empfindsamen, den Verliebten, und so ist er der Liebling des ganzen Hauses, von der Mutter gehätschelt, von der Tochter geschätzt. Die Gesandtschaft ist ihm so gut als schon gewiß, und nächstens wird er um die Hand der Tochter anhalten.

Karl. Was hör' ich? Er sollte die Kühnheit haben, sich um Charlotten zu bewerben?

La Roche. Die hat er, das können Sie mir glauben.

Karl. Charlotten, die ich liebe! die ich anbete!

La Roche. Sie lieben sie? Sie?

Firmin. Er ist ein Narr! Er ist nicht bei Sinnen! Hören Sie ihn nicht an!

La Roche. Was hör' ich? ist's möglich? — Nein, nein, Herr Firmin! diese Liebe ist ganz und gar keine Narrheit — Wart — wart, die kann uns zu etwas führen. — Diese Liebe kommt mir erwünscht — die paßt ganz in meine Projecte!

Karl. Was träumt er?

La Roche. Dieser Selicour ist in die Luft gesprengt! In die Luft, sag' ich. — Nein verloren! — In seinem Ehrgeiz soll ihn der Vater, in seiner Liebe soll ihn der Sohn aus dem Sattel heben.

Firmin. Aber ich bitte Sie —

La Roche. Laßt nur mich machen! Laßt mich machen, sag' ich! Und über kurz oder lang sind Sie Ambassadeur, und Karl heirathet Fräulein Charlotten.

Karl. Ich Charlotten heirathen?

Firmin. Ich Ambassadeur?

La Roche. Nun! nun! warum nicht? Sie verdienten es besser, sollt' ich meinen, als dieser Selicour.

Firmin. Lieber La Roche! eh' Sie uns Andern so große Stellen verschaffen, dächte ich, Sie sorgten, Ihre eigene wieder zu erhalten.

Karl. Das gleicht unserm Freund! So ist er! Immer unternehmend, immer Plane schmiedend! Aber damit langt man nicht aus! Es braucht Gewandtheit und Klugheit zur Ausführung — und daß der Freund es so leicht nimmt, das hat ihm schon schwere Händel angerichtet!

La Roche. Es mag seyn, ich verspreche vielleicht mehr, als ich halten kann. Aber Alles, was ich sehe, belebt meine Hoffnung, und der Versuch kann nichts schaden. — Für mich selbst möchte ich um keinen Preis eine Intrigue spielen — Aber diesen Selicour in die Luft zu sprengen, meinen Freunden einen Dienst zu leisten — das ist löblich, das ist köstlich, das

macht mir ein himmliſches Vergnügen — und an dem Erfolg — an dem iſt gar nicht zu zweifeln.

Firmin. Nicht zu zweifeln? So haben Sie Ihren Plan ſchon in Ordnung. —

La Roche. In Ordnung — wie? Ich habe noch gar nicht daran gedacht; aber das wird ſich finden, wird ſich finden.

Firmin. Ei! — Ei! Dieſer gefährliche Plan iſt noch nicht weit gediehen, wie ich ſehe.

La Roche. Sorgen Sie nicht — Ich werde mich mit Ehren herausziehen; dieſer Selicour ſoll es mir nicht abgewinnen, das ſoll er nicht, dafür ſteh' ich. — Was braucht's der Umwege? Ich gehe gerade zu, ich melde mich bei dem Miniſter, es iſt nicht ſchwer, bei ihm vorzukommen; er liebt Gerechtigkeit, er kann die Wahrheit vertragen. —

Firmin. Wie? Was? Sie hätten die Kühnheit —

La Roche. Ei was! Ich bin nicht furchtſam. — Ich fürchte Niemand. — Kurz und gut — ich — ſpreche den Miniſter — ich öffne ihm die Augen — Er ſieht, wie ſchändlich er betrogen iſt — Das iſt das Werk einer halben Stunde — Der Selicour muß fort, fort — mit Schimpf und Schande fort, und ich genieße den vollkommenſten Triumph. — Ja, ich ſehe nicht dafür, daß mich der arme Teufel nicht dauert, wenn er ſo mit Schande aus dem Hauſe muß. —

Karl. Was Sie thun, lieber La Roche! — mich und meine Liebe laſſen Sie auf jeden Fall aus dem Spiel! — Ich hoffe nichts — ich darf meine Wünſche nicht ſo hoch erheben! — Aber für meinen Vater können Sie nie zu viel thun.

Firmin. Laß' du mich für mich ſelbſt antworten, mein Freund! — Sie meinen es gut, lieber La Roche, aber der gute Will geht mit der Ueberlegung durch. Was für ein luſtiges Project

ist's, daß Sie sich ausgesonnen haben? Ein leeres Hirngespinnst! — Und wäre der Erfolg eben so sicher, als er es nicht ist, so würde ich doch nie meine Stimme dazu geben. Diese glänzenden Stellen sind nicht für mich, und ich bin nicht für sie; Neigung und Schicksal haben mir eine bescheidenere Sphäre angewiesen. Warum soll ich mich verändern, wenn ich mich wohl befinde? Ich hoffe, der Staat wird mich nicht suchen, und ich bin zu stolz, um ein Amt zu betteln — noch viel mehr aber, um einen Andern für mich betteln zu lassen. — Sorgen Sie also nur für sich selbst! Sie haben Freunde genug; es wird sich Jeder gern für Sie verwenden.

La Roche. Ihr wollt also Beide meine Dienste nicht? — Liegt nichts dran! Ich mache euer Glück, ihr mögt es wollen oder nicht! (Er geht ab.)

Firmin. Er ist ein Narr; aber ein guter, und sein Unfall geht mir zu Herzen.

Karl. Auch mich bedauern Sie, mein Vater! Ich bin unglücklicher, als er! Ich werde meine Charlotte verlieren!

Firmin. Ich höre kommen — Es ist der Minister mit seiner Mutter — Laß' uns gehen! Ich will auch den Schein vermeiden, als ob ich mich ihm in den Weg gestellt hätte. — (Gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Narbonne. Mad. Belmont.

Mad. Belmont. War Herr Selicour schon bei dir?

Narbonne. Ich hab' ihn heute noch nicht gesehen!

Mad. Belmont. Das mußt du doch gestehen, mein Sohn, daß du einen wahren Schatz in diesem Manne besitzest.

Narbonne. Er scheint sehr brav in seinem Fach! Und da ich mich einmal von meinem ländlichen Aufenthalt in diese große Stadt und in einen so schwierigen Posten versetzt sehe, wo es mit der Bücherweisheit keineswegs gethan ist, so muß ich's für ein großes Glück achten, daß ich einem Manne, wie Selicour begegnete.

Mad. Belmont. Der Alles versteht — dem nichts fremd ist! Geschmack und Kenntniß — die geistreichste Unterhaltung, die angenehmsten Talente. — Musik, Malerei, Verse; man frage, wonach man will, er ist in Allem zu Hause.

Narbonne. Nun, und meine Tochter?

Mad. Belmont. Gut, daß du mich darauf bringst. Sie hat ihre siebzehn Jahre; sie hat Augen; dieser Selicour hat so viele Vorzüge. — Und er ist galant! Sein Ausdruck belebt sich in ihrer Gegenwart. — O es ist mir nicht entgangen! Diese Delicatesse, diese zarten Aufmerksamkeiten, die er ihr beweist, sind nur einen kleinen Schritt weit von der Liebe!

Narbonne. Nun, es wäre keine üble Partie für unser Kind! Ich sehe nicht auf die zufälligen Vorzüge der Geburt; hab' ich nicht selbst meinen Weg von unten auf gemacht? Und dieser Selicour kann es mit seinem Geist, seinen Kenntnissen, seiner Rechtschaffenheit noch weit bringen. Ich habe selbst schon bei einem ehrenvollen Posten, wozu man einen tüchtigen und würdigen Mann sucht, an ihn gedacht. — Nun! ich will seine Fähigkeiten prüfen — zeigt er sich, wie ich nicht zweifle, eines solchen Postens würdig, und weiß er meiner Tochter zu gefallen, so werde ich ihn mit Freuden zu meinem Sohn annehmen.

Mad. Belmont. Das ist mein einziger Wunsch! Er ist ein gar zu artiger, gefälliger, allerliebster Mann!

Vierter Auftritt.

Vorige. Charlotte.

Charlotte. Guten Morgen, lieber Vater!

Narbonne. Sieh da, mein Mädchen! — Nun, wie gefällt dir die große Stadt?

Charlotte. Ach, ich wünsche mich doch wieder aufs Land hinaus — denn hier muß ich die Zeit abpassen, um meinen Vater zu sehen.

Narbonne. Ja, ich selbst vermisse meine redlichen Landleute. Mit ihnen scherzte ich und war fröhlich — doch das hoffe ich auch hier zu bleiben. — Mein Posten soll meine Gemüthsart nicht verändern; man kann ein Geschäftsmann seyn, und doch seine gute Laune behalten.

Mad. Belmont. Mich entzückt dieser Aufenthalt. Ich — ich bin hier wie im Himmel. Mit aller Welt schon bin ich bekannt — Alles kommt mir entgegen — und Herr Selicour wollte mich bei dem Lycée abonniren.

Charlotte. Denken Sie, Großmama, wen ich heute geglaubt habe zu sehen! —

Mad. Belmont. Wen denn?

Charlotte. Den jungen Officier —

Mad. Belmont. Welchen Officier?

Charlotte. Den jungen Karl Firmin —

Mad. Belmont. Der zu Colmar alle Abende zu deiner Tante kam —

Charlotte. Der sich immer mit Ihnen unterhielt —

Mad. Belmont. Ein artiger junger Mensch!

Charlotte. Nicht wahr, Großmama?

Mad. Belmont. Der auch so hübsche Verse machte?

Charlotte. Ja, ja, der!

Mad. Belmont. Nun, da er hier ist, wird er sich auch wohl bei uns melden.

Narbonne. Wo doch der Selicour bleibt? Er läßt dießmal auf sich warten!

Mad. Belmont. Da kommt er eben!

Fünfter Auftritt.

Selicour zu den Vorigen.

Selicour (Alles complimentirend). Ganz zum Entzücken sind' ich Sie alle hier beisammen!

Narbonne. Guten Morgen, lieber Selicour!

Selicour (zu Narbonne, Papiere übergebend). Hier überbringe ich den bewußten Aufsatz — ich hielt's für dienlich, ein paar Zeilen zur Erläuterung beizufügen.

Narbonne. Vortrefflich!

Selicour (der Madame ein Billet übergebend). Der gnädigen Frau habe ich für das neue Stück eine Loge besprochen.

Mad. Belmont. Allerliebst!

Selicour. Dem gnädigen Fräulein bring' ich diesen moralischen Roman.

Charlotte. Sie haben ihn doch gelesen, Herr Selicour?

Selicour. Das erste Bändchen, ja, hab' ich flüchtig durchgeblättert.

Charlotte. Nun, und —

Delicour. Sie werden eine rührende Scene darin finden. — Ein unglücklicher Vater — eine ausgeartete Tochter! — Eltern hülflos, im Stich gelassen von undankbaren Kindern! — Gräuel, die ich nicht fasse — davon ich mir keinen Begriff machen kann! — Denn wiegt wohl die ganze Dankbarkeit unseres Lebens die Sorgen auf, die sie unserer hülflosen Kindheit beweisen?

Mad. Belmont. In Alles, was er sagt, weiß der würdige Mann doch etwas Delicates zu legen!

Delicour (zu Narbonne). In unsern Bureaux ist eben jetzt ein Chef nöthig. — Der Platz ist von Bedeutung, und Viele bewerben sich darum.

Narbonne. Auf Sie verlass' ich mich, Sie werden die Ansprüche eines Jeden zu prüfen wissen — die Dienstjahre, der Eifer, die Fähigkeit und vor allen die Rechtschaffenheit sind in Betrachtung zu ziehen. — Aber ich vergesse, daß ich zu unterzeichnen habe. Ich gehe!

Delicour. Und ich will auch gleich an meine Geschäfte! —

Narbonne. Ich bitte Sie recht sehr, erwarten Sie mich hier, wir haben mit einander zu reden! —

Delicour. Aber ich hätte vor Tische noch so mancherlei auszufertigen.

Narbonne. Bleiben Sie, oder kommen Sie schleunigst wieder! Ich habe Ihre Gegenwart nöthig! Ein Mann von Ihren Kenntnissen, von Ihrer Rechtschaffenheit ist's, was ich gerade brauche! Kommen Sie ja bald zurück! — Ich hab' es gut mit Ihnen vor.

(Er geht ab.)

---

macht mir ein himmliſches Vergnügen — Und an dem Erfolg — an dem iſt gar nicht zu zweifeln.

Firmin. Nicht zu zweifeln? So haben Sie Ihren Plan ſchon in Ordnung. —

La Roche. In Ordnung — wie? Ich habe noch gar nicht daran gedacht; aber das wird ſich finden, wird ſich finden.

Firmin. Ei! — Ei! Dieſer gefährliche Plan iſt noch nicht weit gediehen, wie ich ſehe.

La Roche. Sorgen Sie nicht — Ich werde mich mit Ehren herausziehen; dieſer Seliour ſoll es mir nicht abgewinnen, das ſoll er nicht, dafür ſteh' ich. — Was brauch't's der Umwege? Ich gehe gerade zu, ich melde mich bei dem Miniſter, es iſt nicht ſchwer, bei ihm vorzukommen; er liebt Gerechtigkeit, er kann die Wahrheit vertragen. —

Firmin. Wie? Was? Sie hätten die Kühnheit —

La Roche. Ei was! Ich bin nicht furchtſam. — Ich fürchte Niemand. — Kurz und gut — ich — ſpreche den Miniſter — ich öffne ihm die Augen. — Er ſieht, wie ſchändlich er betrogen iſt — Das iſt das Werk einer halben Stunde — Der Seliour muß fort, fort — mit Schimpf und Schande fort, und ich genieße den vollkommenſten Triumph. — Ja, ich ſtehe nicht dafür, daß mich der arme Teufel nicht dauert, wenn er ſo mit Schande aus dem Hauſe muß. —

Karl. Was Sie thun, lieber La Roche! — mich und meine Liebe laſſen Sie auf jeden Fall aus dem Spiel! — Ich hoffe nichts — ich darf meine Wünſche nicht ſo hoch erheben! — Aber für meinen Vater können Sie nie zu viel thun.

Firmin. Laſſ' du mich für mich ſelbſt antworten, mein Freund! — Sie meinen es gut, lieber La Roche, aber der gute Wille geht mit der Ueberlegung durch. Was für ein luſtiges Project

iſt's, das Sie ſich ausgeſonnen haben? Ein leeres Hirngeſpinnſt! — Und wäre der Erfolg eben ſo ſicher, als er es nicht iſt, ſo würde ich doch nie meine Stimme dazu geben. Dieſe glänzenden Stellen ſind nicht für mich, und ich bin nicht für ſie; Neigung und Schickſal haben mir eine beſcheidenere Sphäre angewieſen. Warum ſoll ich mich verändern, wenn ich mich wohl befinde? Ich hoffe, der Staat wird mich nicht ſuchen, und ich bin zu ſtolz, um ein Amt zu betteln — noch viel mehr aber, um einen Andern für mich betteln zu laſſen. — Sorgen Sie alſo nur für ſich ſelbſt! Sie haben Freunde genug; es wird ſich Jeder genug für Sie verwenden.

La Roche. Ihr wollt alſo Beide meine Dienſte nicht? — Liegt nichts dran! Ich mache euer Glück, ihr mögt es wollen oder nicht! (Er geht ab.)

Firmin. Er iſt ein Narr; aber ein guter, und ſein Unfall geht mir zu Herzen.

Karl. Auch mich bedauern Sie, mein Vater! Ich bin unglücklicher, als er! Ich werde meine Charlotte verlieren!

Firmin. Ich höre kommen — Es iſt der Miniſter mit ſeiner Mutter — Laſſ' uns gehen! Ich will auch den Schein vermeiden, als ob ich mich ihm in den Weg geſtellt hätte. — (Gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Narbonne. Mad. Belmont.

Mad. Belmont. War Herr Selicour ſchon bei dir?

Narbonne. Ich hab' ihn heute noch nicht geſehen!

Mad. Belmont. Das mußt du doch gestehen, mein Sohn, daß du einen wahren Schatz in diesem Manne besitzest.

Marbonne. Er scheint sehr brav in seinem Fach! Und da ich mich einmal von meinem ländlichen Aufenthalt in diese große Stadt und in einen so schwierigen Posten versetzt sehe, wo es mit der Bücherweisheit keineswegs gethan ist, so muß ich's für ein großes Glück achten, daß ich einem Manne, wie Selicour begegnete.

Mad. Belmont. Der Alles versteht — dem nichts fremd ist! Geschmack und Kenntniß — die geistreichste Unterhaltung, die angenehmsten Talente. — Musik, Malerei, Verse; man frage, wonach man will, er ist in Allem zu Hause.

Marbonne. Nun, und meine Tochter?

Mad. Belmont. Gut, daß du mich darauf bringst. Sie hat ihre siebzehn Jahre; sie hat Augen; dieser Selicour hat so viele Vorzüge. — Und er ist galant! Sein Ausdruck belebt sich in ihrer Gegenwart. — O es ist mir nicht entgangen! Diese Delicatesse, diese zarten Aufmerksamkeiten, die er ihr beweist, sind nur einen kleinen Schritt weit von der Liebe!

Marbonne. Nun, es wäre keine üble Partie für unser Kind! Ich sehe nicht auf die zufälligen Vorzüge der Geburt; hab' ich nicht selbst meinen Weg von unten auf gemacht? Und dieser Selicour kann es mit seinem Geist, seinen Kenntnissen, seiner Rechtschaffenheit noch weit bringen. Ich habe selbst schon bei einem ehrenvollen Posten, wozu man einen tüchtigen und würdigen Mann sucht, an ihn gedacht. — Nun! ich will seine Fähigkeiten prüfen — zeigt er sich, wie ich nicht zweifle, eines solchen Postens würdig, und weiß er meiner Tochter zu gefallen, so werde ich ihn mit Freuden zu meinem Sohn annehmen.

Mad. Belmont. Das iſt mein einziger Wunſch! Er iſt ein gar zu artiger, gefälliger, allerliebſter Mann!

Vierter Auftritt.

Vorige. Charlotte.

Charlotte. Guten Morgen, lieber Vater!

Narbonne. Sieh da, mein Mädchen! — Nun, wie gefällt dir die große Stadt?

Charlotte. Ach, ich wünſche mich doch wieder aufs Land hinaus — denn hier muß ich die Zeit abpaſſen, um meinen Vater zu ſehen.

Narbonne. Ja, ich ſelbſt vermiſſe meine redlichen Landleute. Mit ihnen ſcherzte ich und war fröhlich — doch das hoffe ich auch hier zu bleiben. — Mein Poſten ſoll meine Gemüthsart nicht verändern; man kann ein Geſchäftsmann ſeyn, und doch ſeine gute Laune behalten.

Mad. Belmont. Mich entzückt dieſer Aufenthalt. Ich — ich bin hier wie im Himmel. Mit aller Welt ſchon bin ich bekannt — Alles kommt mir entgegen — und Herr Selicour wollte mich bei dem Lycée abonniren.

Charlotte. Denken Sie, Großmama, wen ich heute geglaubt habe zu ſehen! —

Mad. Belmont. Wen denn?

Charlotte. Den jungen Officier —

Mad. Belmont. Welchen Officier?

Charlotte. Den jungen Karl Firmin —

Mad. Belmont. Der zu Colmar alle Abende zu deiner Tante kam —

Charlotte. Der ſich immer mit Ihnen unterhielt —

Mad. Belmont. Ein artiger junger Menſch!

Charlotte. Nicht wahr, Großmama?

Mad. Belmont. Der auch ſo hübſche Verſe machte?

Charlotte. Ja, ja, der!

Mad. Belmont. Nun, da er hier iſt, wird er ſich auch wohl bei uns melden.

Narbonne. Wo doch der Selicour bleibt? Er läßt dießmal auf ſich warten?

Mad. Belmont. Da kommt er eben!

Fünfter Auftritt.

Selicour zu den Vorigen.

Selicour (Alles Complimentirend). Ganz zum Entzücken ſind' ich Sie alle hier beiſammen!

Narbonne. Guten Morgen, lieber Selicour!

Selicour (zu Narbonne, Papiere übergebend). Hier überbringe ich den bewußten Aufſatz — ich hielt's für dienlich, ein paar Zeilen zur Erläuterung beizufügen.

Narbonne. Vortrefflich!

Selicour (der Madame ein Billet übergebend). Der gnädigen Frau habe ich für das neue Stück eine Loge beſprochen.

Mad. Belmont. Allerliebſt!

Selicour. Dem gnädigen Fräulein bring' ich dieſen moraliſchen Roman.

Charlotte. Sie haben ihn doch geleſen, Herr Selicour?

Selicour. Das erſte Bändchen, ja, hab' ich flüchtig durchgeblättert.

Charlotte. Nun, und —

Delicour. Sie werden eine rührende Scene darin finden. — Ein unglücklicher Vater — eine ausgeartete Tochter! — Eltern hülflos, im Stich gelassen von undankbaren Kindern! — Gräuel, die ich nicht fasse — davon ich mir keinen Begriff machen kann! — Denn wiegt wohl die ganze Dankbarkeit unseres Lebens die Sorgen auf, die sie unserer hülflosen Kindheit beweisen?

Mad. Belmont. In Alles, was er sagt, weiß der würdige Mann doch etwas Delicates zu legen!

Delicour (zu Narbonne). In unsern Bureaux ist eben jetzt ein Chef nöthig. — Der Platz ist von Bedeutung, und Viele bewerben sich darum.

Narbonne. Auf Sie verlass' ich mich, Sie werden die Ansprüche eines Jeden zu prüfen wissen — die Dienstjahre, der Eifer, die Fähigkeit und vor allen die Rechtschaffenheit sind in Betrachtung zu ziehen. — Aber ich vergesse, daß ich zu unterzeichnen habe. Ich gehe!

Delicour. Und ich will auch gleich an meine Geschäfte! —

Narbonne. Ich bitte Sie recht sehr, erwarten Sie mich hier, wir haben mit einander zu reden! —

Delicour. Aber ich hätte vor Tische noch so mancherlei auszufertigen.

Narbonne. Bleiben Sie, oder kommen Sie schleunigst wieder! Ich habe Ihre Gegenwart nöthig! Ein Mann von Ihren Kenntnissen, von Ihrer Rechtschaffenheit ist's, was ich gerade brauche! Kommen Sie ja bald zurück! — Ich hab' es gut mit Ihnen vor.

(Er geht ab.)

Sechster Auftritt.

Vorige ohne Amrbonne.

Mad. Belmont. Sie können es sich gar nicht vorstellen, Herr Selicour, wie große Stücke mein Sohn auf Sie hält! — Aber ich hätte zu thun, dächt' ich. — Unsere Verwandten, unsere Freunde speisen diesen Abend hier. — Wird man Sie auch sehen, Herr Selicour?

Selicour. Wenn anders meine vielen Geschäfte —

Mad. Belmont. Daß Sie nur ja nicht ausbleiben, sonst würde unserm Fest seine Krone fehlen. Sie sind die Seele unserer Gesellschaft! — Und Charlotte, wollte ich wohl wetten, würde es recht sehr übel nehmen, wenn Sie nicht kämen.

Charlotte. Ich, Mama? Nun ja! Ihre und Papa's Freunde sind mir immer herzlich willkommen.

Mad. Belmont. Schon gut! schon gut! Jetzt zieh' dich an! Es ist die höchste Zeit! — Sie müssen wissen, Herr Selicour, daß ich bei dem Putz präsidire.

Selicour. So kommt die schöne Kunst noch der schönen Natur zu Hülfe — wer könnte da widerstehn?

Mad. Belmont. Er ist scharmant! Scharmant ist er! Nicht den Mund öffnet er, ohne etwas Geistreiches und Galantes zu sagen.

(Geht mit Charlotten.)

Siebenter Auftritt.

Selicour. Michel.

Michel (im Hereintreten). Endlich iſt ſie fort! — Nun kann ich mein Wort anbringen! — Hab' ich die Ehre, mit Herrn Selicour —

Selicour (grob und verdrießlich). Das iſt mein Name!

Michel. Vergönnen Sie, mein Herr! —

Selicour. Muß ich auch hier beläſtigt werden? Was will man von mir? —

Michel. Mein Herr! —

Selicour. Gewiß eine Bettelei — ein Anliegen. — Ich kann nicht dienen. —

Michel. Erlauben Sie, mein Herr!

Selicour. Nichts! Hier iſt der Ort nicht — In meinem Cabinet mag man einmal wieder anfragen! —

Michel. Einen ſo übeln Empfang glaubte ich nicht —

Selicour. Was beliebt?

Michel. Ich komme ja gar nicht, um etwas zu bitten — ich komme, dem Herrn Selicour meine gehorſame Dankſagung abzuſtatten.

Selicour. Dankſagung? Wofür?

Michel. Daß Sie meinem Neffen die Stelle verſchafft haben.

Selicour. Was? Wie?

Michel. Ich bin erſt ſeit geſtern hier im Hauſe, weil mich mein Herr auf dem Lande zurückließ. Als ich Ihnen ſchrieb, hatte ich nicht die Ehre, Sie von Perſon zu kennen.

Selicour. Was Sie ſagen, mein Wertheſter! Sie wären im Dienſt des Miniſters?

Michel. Sein Kammerdiener, Ihnen zu dienen!

Selicour. Mein Gott, welcher Irrthum! Monsieur Michel, Kammerdiener, Leibdiener, Vertrauter des Herrn Ministers! — Bitte tausendmal um Verzeihung, Monsieur Michel! — Wahrhaftig, ich schäme mich — ich bin untröstlich, daß ich Sie so Bursch angelassen. Auf Ehre, Monsieur Michel! — Ich hielt Sie für einen Commis.

Michel. Und wenn ich es auch wäre! —

Selicour. Man wird von so vielen Zudringlichen belagert! Man kann es nicht allen Leuten am Rock ansehen. —

Michel. Aber gegen Alle kann man höflich seyn, dächt' ich!

Selicour. Freilich! freilich! Es war eine unglückliche Zerstreuung! —

Michel. Eine sehr unangenehme für mich, Herr Selicour!

Selicour. Es thut mir leid, sehr leid — ich kann mir's in Ewigkeit nicht vergeben —

Michel. Lassen wir's gut seyn!

Selicour. Nun! nun! — Ich habe Ihnen meinen Eifer bewiesen — der liebe, liebe Neffe, der wäre denn nun versorgt!

Michel. Eben komm' ich von ihm her; er ist nicht auf den Kopf gefallen, der Bursch!

Selicour. Der junge Mann wird seinen Weg machen. Zählen Sie auf mich!

Michel. Schreibt er nicht seine saubere Hand?

Selicour. Er schreibt gar nicht übel!

Michel. Und die Orthographie —

Selicour. Ja! das ist das Wesen!

Michel. Hören Sie, Herr Selicour! Von meinem Briefe an Sie lassen Sie sich gegen den gnädigen Herrn nichts merken. Er hat uns, da er zur Stadt reiste, streng anbefohlen,

um nichts zu sollicitiren. — Er ist so etwas wunderlich, der Herr!

Selicour. Ist er das? So! so! — Sie kennen ihn wohl sehr gut, den Herrn Minister?

Michel. Da er auf einem vertrauten Fuß mit seiner Dienerschaft umgeht, so weiß ich ihn auswendig, — und kann Ihnen, wenn Sie wollen, völlige Auskunft über ihn geben.

Selicour. Ich glaub's! Ich glaub's! Aber ich bin eben nicht neugierig, ganz und gar nicht! Sehen Sie, Monsieur Michel! mein Grundsatz ist: Handle recht! scheue Niemand!

Michel. Schön gesagt!

Selicour. Nun also weiter! Fahren Sie nur fort, Monsieur Michel! — Der gute Herr ist also ein wenig eigen, sagen Sie?

Michel. Er ist wunderlich, aber gut. Sein Herz ist lauter, wie Gold!

Selicour. Er ist reich, er ist ein Wittwer, ein angenehmer Mann und noch in seinen besten Jahren. — Gestehen Sie's nur — er haßt die Weiber nicht, der liebe, würdige Mann.

Michel. Er hat ein gefuhlvolles Herz.

Selicour (lächelt fein). He! he! So einige kleine Liebschaften, nicht wahr?

Michel. Mag wohl seyn; aber er ist über diesen Punkt —

Selicour. Verstehe, verstehe, Monsieur Michel! Sie sind bescheiden und wissen zu schweigen. — Ich frage in der besten Absicht von der Welt; denn ich bin gewiß, man kann nichts erfahren, als was ihm Ehre bringt.

Michel. Ja! Hören Sie! In einer von den Vorstädten sucht er ein Quartier.

Selicour. Ein Quartier, und für wen?

Michel. Das will ich schon noch herausbringen. — Aber lassen Sie sich ja nichts verlauten, hören Sie? —

Selicour. Bewahre Gott!

Michel. Galant war er in der Jugend. —

Selicour. Und du glauben Sie, daß er jetzt noch sein Liebchen —

Michel. Das eben nicht! Aber —

Selicour. Sey's, was es will! Als ein treuer Diener des würdigen Herrn müssen Sie einen christlichen Mantel auf seine Schwachheit werfen. Und warum könnte es nicht eine heimliche Wohlthat seyn? Warum das nicht, Herr Michel? — Ich hasse die schlechten Auslegungen. — In den Tod hasse ich, was einer übeln Nachrede gleicht. — Man muß immer das Beste von seinen Wohlthätern denken. — Nun! nun! Nun, wir sehen uns wieder, Monsieur Michel! — Sie haben mir doch meinen trockenen Empfang verziehen? Haben Sie? — Auf Ehre! ich bin noch ganz schamroth darüber! (Gibt ihm die Hand.)

Michel (weigert sich). O nicht doch, nicht doch, Herr Selicour! Ich kenne meinen Platz, und weiß mich zu bescheiden.

Selicour. Ohne Umstände! Zählen Sie mich unter Ihre Freunde! — Ich bitte mir das aus, Monsieur Michel! —

Michel. Das werd' ich mich nimmer unterstehen — ich bin nur ein Bedienter.

Selicour. Mein Freund! mein Freund! Kein Unterschied zwischen uns. Ich bitte mir's recht aus, Monsieur Michel! —

(Indem sich beide becomplimentiren, fällt der Vorhang.)

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Narbonne und Selicour ſitzen.

Narbonne. Sind wir endlich allein?

Selicour (unbehaglich). — Ja!

Narbonne. Es liegt mir ſehr viel an dieſer Unterredung. — Ich habe ſchon eine ſehr gute Meinung von Ihnen, Herr Selicour, und bin gewiß, ſie wird ſich um ein Großes vermehren, ehe wir auseinander gehen. Zur Sache alſo, und die falſche Beſcheidenheit bei Seite. Sie ſollen in der Diplomatik und im Staatsrechte ſehr bewandert ſeyn, ſagt man?

Selicour. Ich habe viel darin gearbeitet, und vielleicht nicht ganz ohne Frucht. Aber für ſehr kundig möchte ich mich denn darum doch nicht —

Narbonne. Gut! gut! Für's Erſte alſo laſſen Sie hören — Welches halten Sie für die erſten Erforderniſſe zu einem guten Geſandten?

Selicour (ſtockend). Vor allen Dingen habe er eine Gewandtheit in Geſchäften.

Narbonne. Eine Gewandtheit, ja, aber die immer mit der ſtrengſten Redlichkeit beſtehe.

Felicour. So mein' ich's.

Narbonne. Weiter.

Felicour. An dem fremden Hofe, wo er sich aufhält, suche er sich beliebt zu machen.

Narbonne. Ja! Aber ohne seiner Würde etwas zu vergeben. Er behaupte die Ehre des Staats, den er vorstellt, und erwerbe ihm Achtung durch sein Betragen.

Felicour. Das ist's, was ich sagen wollte. Er lasse sich nichts bieten, und wisse sich ein Ansehen zu geben. —

Narbonne. Ein Ansehen, ja, aber ohne Anmaßung.

Felicour. So mein' ich's.

Narbonne. Er habe ein wachsames Auge auf Alles, was —

Felicour (unterbricht ihn). Ueberall habe er die Augen; er wisse das Verborgenste auszuspüren —

Narbonne. Ohne den Aufpasser zu machen.

Felicour. So mein' ich's. Ohne eine ängstliche Neugierde zu verrathen.

Narbonne. Ohne sie zu haben. — Er wisse zu schweigen, und eine bescheidene Zurückhaltung —

Felicour (rasch). Sein Gesicht sey ein versiegelter Brief.

Narbonne. Ohne den Geheimnißkrämer zu machen.

Felicour. So mein' ich's.

Narbonne. Er besitze einen Geist des Friedens, und suche jeder gefährlichen Mißhelligkeit —

Felicour. Möglichst vorzubeugen.

Narbonne. Ganz recht. Er habe eine genaue Kenntniß von der Volksmenge der verschiedenen Länder —

Felicour. Von ihrer Lage — ihren Erzeugnissen — ihrer Ein- und Ausfuhr — ihrer Handelsbilance. —

Narbonne. Ganz recht.

Delicour (im Fluß der Rede). Ihren Verfassungen — ihren Bündnissen — ihren Hülfsquellen — ihrer bewaffneten Macht. —

Narbonne. Zum Beispiel: angenommen also, es wäre Schweden oder Rußland, wohin man Sie verschickte — so würden Sie wohl von diesen Staaten vorläufig die nöthige Kunde haben.

Delicour (verlegen). Ich — muß gestehen, daß — Ich habe mich mehr mit Italien beschäftigt. Den Norden kenn' ich weniger.

Narbonne. So! Hm!

Delicour. Aber ich bin jetzt eben daran, ihn zu studiren.

Narbonne. Von Italien also!

Delicour. Das Land der Cäsaren fesselte billig meine Aufmerksamkeit zuerst. Hier war die Wiege der Künste, das Vaterland der Helden, der Schauplatz der erhabensten Tugend! Welche rührende Erinnerungen für ein Herz, das empfindet!

Narbonne. Wohl! wohl! Aber auf unser Thema zurück zu kommen!

Delicour. Wie Sie befehlen! Ach, die schönen Künste haben so viel Anziehendes! Es läßt sich so Vieles dabei denken!

Narbonne. Venedig ist's, was mir zunächst einfällt.

Delicour. Venedig! — Recht! Gerade über Venedig habe ich einen Aufsatz angefangen, worin ich mich über Alles ausführlich verbreite. — Ich eile, ihn herzuholen. — (Steht auf.)

Narbonne. Nicht doch! nicht doch! Eine kleine Geduld.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Michel.

Michel. Es ist Jemand draußen, der in einer dringenden Angelegenheit ein geheimes Gehör verlangt. —

Selicour (sehr eilig). Ich will nicht stören.

Marbonne. Nein! Bleiben Sie, Selicour! Dieser Jemand wird sich ja wohl einen Augenblick gedulden.

Selicour. Aber — wenn es dringend —

Marbonne. Das Dringendste ist mir jetzt unsere Unterredung.

Selicour. Erlauben Sie, aber —

Michel. Es sey in ein paar Minuten geschehen, sagt der Herr, und habe gar große Eile.

(Selicour eilt ab.)

Marbonne. Kommen Sie ja gleich wieder, ich bitte Sie, wenn der Besuch fort ist.

Selicour. Ich werde ganz zu Ihren Befehlen seyn.

Marbonne (zu Michel). Laßt ihn eintreten!

Dritter Auftritt.

Marbonne. La Roche.

La Roche (mit vielen Bückingen). Ich bin wohl — ich vermuthe — es ist des Herrn Ministers Excellenz, vor dem ich —

Marbonne. Ich bin der Minister. Treten Sie immer näher!

La Roche. Bitte sehr um Verzeihung — ich — ich komme — es ist — ich sollte — ich bin wirklich in einiger Verwirrung — der große Respect —

Narbonne. Ei, so lassen Sie den Respect, und kommen zur Sache! Was führt Sie her?

La Roche. Meine Pflicht, mein Gewissen, die Liebe für mein Land! — Ich komme, Ihnen einen bedeutenden Wink zu geben.

Narbonne. Reden Sie!

La Roche. Sie haben Ihr Vertrauen einem Manne geschenkt, der weder Fähigkeit noch Gewissen hat.

Narbonne. Und wer ist dieser Mann?

La Roche. Selicour heißt er.

Narbonne. Was? Sel —

La Roche. Gerade heraus. Dieser Selicour ist eben so unwissend, als er niederträchtig ist. Erlauben Sie, daß ich Ihnen eine kleine Schilderung von ihm mache.

Narbonne. Eine kleine Geduld! (Klingelt. — Michel kommt.) Ruft Herrn Selicour!

La Roche. Mit Nichten, Ihr Excellenz! — Er ist uns bei diesem Gespräche keineswegs nöthig.

Narbonne. Nicht für Sie, das glaub' ich, aber das ist nun einmal meine Weise. Ich nehme keine Anklage wider Leute an, die sich nicht vertheidigen können. — Wenn er Ihnen gegenüber steht, mögen Sie Ihre Schilderung anfangen.

La Roche. Es ist aber doch mißlich, Jemand ins Angesicht —.

Narbonne. Wenn man keine Beweise hat, allerdings — Ist das Ihr Fall —

La Roche. Ich hatte nicht darauf gerechnet, es ihm gerade unter die Augen zu sagen. — Er ist ein feiner Schelm, ein

besonnener Spitzbube. — Ei nun! Meinetwegen auch ins Angesicht! — Zum Henker, ich fürchte mich nicht vor ihm. — Er mag kommen! Sie sollen sehen, daß ich mich ganz und gar nicht vor ihm fürch'e.

Narbonne. Wohl! wohl! das wird sich gleich zeigen. Da kommt er!

Vierter Auftritt.

Vorige. Selicour.

Narbonne. Kennen Sie diesen Herrn?

Selicour (sehr verlegen). Es ist Herr La Roche.

Narbonne. Ich habe Sie rufen lassen, sich gegen ihn zu vertheidigen. Er kommt, Sie anzuklagen. Nun, reden Sie!

La Roche (nachdem er gehustet). Ich muß Ihnen also sagen, daß wir Schulcameraden zusammen waren, daß er mir vielleicht einige Dankbarkeit schuldig ist. Wir fingen beide unsern Weg zugleich an — es sind jetzt fünfzehn Jahre — und traten beide in dem nämlichen Bureau als Schreiber ein. Herr Selicour aber machte einen glänzenden Weg, ich — sitze noch da, wo ich ausgelaufen bin. Daß er den armen Teufel, der sein Jugendfreund war, seit vielen Jahren vergessen, das mag seyn! Ich habe nichts dagegen. Aber nach einer so langen Vergessenheit an seinen alten Jugendfreund nur darum zu denken, um ihn unverdienter Weise aus seinem Brod zu treiben, wie er gethan hat, das ist hart, das muß mich aufbringen! Er kann nicht das geringste Böse wider mich sagen; ich aber sage von ihm und behaupte dreist, daß dieser Herr Selicour, der jetzt gegen Euer Excellenz den redlichen Mann spielt, einen rechten Spitz-

buben machte, da die Zeit dazu war. Jetzt hilft er Ihnen das Gute ausführen; Ihrem Vorgänger, weiß ich gewiß, hat er bei seinen schlechten Stückchen redlich beigestanden. Wie ein spitzbübischer Lakai weiß der Heuchler mit der Livree auch jedesmal den Ton seines Herrn anzunehmen. Ein Schmeichler ist er, ein Lügner, ein Großprahler, ein übermüthiger Gesell! Niederträchtig, wenn er etwas sucht, und hochmüthig, unverschämt gegen Alle, die das Unglück haben, ihn zu brauchen. Als Knabe hatte er noch etwas Gutmüthiges; aber über diese menschliche Schwachheit ist er jetzt weit hinaus. — Nun hat er sich in eine prächtige Stelle eingeschlichen, und ich bin überzeugt, daß er ihr nicht gewachsen ist. Auf sich allein zieht er die Augen seines Chefs, und Leute von Fähigkeiten, von Genie, Männer, wie Herrn Firmin, läßt er nicht aufkommen.

Narbonne. Firmin! Wie? — Ist Herr Firmin in unsern Bureaux?

La Roche. Ein trefflicher Kopf, das können Sie mir glauben.

Narbonne. Ich weiß von ihm. — Ein ganz vorzüglicher Geschäftsmann!

La Roche. Und Vater einer Familie! Sein Sohn machte in Colmar die Bekanntschaft Ihrer Tochter.

Narbonne. Karl Firmin! Ja, ja, ganz richtig!

La Roche. Ein talentvoller junger Mann!

Narbonne. Fahren Sie fort!

La Roche. Nun, das wär' es! Ich habe genug gesagt, denk' ich!

Narbonne (zu Sellcour). Verantworten Sie sich!

Sellcour. Des Undanks zeiht man mich. — Mich des Undanks! Ich hätte gedacht, mein Freund La Roche sollte mich besser kennen! — An meinem Einfluß und nicht an

meinem guten Willen fehlte es, wenn er so lange in der Dunkelheit geblieben. — Welche harte Beschuldigungen gegen einen Mann, den er seit zwanzig Jahren treu gefunden hat! Mit seinem Verdacht so rasch zuzufahren, meine Handlungen aufs schlimmste auszulegen, und mich mit dieser Hitze, dieser Galle zu verfolgen! — Zum Beweis, wie sehr ich sein Freund bin —

La Roche. Er mein Freund! Hält er mich für einen Dummkopf? — Und welche Proben hat er mir davon gegeben!

Narbonne. Er hat Sie ausreden lassen!

La Roche. So werde ich Unrecht behalten!

Selicour. Man hat einem Andern seine Stelle gegeben, das ist wahr, und Keiner verdiente diese Zurücksetzung weniger, als er. Aber ich hätte gehofft, mein Freund La Roche, anstatt mich wie ein Feind anzuklagen, würde als Freund zu mir ans Zimmer kommen, und eine Erklärung von mir fordern. Darauf, ich gesteh' es, hatte ich gewartet, und mich schon im voraus der angenehmen Überraschung gefreut, die ich ihm bereitete. Welche süße Freude für mich, ihn über alle Erwartung glücklich zu machen! Eben zu jenem Chef, wovon ich Euer Excellenz heute sagte, hatte ich meinen alten Freund La Roche vorzuschlagen.

La Roche. Mich zum Chef! Großen Dank, Herr Selicour! — Ein Schreiber bin ich und kein Geschäftsmann! Meine Feder und nicht mein Kopf muß mich empfehlen, und ich bin keiner von denen, die eine Last auf sich nehmen, der sie nicht gewachsen sind, um sie einem Andern heimlich aufzuladen, und sich selbst das Verdienst zuzueignen.

Selicour. Die Stelle schickt sich für dich, Camerad! Glaub' mir, der dich besser kennt, als du selbst. (Zu Narbonne.) — Er ist ein trefflicher Arbeiter, genau, unermüdlich, voll

gesunden Verstandes; er verdient den Vorzug vor allen seinen Mitbewerbern. — Ich lasse Männer von Genie nicht aufkommen, gibt er mir Schuld, und Herr Firmin ist's, den er anführt. — Das Beispiel ist nicht gut gewählt, so trefflich auch der Mann ist. — Erstlich ist seine jetzige Stelle nicht schlecht — aber ihm gebührt allerdings eine bessere, und sie ist auch schon gefunden — denn eben Herrn Firmin wollte ich Euer Excellenz zu meinem Nachfolger empfehlen, wenn ich in jenem Posten versetzt werden sollte, den mir mein gütiger Gönner bestimmt. — Ich sey meinem jetzigen Amte nicht gewachsen, behauptet man. — Ich weiß wohl, daß ich nur mittelmäßige Gaben besitze. — Aber man sollte bedenken, daß diese Anklage mehr meinen Gönner trifft, als mich selbst! — Bin ich meinem Amte in der That nicht gewachsen, so ist der Chef zu tadeln, der es mir anvertraut, und mit meinem schwachen Talent so oft seine Zufriedenheit bezeugt. — Ich soll endlich der Mitschuldige des vorigen Ministers gewesen seyn! — Die Stimme der Wahrheit habe ich ihn hören lassen; die Sprache des redlichen Mannes habe ich kühnlich zu einer Zeit geredet, wo sich meine Ankläger vielleicht im Staube vor ihm krummten. — Zwanzigmal wollte ich diesem unfähigen Minister den Dienst aufkündigen; nichts hielt mich zurück, als die Hoffnung, meinem Vaterlande nützlich zu seyn. Welche süße Belohnung für mein Herz, wenn ich hier etwas Böses verhindern, dort etwas Gutes wirken konnte! — Seiner Macht habe ich getrotzt; die gute Sache habe ich gegen ihn verfochten, da er noch im Ansehen war! Er fiel, und ich zollte seinem Unglück das herzlichste Mitleid. Ist das ein Verbrechen, ich bin stolz darauf und rühme mich desselben. — Es ist hart, sehr hart für mich, lieber La Roche, daß ich dich unter meinen Feinden sehe — daß ich genöthigt bin, mich gegen einen Mann zu vertheidigen, den ich schätze

und liebe! — Aber komm! laſſ' uns Frieden machen, ſchenke mir deine Freundſchaft wieder und Alles ſey vergeſſen!

La Roche. Der Spitzbube! — Rührt er mich doch faſt ſelbſt!

Narbonne. Nun, was haben Sie darauf zu antworten?

La Roche. Ich? — Nichts! Der verwünſchte Schelm bringt mich ganz aus dem Concepte.

Narbonne. Herr La Roche! es iſt brav und löblich, einen Böſewicht, wo er auch ſtehe, furchtlos anzugreifen und ohne Schonung zu verfolgen — aber auf einem ungerechten Haß eigenſinnig beſtehen, zeigt ein verderbtes Herz.

Delicour. Er haßt mich nicht! ganz und gar nicht! Mein Freund La Roche hat das beſte Herz von der Welt! Ich kenne ihn — aber er iſt hitzig vor der Stirn — er lebt von ſeiner Stelle — das entſchuldigt ihn! Er glaubte ſein Brod zu verlieren! Ich habe auch gefehlt — ich geſteh' es — Komm! komm! Laſſ' dich umarmen, Alles ſey vergeſſen!

La Roche. Ich ihn umarmen? In Ewigkeit nicht! — Zwar, wie er's anſtellt, weiß ich nicht, um mich ſelbſt — um Euer Excellenz zu betrügen — aber kurz! ich bleibe bei meiner Anklage. — Kein Friede zwiſchen uns, bis ich ihn entlarvt, ihn in ſeiner ganzen Blöße dargeſtellt habe!

Narbonne. Ich bin von ſeiner Unſchuld überzeugt — wenn nicht Thatſachen, vollwichtige Beweiſe mich eines Andern überführen.

La Roche. Thatſachen? Beweiſe? Tauſend für einen!

Narbonne. Heraus damit!

La Roche. Beweiſe genug — die Menge — aber das iſt's eben — ich kann nichts damit beweiſen! — Solchen abgefeimten Schelmen läßt ſich nichts beweiſen. — Vormals war er ſo arm, wie ich; jetzt ſitzt er im Ueberfluß! Sagt' ich Ihnen, daß er

seinen vorigen Einfluß zu Geld gemacht, daß sich sein ganzer Reichthum davon herschreibt — so kann ich das zwar nicht, wie man sagt, mit Brief und Siegel belegen — aber Gott weiß es, die Wahrheit ist's, ich will darauf leben und sterben.

Selicour. Diese Anklage ist von zu niedriger Art, um mich zu treffen — übrigens unterwerf' ich mich der strengsten Untersuchung! — Was ich besitze, ist die Frucht eines fünfzehnjährigen Fleißes; ich habe es mit saurem Schweiß und Nachtwachen erworben, und ich glaub' es nicht unedel zu verwenden. Es ernährt meine armen Verwandten; es fristet das Leben meiner dürftigen Mutter!

La Roche. Erlogen! erlogen! Ich kann es freilich nicht beweisen! Aber gelogen, unverschämt gelogen!

Narbonne. Mäßigen Sie sich!

Selicour. Mein Gott! was erleb' ich? Mein Freund La Roche ist's, der so hart mit mir umgeht! — Was für ein Wahnsinn hat dich ergriffen? Ich weiß nicht, soll ich über diese Wuth lachen oder böse werden. — Aber lachen auf Kosten eines Freundes, der sich für beleidigt hält — nein, das kann ich nicht! das ist zu ernsthaft! — Deinen alten Freund so zu verkennen! — Komm doch zu dir selbst, lieber La Roche und bringe dich wenigstens nicht aus übel angebrachtem Trotz um eine so treffliche Stelle, als ich dir zugedacht habe.

Narbonne. Die Wahrheit zu sagen, Herr La Roche, diese Halsstarrigkeit gibt mir keine gute Meinung von Ihnen. — Muß auch ich Sie bitten, gegen Ihren Freund gerecht zu seyn? — Auf Ehre! der arme Herr Selicour dauert mich von Herzen!

La Roche. Ich will das wohl glauben, gnädiger Herr! Hat er mich doch fast selbst, trotz meines gerechten Unwillens, auf einen Augenblick irre gemacht — aber nein, nein! ich kenne ihn

und liebe! — Aber komm! laſſ' uns Frieden machen, ſchenke mir deine Freundſchaft wieder und Alles ſey vergeſſen!

La Roche. Der Spitzbube! — Rührt er mich doch faſt ſelbſt!

Narbonne. Nun, was haben Sie darauf zu antworten?

La Roche. Ich? — Nichts! Der verwünſchte Schelm bringt mich ganz aus dem Concepte.

Narbonne. Herr La Roche! es iſt brav und löblich, einen Böſewicht, wo er auch ſtehe, furchtlos anzugreifen und ohne Schonung zu verfolgen — aber auf einem ungerechten Haß eigenſinnig beſtehen, zeigt ein verderbtes Herz.

Selicour. Er haßt mich nicht! ganz und gar nicht! Mein Freund La Roche hat das beſte Herz von der Welt! Ich kenne ihn — aber er iſt hitzig vor der Stirn — er lebt von ſeiner Stelle — das entſchuldigt ihn! Er glaubte ſein Brod zu verlieren! Ich habe auch gefehlt — ich geſteh' es — Komm! komm! Laſſ' dich umarmen, Alles ſey vergeſſen!

La Roche. Ich ihn umarmen? In Ewigkeit nicht! — Zwar, wie er's anſtellt, weiß ich nicht, um mich ſelbſt — um Euer Excellenz zu betrügen — aber kurz! ich bleibe bei meiner Anklage. — Kein Friede zwiſchen uns, bis ich ihn entlarvt, ihn in ſeiner ganzen Blöße dargeſtellt habe!

Narbonne. Ich bin von ſeiner Unſchuld überzeugt — wenn nicht Thatſachen, vollwichtige Beweiſe mich eines Andern überführen.

La Roche. Thatſachen? Beweiſe? Tauſend für einen!

Narbonne. Heraus damit!

La Roche. Beweiſe genug — die Menge — aber das iſt's eben — ich kann nichts damit beweiſen! — Solchen abgefeimten Schelmen läßt ſich nichts beweiſen. — Vormals war er ſo arm, wie ich; jetzt ſitzt er im Ueberfluß! Sagt' ich Ihnen, daß er

seinen vorigen Einfluß zu Geld gemacht, daß sich sein ganzer Reichthum davon herschreibt — so kann ich das zwar nicht, wie man sagt, mit Brief und Siegel belegen — aber Gott weiß es, die Wahrheit ist's, ich will darauf leben und sterben.

Selicour. Diese Anklage ist von zu niedriger Art, um mich zu treffen — übrigens unterwerf' ich mich der strengsten Untersuchung! — Was ich besitze, ist die Frucht eines fünfzehnjährigen Fleißes; ich habe es mit saurem Schweiß und Nachtwachen erworben, und ich glaub' es nicht unedel zu verwenden. Es ernährt meine armen Verwandten; es fristet das Leben meiner dürftigen Mutter!

La Roche. Erlogen! erlogen! Ich kann es freilich nicht beweisen! Aber gelogen, unverschämt gelogen!

Narbonne. Mäßigen Sie sich!

Selicour. Mein Gott! was erleb' ich? Mein Freund La Roche ist's, der so hart mit mir umgeht! — Was für ein Wahnsinn hat dich ergriffen? Ich weiß nicht, soll ich über diese Wuth lachen oder böse werden. — Aber lachen auf Kosten eines Freundes, der sich für beleidigt hält — nein, das kann ich nicht! das ist zu ernsthaft! — Deinen alten Freund so zu verkennen! — Komm doch zu dir selbst, lieber La Roche und bringe dich wenigstens nicht aus übel angebrachtem Trotz um eine so treffliche Stelle, als ich dir zugedacht habe.

Narbonne. Die Wahrheit zu sagen, Herr La Roche, diese Halsstarrigkeit gibt mir keine gute Meinung von Ihnen. — Muß auch ich Sie bitten, gegen Ihren Freund gerecht zu seyn? — Auf Ehre! der arme Herr Selicour dauert mich von Herzen!

La Roche. Ich will das wohl glauben, gnädiger Herr! Hat er mich doch fast selbst, trotz meines gerechten Unwillens, auf einen Augenblick irre gemacht — aber nein, nein! ich kenne ihn

zu gut — zu gewiß bin ich meiner Sache. — Krieg, Krieg zwiſchen uns und keine Verſöhnung! Hier, ſehe ich, würde alles weitere Reden vergeblich ſeyn; aber wiewohl der Spitzbube mich aufs Aeußerſte treibt, lieber tauſendmal Hungers ſterben, als ihm mein Brod verdanken. Ich empfehle mich zu Gnaden!

(Ab.)

Fünfter Auftritt.

Narbonne. Felicour.

Narbonne. Begreifen Sie dieſe hartnäckige Verſtocktheit —

Felicour. Hat nichts zu ſagen! Er iſt ein guter Narr! Ich will ihn bald wieder beſänftigen.

Narbonne. Er iſt raſch und unbeſonnen, aber im Grunde mag er ein guter Mann ſeyn.

Felicour. Ein ſeelenguter Mann, dafür ſteh' ich — dem aber der Kopf ein wenig verſchoben iſt. — Es kann auch ſeyn, daß ihn ſonſt Jemand gegen mich aufhetzt.

Narbonne. Meinen Sie?

Felicour. Es mag ſo etwas dahinter ſtecken. — Wer weiß? irgend ein heimlicher Feind und Neider — denn dieſer arme Teufel iſt nur eine Maſchine.

Narbonne. Wer ſollte aber —

Felicour. Es gibt ſo Viele, die meinen Untergang wünſchen!

Narbonne. Haben Sie vielleicht einen Verdacht?

Felicour. Ich unterdrücke ihn! Denn daß ich ſo etwas von Herrn Firmin denken ſollte — Pfui! pfui! das wäre ſchändlich! das iſt nicht möglich!

Narbonne. So denk' ich auch! Der Mann scheint mir dazu viel zu rechtlich und zu bescheiden.

Delicour. Bescheiden, ja, das ist er!

Narbonne. Sie kennen ihn also?

Delicour. Wir sind Freunde.

Narbonne. Nun, was halten Sie von dem Manne?

Delicour. Herr Firmin, muß ich sagen, ist ein Mann, wie man sich ihn für das Bureau eigentlich wünscht — wenn auch eben kein Kopf, doch ein geschickter Arbeiter. Nicht zwar, als ob es ihm an Verstand und Kenntnissen fehlte — Keineswegs! Er mag viel wissen, aber man sieht's ihm nicht an.

Narbonne. Sie machen mich neugierig, ihn zu kennen.

Delicour. Ich hab' ihm schon längst darum angelegen, sich zu zeigen — aber vielleicht fühlt er sich für eine subalterne Rolle und für die Dunkelheit geboren. Ich will ihn indessen —

Narbonne. Bemühen Sie sich nicht! — Gegen einen Mann von Verdiensten kann unser einer unbeschadet seines Rangs die ersten Schritte thun. — Ich selbst will Herrn Firmin aufsuchen. — Aber jetzt wieder auf unser voriges Thema zurück zu kommen, das dieser La Roche unterbrochen hat. —

Delicour (verlegen). Es ist schon etwas spät. —

Narbonne. Hat nichts zu sagen.

Delicour. Es wird auch jetzt die Zeit zur Audienz seyn.

Narbonne (sieht nach der Uhr). Ja, wahrhaftig.

Delicour. Wir können es ja auf morgen —

Narbonne. Gut! Auch das!

Delicour. Ich will also —

Narbonne. Noch ein Wort —

Delicour. Was beliebt?

Narbonne. Ein Geschäft kann ich Ihnen wenigstens noch auftragen, das zugleich Fähigkeit und Muth erfordert.

Felicour. Befehlen Sie!

Narbonne. Mein Vorgänger hat durch seine üble Verwaltung ein Heer von Mißbräuchen einreißen lassen, die trotz aller unserer Bemühungen noch nicht abgestellt sind. Es wäre daher ein Memoire aufzusetzen, worin man alle Gebrechen aufdeckte, und der Regierung selbst ohne Schonung die Wahrheit sagte.

Felicour. Erlauben aber Euer Excellenz — eine solche Schrift könnte für ihren Verfasser, könnte für Sie selbst bedenkliche Folgen haben.

Narbonne. Das kümmert uns nicht — Keine Gefahr, keine persönliche Rücksicht darf in Anschlag kommen, wo die Pflicht gebietet.

Felicour. Das ist würdig gedacht!

Narbonne. Sie sind der Mann zu diesem Werk — Ich brauche Ihnen weiter nichts darüber zu sagen. Sie kennen das Uebel so gut und besser noch, als ich selbst.

Felicour. Und ich bin, hoff' ich, mit Ihnen darüber einerlei Meinung.

Narbonne. Ohne Zweifel. Dieß Geschäft hat Eile. Ich verlasse Sie; verlieren Sie keine Zeit; es ist gerade jetzt der günstige Augenblick — ich möchte es wo möglich noch heute an die Behörde absenden. — Kurz und bündig — es kann mit Wenigem viel gesagt werden! Leben Sie wohl! Gehen Sie ja gleich an die Arbeit! (Er geht ab.)

Sechster Auftritt.

Selicour. Madame Belmont.

Mad. Belmont. Sind Sie allein, Herr Selicour? Ich wollte abwarten, bis er weggegangen wäre — er darf nichts davon wissen.

Selicour. Wovon ist die Rede, Madame?

Mad. Belmont. Wir wollen heute Abend ein kleines Concert geben, und meine Charlotte soll sich dabei hören lassen.

Selicour. Sie singt so schön!

Mad. Belmont. Sie geben sich auch zuweilen mit Versen ab? Nicht wahr?

Selicour. Wer macht nicht einmal in seinem Leben Verse!

Mad. Belmont. Nun, so machen Sie uns ein Lied oder so etwas für heut' Abend!

Selicour. Eine Romanze meinen Sie?

Mad. Belmont. Gut, die Romanzen lieben wir besonders!

Selicour. Wenn der Eifer den Mangel des Genie's ersetzen könnte —

Mad. Belmont. Schon gut! schon gut! Ich verstehe.

Selicour. Und ich brauchte allerdings so ein leichtes Spielwerk zu meiner Erholung! — Ich bin die ganze Nacht aufgewesen, um Acten durchzugehen und Rechnungen zu corrigiren!

Mad. Belmont. Eine niederträchtige Beschäftigung!

Selicour. Daß ich mich wirklich ein wenig angegriffen

fühle. — Wer weiß! die Blume der Dichtkunst erquickt mich vielleicht mit ihrem lieblichen Hauch, und du, Balsam der Herzen, heilige Freundschaft!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Robineau.

Robineau (hinter der Scene). Nu! nu! wenn er drinn ist, wird mir's wohl auch erlaubt seyn, denk' ich —

Mad. Belmont. Was gibt's da?

Robineau (im Eintreten). Dieses Bedientenpack bildet sich mehr ein, als seine Herrschaft. — Ich will den Herrn Selicour sprechen.

Selicour. Ich bin's.

Robineau. Das will ich bald sehen. — Ja, mein Seel', das ist er! — Leibhaftig — Ich seh' ihn noch, wie er sich im Dorf mit den Jungens herum jagte. — Nun seh' er jetzt auch 'mal mich an — betracht' er mich wohl. Ich bin wohl ein bißchen verändert — Kennt er mich?

Selicour. Nein!

Robineau. Ei, ei, ich bin ja des Robineau's Christoph, des Winzers, der die dicke Madelon heirathete, seines Großvaters Muhme, Herr Selicour!

Selicour. Ach so!

Robineau. Nun — Vetter pflegen sich sonst zu umarmen, denk' ich.

Selicour. Mit Vergnügen. — Seyd mir willkommen, Vetter!

Robineau. Großen Dank, Vetter!

Selicour. Aber laßt uns auf mein Zimmer gehen — ich bin hier nicht zu Hause.

Mad. Belmont. Lassen Sie sich nicht stören, Herr Selicour! Thun Sie, als wenn ich gar nicht da wäre.

Selicour. Mit Ihrer Erlaubniß, Madame, Sie sind gar zu gütig! Man muß ihm sein schlichtes Wesen zu gute halhalten; er ist ein guter ehrlicher Landmann, und ein Vetter, den ich sehr lieb habe.

Mad. Belmont. Das sieht Ihnen ähnlich, Herr Selicour!

Robineau. Ich komme so eben an, Herr Vetter!

Selicour. So?' und woher denn?

Robineau. Ei, woher sonst als von unserm Dorf. — Dieses Paris ist aber auch wie zwanzig Dörfer. — Schon über zwei Stunden, daß ich aus dem Postwagen gestiegen, treib' ich mich herum, um ihn und den La Roche aufzusuchen, er weiß ja, seinen Nachbar und Schulcameraden. — Nun, da find' ich ihn ja endlich, und nun mag's gut seyn!

Selicour. Er kommt in Geschäften nach Paris, Vetter?

Robineau. In Geschäften! Hat sich wohl! Ein Geschäft hab' ich freilich —

Selicour. Und welches denn?

Robineau. I nun — mein Glück hier zu machen, Vetter!

Selicour. Ha! ha!

Robineau. Nun, das Geschäft ist wichtig genug, denk' ich.

Selicour (zu Madame Belmont). Excusiren Sie.

Mad. Belmont. Er belustigt mich.

Selicour. Er ist sehr kurzweilig.

Robineau. Peter, der Kärrner, meinte, der Vetter habe sich in Paris seine Pfeifen gut geschnitten. — Als er noch klein war, der Vetter, da sey er ein loser Schelm gewesen; da

hätt's geheißen: der verdirbt nicht — der wird seinen Weg schon machen! — Wir hatten auch schon von ihm gehört; aber die Nachrichten lauteten gar zu schön, als daß wir sie hätten glauben können. Wie wir aber nicht länger daran zweifeln konnten, sagte mein Vater zu mir: Geh' hin, Christoph, suche den Vetter Selicour in Paris auf! Die Reise wird dich nicht reuen — Vielleicht machst du dein Glück mit einer guten Heirath. — Ich gleich auf den Weg, und da bin ich nun! — Nehmen Sie mir's nicht übel, Madame! die Robineaus gehen gerade aus; was das Herz denkt, muß die Zunge sagen — und wie ich den lieben Herrn Vetter da so vor mir sah, sehen Sie, so ging mir das Herz auf.

Mad. Belmont. Ei, das ist ganz natürlich.

Robineau. Hör' er, Vetter, ich möchte herzlich gern auch mein Glück machen! Er weiß das Geheimniß, wie man's anfängt; theil' er mir's doch mit.

Selicour. Sey immer rechtschaffen, wahr und bescheiden! Das ist mein ganzes Geheimniß, Vetter! weiter hab' ich keins. — Es ist doch Alles wohl zu Hause?

Robineau. Zum Preis Gottes, ja! Die Familie gedeiht. Der Bertrand hat seine Susanne geheirathet; sie wird bald niederkommen, und hofft, der Herr Vetter wird zu Gevatter stehen. Es ist Alles in guten Umständen, bis auf seine arme Mutter. — Die meint, es wäre doch hart, daß sie Noth leiden müsse und einen so steinreichen Sohn in der Stadt habe.

Selicour (leise). Halt's Maul, Dummkopf!

Mad Belmont. Was sagt er von der Mutter!

Selicour (laut). Ist's möglich? Die tausend Thaler, die ich ihr geschickt, sind also nicht angekommen? — Das thut mir in der Seele weh! — Was das doch für schlechte Anstalten

sind auf diesen Posten — Die arme, gute Mutter! Was mag sie ausgestanden haben!

Mad. Belmont. Ja wohl! Man muß ihr helfen.

Selicour. Das versteht sich! Sogleich bitte ich den Minister um Urlaub — es ist eine gerechte Forderung. Ich kann darauf bestehen — Die Pflicht der Natur geht allen andern vor — Ich eile nach meinem Ort — in acht Tagen ist Alles abgethan! — Sie hat sich nicht in Paris niederlassen wollen, wie sehr ich sie auch darum bat! Die liebe alte Mutter hängt gar zu sehr an ihrem Geburtsort.

Robineau. So kann ich gar nicht aus ihr klug werden; denn zu uns sagte sie, sie wäre gern nach Paris gekommen, aber der Vetter habe es durchaus nicht haben wollen!

Selicour. Die gute Frau weiß selbst nicht immer, was sie will! — Aber sie nothleidend zu wissen — ach Gott! das jammert mich und schneidet mir ins Herz.

Mad. Belmont. Ich glaub's Ihnen wohl, Herr Selicour! Aber sie werden bald Rath geschafft haben. Ich gehe jetzt und lasse Sie mit Ihrem Vetter allein. — Glücklich ist die Gattin, die Sie einst besitzen wird! Ein so pflichtvoller Sohn wird gewiß auch ein zärtlicher Gatte werden! (Ab).

Achter Auftritt.

Selicour. Robineau.

Robineau. Meiner Treu, Herr Vetter, ich bin ganz verwundert über ihn — eine so herzliche Aufnahme hätt' ich mir

hätt's geheißen: der verdirbt nicht — der wird seinen Weg schon machen! — Wir hatten auch schon von ihm gehört; aber die Nachrichten lauteten gar zu schön, als daß wir sie hätten glauben können. Wie wir aber nicht länger daran zweifeln konnten, sagte mein Vater zu mir: Geh' hin, Christoph, suche den Vetter Selicour in Paris auf! Die Reise wird dich nicht reuen — Vielleicht machst du dein Glück mit einer guten Heirath. — Ich gleich auf den Weg, und da bin ich nun! — Nehmen Sie mir's nicht übel, Madame! die Robineaus gehen gerade aus; was das Herz denkt, muß die Zunge sagen — und wie ich den lieben Herrn Vetter da so vor mir sah, sehen Sie, so ging mir das Herz auf.

Mad. Belmont. Ei, das ist ganz natürlich.

Robineau. Hör' er, Vetter, ich möchte herzlich gern auch mein Glück machen! Er weiß das Geheimniß, wie man's anfängt; theil' er mir's doch mit.

Selicour. Sey immer rechtschaffen, wahr und bescheiden! Das ist mein ganzes Geheimniß, Vetter! weiter hab' ich keins. — Es ist doch Alles wohl zu Hause?

Robineau. Zum Preis Gottes, ja! Die Familie gedeiht. Der Bertrand hat seine Susanne geheirathet; sie wird bald niederkommen, und hofft, der Herr Vetter wird zu Gevatter stehen. Es ist Alles in guten Umständen, bis auf seine arme Mutter. — Die meint, es wäre doch hart, daß sie Noth leiden müsse und einen so steinreichen Sohn in der Stadt habe.

Selicour (leise). Halt's Maul, Dummkopf!

Mad Belmont. Was sagt er von der Mutter!

Selicour (laut). Ist's möglich? Die tausend Thaler, die ich ihr geschickt, sind also nicht angekommen? — Das thut mir in der Seele weh! — Was das doch für schlechte Anstalten

sind auf diesen Posten — Die arme, gute Mutter! Was mag sie ausgestanden haben!

Mad. Belmont. Ja wohl! Man muß ihr helfen.

Selicour. Das versteht sich! Sogleich bitte ich den Minister um Urlaub — es ist eine gerechte Forderung. Ich kann darauf bestehen — Die Pflicht der Natur geht allen andern vor — Ich eile nach meinem Ort — in acht Tagen ist Alles abgethan! — Sie hat sich nicht in Paris niederlassen wollen, wie sehr ich sie auch darum bat! Die liebe alte Mutter hängt gar zu sehr an ihrem Geburtsort.

Robineau. So kann ich gar nicht aus ihr klug werden; denn zu uns sagte sie, sie wäre gern nach Paris gekommen, aber der Vetter habe es durchaus nicht haben wollen!

Selicour. Die gute Frau weiß selbst nicht immer, was sie will! — Aber sie nothleidend zu wissen — ach Gott! das jammert mich und schneidet mir ins Herz.

Mad. Belmont. Ich glaub's Ihnen wohl, Herr Selicour! Aber sie werden bald Rath geschafft haben. Ich gehe jetzt und lasse Sie mit Ihrem Vetter allein. — Glücklich ist die Gattin, die Sie einst besitzen wird! Ein so pflichtvoller Sohn wird gewiß auch ein zärtlicher Gatte werden! (Ab).

Achter Auftritt.

Selicour. Robineau.

Robineau. Meiner Treu, Herr Vetter, ich bin ganz verwundert über ihn — eine so herzliche Aufnahme hätt' ich mir

hätt's geheißen: der verdirbt nicht — der wird seinen Weg schon machen! — Wir hatten auch schon von ihm gehört; aber die Nachrichten lauteten gar zu schön, als daß wir sie hätten glauben können. Wie wir aber nicht länger daran zweifeln konnten, sagte mein Vater zu mir: Geh' hin, Christoph, suche den Vetter Selicour in Paris auf! Die Reise wird dich nicht reuen — Vielleicht machst du dein Glück mit einer guten Heirath. — Ich gleich auf den Weg, und da bin ich nun! — Nehmen Sie mir's nicht übel, Madame! die Robineaus gehen gerade aus; was das Herz denkt, muß die Zunge sagen — und wie ich den lieben Herrn Vetter da so vor mir sah, sehen Sie, so ging mir das Herz auf.

Mad. Belmont. Ei, das ist ganz natürlich.

Robineau. Hör' er, Vetter, ich möchte herzlich gern auch mein Glück machen! Er weiß das Geheimniß, wie man's anfängt; theil' er mir's doch mit.

Selicour. Sey immer rechtschaffen, wahr und bescheiden! Das ist mein ganzes Geheimniß, Vetter! weiter hab' ich keins. — Es ist doch Alles wohl zu Hause?

Robineau. Zum Preis Gottes, ja! Die Familie gedeiht. Der Bertrand hat seine Susanne geheirathet; sie wird bald niederkommen, und hofft, der Herr Vetter wird zu Gevatter stehen. Es ist Alles in guten Umständen, bis auf seine arme Mutter. — Die meint, es wäre doch hart, daß sie Noth leiden müsse und einen so steinreichen Sohn in der Stadt habe.

Selicour (leise). Halt's Maul, Dummkopf!

Mad Belmont. Was sagt er von der Mutter!

Selicour (laut). Ist's möglich? Die tausend Thaler, die ich ihr geschickt, sind also nicht angekommen? — Das thut mir in der Seele weh! — Was das doch für schlechte Anstalten

sind auf diesen Posten — Die arme, gute Mutter! Was mag sie ausgestanden haben!

Mad. Belmont. Ja wohl! Man muß ihr helfen.

Selicour. Das versteht sich! Sogleich bitte ich den Minister um Urlaub — es ist eine gerechte Forderung. Ich kann darauf bestehen — Die Pflicht der Natur geht allen andern vor — Ich eile nach meinem Ort — in acht Tagen ist Alles abgethan! — Sie hat sich nicht in Paris niederlassen wollen, wie sehr ich sie auch darum bat! Die liebe alte Mutter hängt gar zu sehr an ihrem Geburtsort.

Robineau. So kann ich gar nicht aus ihr klug werden; denn zu uns sagte sie, sie wäre gern nach Paris gekommen, aber der Vetter habe es durchaus nicht haben wollen!

Selicour. Die gute Frau weiß selbst nicht immer, was sie will! — Aber sie nothleidend zu wissen — ach Gott! das jammert mich und schneidet mir ins Herz.

Mad. Belmont. Ich glaub's Ihnen wohl, Herr Selicour! Aber sie werden bald Rath geschafft haben. Ich gehe jetzt und lasse Sie mit Ihrem Vetter allein. — Glücklich ist die Gattin, die Sie einst besitzen wird! Ein so pflichtvoller Sohn wird gewiß auch ein zärtlicher Gatte werden! (Ab).

Achter Auftritt.

Selicour. Robineau.

Robineau. Meiner Treu, Herr Vetter, ich bin ganz verwundert über ihn — eine so herzliche Aufnahme hätt' ich mir

gar nicht von ihm erwartet. Der iſt gar ſtolz und hochmüthig, hieß es, der wird dich gar nicht mehr erkennen!

Selicour (nachdem er wohl nachgeſehen, ob Madame Belmont auch fort iſt). Sage mir, du Eſel! was fällt dir ein, daß du mir hier ſo zur Unzeit über den Hals kommſt?

Robineau. Nun, nun! wie ich ihm ſchon ſagte, ich komme, mein Glück zu machen!

Selicour. Dein Glück zu machen? Der Schafskopf!

Robineau. Ei, ei, Vetter! wie er mit mir umgeht; ich laſſe mir nicht ſo begegnen.

Selicour. Du thuſt wohl gar empfindlich — ſchade um deinen Zorn — Von ſeinem Dorf weg nach Paris zu laufen! der Tagdieb!

Robineau. Aber was das auf einmal für ein Betragen iſt, Herr Vetter! — Erſt der freundliche Empfang und jetzt dieſen barſchen Ton mit mir! — Das iſt nicht ehrlich und gerade gehandelt, nehm' er mir's nicht übel, das iſt falſch — und wenn ich das weiter erzählte, wie er mit mir umgeht — 's würde ihm ſchlechte Ehre bringen! ja, das würd' es!

Selicour (erſchrocken). Weiter erzählen! was?

Robineau. Ja, ja, Vetter!

Selicour. Unterſteh' dich, Bube! — Ich will dich unterbringen — ich will für die Mutter ſorgen. Sey ruhig, ich ſchaffe dir einen Platz! Verlaſſ' dich darauf!

Robineau. Nun, wenn er das —

Selicour. Aber hier können wir nicht davon reden! Fort! auf mein Zimmer!

Robineau. Ja, hör' er, Vetter! ich möchte ſo gern ein

recht ruhiges und bequemes Brod. Wenn er mich so bei der Accise unterbringen könnte.

Delicour. Verlass' dich drauf; ich schaffe dich an den rechten Platz. — Ins Dorf mit dem dummen Dorfteufel über Hals und Kopf! — (Ab.)

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

La Roche und Karl Firmin begegnen einander.

La Roche. Ich ſuchte Sie ſchon längſt. — Hören Sie! — Nun, ich habe Wort gehalten — ich habe ihn dem Miniſter abgeſchildert, dieſen Selicour.

Karl. Wirklich? Und es iſt alſo vorbei mit ihm? ganz vorbei?

La Roche. Das nun eben nicht! — Noch nicht ganz — denn ich muß Ihnen ſagen, er hat ſich herausgelogen, daß ich da ſtand, wie ein rechter Dummkopf — Der Heuchler ſtellte ſich gerührt, er ſpielte den zärtlichen Freund, den Großmüthigen mit mir, er überhäufte mich mit Freundſchaftsverſicherungen, und will mich bei dem Bureau als Chef anſtellen.

Karl. Wie? was? Das iſt ja ganz vortrefflich! Da wünſche ich Glück.

La Roche. Für einen Glücksjäger hielt ich ihn; ich hatte geglaubt, daß es ihm nur um Stellen und um Geld zu thun wäre; fur ſo falſch und verrätheriſch hätte ich ihn nie gehalten.

Der Heuchler mit seinem süßen Geschwätz! Ich war aber sein Narr nicht und hab' es rundweg ausgeschlagen!

Karl. Und so sind wir noch, wo wir waren? Und mein Vater ist nicht besser daran, als vorher?

La Roche. Wohl wahr — aber lassen Sie mich nur machen! Lassen Sie mich machen!

Karl. Ich bin auch nicht weiter. In den Garten hab' ich mich geschlichen, ob ich dort vielleicht meiner Geliebten begegnen möchte. — Aber vergebens! Einige Strophen, die ich mir in der Einsamkeit ausdachte, sind die ganze Ausbeute, die ich zurückbringe.

La Roche. Vortrefflich! brav! Machen Sie Verse an Ihre Geliebte! Unterdessen will ich die Spur meines Wildes verfolgen. Der Schelm betrügt sich sehr, wenn er glaubt, ich habe meinen Plan aufgegeben!

Karl. Lieber La Roche! das ist unter unserer Würde. Lassen wir diesen Elenden sein schmutziges Handwerk treiben, und das durch unser Verdienst erzwingen, was er durch Niederträchtigkeit erschleicht.

La Roche. Weg mir diesem Stolz! es ist Schwachheit, es ist Vorurtheil! — Wie? wollen wir warten, bis die Redlichkeit die Welt regiert — da würden wir lange warten müssen. Alles schmiedet Ränke! Wohl, so wollen wir einmal für die gute Sache ein Gleiches versuchen. — Das geht übrigens Sie nichts an. — Machen Sie Ihre Verse, bilden Sie Ihr Talent aus; ich will es geltend machen, ich — das ist meine Sache!

Karl. Ja, aber die Klugheit nicht vergessen. — Sie haben sich heute übel ertappen lassen.

La Roche. Und es wird nicht das Letztemal seyn. — Aber thut nichts! Ich schreite vorwärts, ich lasse mich nicht abschrecken; ich werde ihm so lange und so oft zusetzen, daß ich

ihm endlich doch Eins beibringe. Ich bin lange sein Narr gewesen; jetzt will ich auch ihm einen Possen spielen. Lassen wir's den Buben so forttreiben, wie er's angefangen, so werde ich bald der Schelm und Ihr Vater der Dummkopf seyn müssen!

Karl. Man kommt!

La Roche. Er ist es selbst!

Karl. Ich kann seinen Anblick nicht ertragen. In den Garten will ich zurückgehen und mein Gedicht vollenden. (Ab.)

La Roche. Ich will auch fort! Auf der Stelle will ich Hand ans Werk legen. Doch nein — es ist besser, ich bleibe. Der Geck glaubte sonst, ich fürchte mich vor ihm!

Zweiter Auftritt.

Selicour und La Roche.

Selicour. Ach, sieh da! Finde ich den Herrn La Roche hier?

La Roche. Ihn selbst, Herr Selicour!

Selicour. Sehr beschämt, wie ich sehe.

La Roche. Nicht sonderlich.

Selicour. Ihr wüthender Ausfall gegen mich hat nichts gefruchtet — Der Freund hat seine Bolzen umsonst verschossen.

La Roche. Hat nichts zu sagen.

Selicour. Wahrlich, Freund La Roche! so hart Sie mir auch zusetzten — Sie haben mir leid gethan mit Ihren närrischen Grillen.

La Roche. Herr Narbonne ist jetzt nicht zugegen. — Zwingt Euch nicht!

Selicour. Was beliebt?

La Roche. Seyd unverschämt nach Herzensgelüsten.

Selicour. Sieh doch!

La Roche. Brüstet Euch mit Eurem Triumph. Ihr habt mir's abgewonnen!

Selicour. Freilich, es kann Einen stolz machen, über einen so fürchterlichen Gegner gesiegt zu haben.

La Roche. Wenn ich's heute nicht recht machte, in Eurer Schule will ich's bald besser lernen.

Selicour. Wie, Herr La Roche? Sie haben es noch nicht aufgegeben, mir zu schaden?

La Roche. Um eines unglücklichen Zugs willen verläßt man das Spiel nicht!

Selicour. Ein treuer Schildknappe also des ehrlichen Firmins! — Sieh, sieh!

La Roche. Er muß dir oft aus der Noth helfen, dieser ehrliche Firmin.

Selicour. Was gibt er dir für deine Ritterschaft?

La Roche. Was bezahlst du ihm für die Exercitien, die er dir ausarbeitet?

Selicour. Nimm dich in Acht, Freund Roche! — Ich könnte dir schlimme Händel anrichten.

La Roche. Werde nicht böse, Freund Selicour! — Der Zorn verräth ein böses Gewissen.

Selicour. Freilich sollte ich über deine Thorheit nur lachen.

La Roche. Du verachtest einen Feind, der dir zu schwach scheint. Ich will darauf denken, deine Achtung zu verdienen!

(Geht ab.)

Dritter Auftritt.

Selicour allein.

Sie wollen den Firmin zum Gesandten haben. — Gemach Camerad! — So weit sind wir noch nicht. — Aber Firmin betrug sich immer so gut gegen mich. — Es ist der Sohn vermuthlich — der junge Mensch, der sich mit Versen abgibt, ganz gewiß — und dieser La Roche ist's, der sie hetzt! — Dieser Firmin hat Verdienste, ich muß es gestehen, und wenn sie je seinen Ehrgeiz aufwecken, so kenne ich keinen, der mir gefährlicher wäre. — Das muß verhütet werden! — Aber in welchen Klemme sehe ich mich! — Eben diese beiden Firmins wären mir jetzt gerade höchst nöthig, der Vater mit seinen Einsichten und der Sohn mit seinen Versen. — Laß' uns fürs erste Nutzen von ihnen ziehen und dann schafft man sie sich schon gelegentlich vom Halse.

Vierter Auftritt.

Firmin der Vater und Selicour.

Selicour. Sind Sie's, Herr Firmin? Eben wollte ich zu Ihnen.

Firmin. Zu mir?

Selicour. Mich mit Ihnen zu erklären —

Firmin. Worüber?

Selicour. Ueber eine Armseligkeit — Lieber Firmin! es

ist mir ein rechter Trost, Sie zu sehen. — Man hat uns vereuneinigen wollen!

Firmin. Uns vereuneinigen?

Selicour. Ganz gewiß. Aber es soll ihnen nicht gelingen, hoff' ich. Ich bin Ihr wahrer und aufrichtiger Freund, und ich hab' es heute bewiesen, denk' ich, da dieser tollköpfige La Roche mich beim Minister anschwärzen wollte.

Firmin. Wie? Hätte der La Roche —

Selicour. Er hat mich auf das abscheulichste preisgegeben.

Firmin. Er hat seine Stelle verloren. — Setzen Sie sich an seinen Platz!

Selicour. Er ist ein Undankbarer! Nach Allem, was ich für ihn gethan habe — Und es geschehe, sagte er, um Ihnen dadurch einen Dienst zu leisten. — Er diente Ihnen aber schlecht, da er mir zu schaden suchte. — Was will ich denn anders, als Ihr Glück? — Aber ich weiß besser, als dieser Brauskopf, was Ihnen dient. Darum habe ich mir schon ein Plänchen mit Ihnen ausgedacht. — Das lärmende Treiben der Bureaux ist Ihnen verhaßt, das weiß ich; Sie lieben nicht, in der geräuschvollen Stadt zu leben. — Es soll für Sie gesorgt werden, Herr Firmin! — Sie suchen sich irgend ein einsames stilles Plätzchen aus, ziehen einen guten Gehalt, ich schicke Ihnen Arbeit hinaus, Sie mögen gern arbeiten, es soll Ihnen nicht daran fehlen.

Firmin. Aber wie —

Selicour. Das sind aber bloß noch Ideen, es hat noch Zeit bis dahin. — Glücklich, der auf der ländlichen Flur seine Tage lebt! Ach, Herr Firmin! so wohl wird es mir nicht! Ich bin in die Stadt gebannt, ein Lastthier der Verhältnisse, den Pfeilen der Bosheit preisgegeben. Auch hielt ich's für die

Pflicht eines guten Verwandten, einen Vetter, der sich hier niederlassen wollte, über Hals und Kopf wieder aufs Land zurück zu schicken. — Der gute Vetter! Ich bezahlte ihm gern die Reisekosten — denn, sagen Sie selbst, ist's nicht unendlich besser, auf dem Land in der Dunkelheit frei zu leben, als hier in der Stadt sich zu placken und zu quälen? —

Firmin. Das ist meine Meinung auch. — Aber was wollten Sie eigentlich bei mir?

Delicour. Nun, wie ich sagte, vor allen Dingen mich von der Freundschaft meines lieben Mitbruders überzeugen — und alsdann — Sie haben mir so oft schon aus der Verlegenheit geholfen; ich verhehle es nicht, ich bin Ihnen so viel — so Vieles schuldig! — Mein Posten bringt mich um — mir liegt so Vieles auf dem Halse — wahrhaftig, es braucht meinen ganzen Kopf, um herum zu kommen — Sie sind zufrieden mit unserm Minister?

Firmin. Ich bewundre ihn.

Delicour. Ja, das nenn' ich einmal einen fähigen Chef! Und wahrlich, es war auch die höchste Noth, daß ein solcher an den Platz kam, wenn nicht Alles zu Grunde gehen sollte. — Es ist noch nicht Alles, wie es soll, sagte ich ihm heute — wollen Sie, daß Alles seinen rechten Gang gehe, so müssen Sie ein Memoire einreichen, worin Alles, was noch zu verbessern ist, mit der strengsten Wahrheit angezeigt wäre. — Diese meine Idee hat er mit Eifer ergriffen und will eine solche Schrift unverzüglich aufgesetzt haben. — Er trug sie mir auf — aber die unendlichen Geschäfte, die auf mir liegen — in der That, ich zittre, wenn ich an einen Zuwachs denke. —

Firmin. Und da rechnen Sie denn auf mich — nicht wahr?

Delicour. Nun ja, ich will's gestehen!

Firmin. Sie konnten ſich dießmal an keinen Beſſern wenden!

Felicour. O das weiß ich! das weiß ich!

Firmin. Denn da ich ſo lange Zeit von den Mißbräuchen unter der vorigen Verwaltung Augenzeuge war — ſo habe ich, um nicht bloß als müßiger Zuſchauer darüber zu ſeufzen, meine Beſchwerden und Verbeſſerungsplane dem Papiere anvertraut — und ſo findet ſich, daß die Arbeit, die man von Ihnen verlangt, von mir wirklich ſchon gethan iſt! — Ich hatte mir keinen beſtimmten Gebrauch dabei gedacht — ich ſchrieb bloß nieder, um mein Herz zu erleichtern.

Felicour. Iſt's möglich? Sie hätten —

Firmin. Es liegt Alles bereit, wenn Sie davon Gebrauch machen wollen.

Felicour. Ob ich das will! O mit Freuden! — Das iſt ja ein ganz erwünſchter Zufall!

Firmin. Aber die Papiere ſind nicht in der beſten Ordnung!

Felicour. O dieſe kleine Mühe übernehm' ich gern — Noch heute Abend ſoll der Miniſter das Memoire haben — Ich nenne Sie als Verfaſſer; Sie ſollen den Ruhm davon haben.

Firmin. Sie wiſſen, daß mir's darauf eben nicht ankommt! Wenn ich nur Gutes ſtifte, gleichviel, unter welchem Namen.

Felicour. Würdiger, ſcharfmanter Mann! Niemand läßt Ihrem beſcheidnen Verdienſt mehr Gerechtigkeit widerfahren, als ich. — Sie wollen mir alſo die Papiere —

Firmin. Ich kann ſie gleich holen, wenn Sie ſo lange verziehen wollen.

Felicour. Ja, gehen Sie! Ich will hier warten.

Firmin. Da kommt mein Sohn — Er kann Ihnen unterdessen Gesellschaft leisten — Aber sagen Sie ihm nichts davon — hören Sie! ich bitte mir's aus!

Selicour. So! Warum denn nicht!

Firmin. Aus Ursachen.

Selicour. Nun, wenn Sie wollen! — Es wird mir zwar sauer werden, Ihre Gefälligkeit zu verschweigen. — (Wenn Firmin fort ist.) Der arme Schelm! Er fürchtet wohl gar, sein Sohn werde ihn auszanken.

Fünfter Auftritt.

Karl. Selicour.

Karl (kommt, in einem Papier lesend, das er beim Anblick Selicours schnell verbirgt.) Schon wieder dieser Selicour — (Will gehen.)

Selicour. Bleiben Sie doch, mein junger Freund! — Warum fliehen Sie so die Gesellschaft?

Karl. Verzeihung, Herr Selicour! — (Für sich) Daß ich dem Schwätzer in den Weg laufen mußte!

Selicour. Ich habe mich schon längst darnach gesehnt, Sie zu sehen, mein Bester! — Was machen die Musen? wie fließen uns die Verse? — Der gute Herr Firmin hat allerlei dagegen, ich weiß, aber er hat Unrecht. — Sie haben ein so entschiedenes Talent! — Wenn die Welt Sie nur erst kennte — aber das wird kommen! Noch heute früh sprach ich von Ihnen —

Karl. Von mir?

Selicour. Mit der Mutter unsers Herrn Ministers —

und man hat schon ein gutes Vorurtheil für Sie, nach der Art, wie ich Ihrer erwähnte.

Karl. So! Bei welchem Anlaß war das?

Selicour. Sie macht die Kennerin — ich weiß nicht, wie sie dazu kommt — man schmeichelt ihr, ihres Sohnes wegen. — Wie? wenn Sie ihr auf eine geschickte feine Art den Hof machten — deßwegen wollte ich Sie eben aufsuchen. — Sie verlangte ein paar Couplets von mir für diesen Abend. — Nun habe ich zwar zu meiner Zeit auch meinen Vers gemacht, wie ein Andrer, aber der Witz ist eingerostet in den leidigen Geschäften! Wie wär's nun, wenn Sie statt meiner die Verschen machten. — Sie vertrauten sie mir an — ich lese sie vor — man ist davon bezaubert — man will von mir wissen — Ich — ich nenne Sie! Ich ergreife diese Gelegenheit, Ihnen eine Lobrede zu halten. — Alles ist voll von Ihrem Ruhm, und nicht lange, so ist der neue Poet fertig, eben so berühmt durch seinen Witz, als seinen Degen!

Karl. Sie eröffnen mir eine glänzende Aussicht!

Selicour. Es steht ganz in Ihrer Gewalt, sie wirklich zu machen!

Karl (für sich). Er will mich beschwatzen! Es ist lauter Falschheit; ich weiß es recht gut, daß er falsch ist — aber, wie schwach bin ich gegen das Lob! — Wider meinen Willen könnte er mich beschwatzen. — (Zu Selicour) Man verlangt also für diesen Abend —

Selicour. Eine Kleinigkeit! ein Nichts! ein Liedchen — wo sich auf eine ungezwungene Art so ein feiner Zug zum Lobe des Ministers anbringen ließe. —

Karl. Den Lobredner zu machen, ist meine Sache nicht! Die Würde der Dichtkunst soll durch mich nicht so erniedrigt

werden. Jedes Lob, auch wenn es noch so verdient ist, ist Schmeichelei, wenn man es an die Großen richtet.

Delicour. Der ganze Stolz eines ächten Musensohns! Nichts von Lobsprüchen also — aber so etwas von Liebe — Zärtlichkeit — Empfindung —

Karl (sieht sein Papier an). Konnte ich denken, da ich sie niederschrieb, daß ich so bald Gelegenheit haben würde?

Delicour. Was? wie? Das sind doch nicht gar Verse —

Karl. O verzeihen Sie! Eine sehr schwache Arbeit —

Delicour. Ei was! Mein Gott! da hätten wir ja gerade, was wir brauchen! — Her damit, geschwind! — Sie sollen bald die Wirkung davon erfahren — Es braucht auch gerade keine Romanze zu seyn — diese Kleinigkeiten — diese artigen Spielereien thun oft mehr, als man glaubt — dadurch gewinnt man die Frauen, und die Frauen machen Alles. — Geben Sie! geben Sie! — Wie! Sie stehen an? Nun, wie Sie wollen! Ich wollte Ihnen nützlich seyn — Sie bekannt machen — Sie wollen nicht bekannt seyn — Behalten Sie Ihre Verse! Es ist Ihr Vortheil, nicht der meine, den ich dabei beabsichtete.

Karl. Wenn nur —

Delicour. Wenn Sie sich zieren —

Karl. Ich weiß aber nicht —

Delicour (reißt ihm das Papier aus der Hand). Sie sind ein Kind! Geben Sie! Ich will Ihnen wider Ihren Willen dienen — Ihr Vater selbst soll Ihrem Talente bald Gerechtigkeit erzeigen. Da kommt er! (Er steckt das Papier in die rechte Tasche.)

Sechster Auftritt.

Beide Firmins. Selicour.

Firmin. Hier, mein Freund! — aber reinen Mund gehalten! (Gibt ihm das Papier heimlich.)

Selicour. Ich weiß zu ſchweigen. (Steckt das Papier in die linke Rocktaſche.)

Karl (für ſich). That ich Unrecht, ſie ihm zu geben — Was kann er aber auch am Ende mit meinen Verſen machen?

Selicour. Meine werthen Freunde! Sie haben mir eine köſtliche Viertelſtunde geſchenkt — aber man vergißt ſich in Ihrem Umgang. — Der Miniſter wird auf mich warten — ich reiße mich ungern von Ihnen los, denn man gewinnt immer etwas bei ſo würdigen Perſonen. (Geht ab, mit beiden Händen an ſeine Rocktaſchen greifend.)

Siebenter Auftritt.

Beide Firmins.

Firmin. Das iſt nun der Mann, den du einen Ränkeſchmied und Cabalenmacher nennſt — und kein Menſch nimmt hier mehr Antheil an mir, als er!

Karl. Sie mögen mich nun für einen Träumer halten — aber je mehr er Ihnen ſchön thut, deſto weniger trau' ich ihm — Dieſer ſüße Ton, den er bei Ihnen annimmt — Entweder er braucht Sie, oder er will Sie zu Grunde richten.

Firmin. Pfui über das Mißtrauen! — Nein, mein Sohn! und wenn ich auch das Opfer der Bosheit werden ſollte — ſo will ich doch ſo ſpät als möglich das Schlechte von Andern glauben.

Achter Auftritt.

Vorige. La Roche.

La Roche. Sind Sie da, Herr Firmin! — Es macht mir herzliche Freude — der Miniſter will Sie beſuchen.

Karl. Meinen Vater? —

Firmin. Mich?

La Roche. Ja, Sie! — Ich hab' es wohl bemerkt, wie ich ein Wort von Ihnen fallen ließ, daß Sie ſchon ſeine Aufmerkſamkeit erregt hatten. — Dieſem Selicour iſt auch gar nicht wohl dabei zu Muthe — So iſt mein heutiger Schritt doch zu etwas gut geweſen.

Karl. O ſo ſehen Sie ſich doch wider Ihren eigenen Willen ans Licht hervorgezogen! — Welche gluckliche Begebenheit!

Firmin. Ja, ja! Du ſiehſt mich in deinen Gedanken ſchon als Ambaſſadeur und Miniſter — Herr von Narbonne wird mir einen kleinen Auftrag zu geben haben, das wird Alles ſeyn!

La Roche. Nein, nein, ſag' ich Ihnen — er will Ihre nähere Bekanntſchaft machen — Und das iſt's nicht allein! Nein, nein! die Augen ſind ihm endlich aufgegangen! Dieſer Selicour, ich weiß es, iſt ſeinem Falle nahe! Noch heute — es iſt ſchändlich und abſcheulich — doch ich ſage nichts. — Der Miniſter ließ in Ihrem Hauſe nach Ihnen fragen; man ſagte ihm, Sie ſeyen auf dem Bureau — Ganz gewiß ſucht er Sie hier auf! Sagt' ich's nicht? Sieh, da iſt er ſchon! (Er tritt nach dem Hintergrunde zurück.)

Neunter Auftritt.

Narbonne zu den Vorigen.

Narbonne. Ich habe Arbeiten von Ihnen gesehen, Herr Firmin, die mir eine hohe Idee von Ihren Einsichten geben, und von allen Seiten hör' ich Ihre Rechtschaffenheit, Ihre Bescheidenheit ruhmen. Männer Ihrer Art brauche ich höchst nöthig — Ich komme deßwegen mir Ihren Beistand, Ihren Rath, Ihre Mitwirkung in dem schweren Amte auszubitten, das mir anvertraut ist. — Wollen Sie mir Ihre Freundschaft schenken, Herr Firmin?

Firmin. So viel Zutrauen beschämt mich und macht mich stolz. — Mit Freude und Dankbarkeit nehme ich dieses gütige Anerbieten an — aber ich fürchte, man hat Ihnen eine zu hohe Meinung von mir gegeben.

Karl. Man hat Ihnen nicht mehr gesagt, als wahr ist, Herr von Narbonne! — Ich bitte Sie, meinem Vater in diesem Punkte nicht zu glauben.

Firmin. Mache nicht zu viel Rühmens, mein Sohn, von einem ganz gemeinen Verdienst.

Narbonne. Das ist also Ihr Sohn, Herr Firmin?

Firmin. Ja.

Narbonne. Der Karl Firmin, dessen meine Mutter und Tochter noch heute Morgen gedacht haben?

Karl. Ihre Mutter und die liebenswürdige Charlotte haben sich noch an Karl Firmin erinnert?

Narbonne. Sie haben mir sehr viel Schmeichelhaftes von Ihnen gesagt.

Karl. Möchte ich so viele Güte verdienen!

Narbonne. Es soll mich freuen, mit Ihnen, braver jun-

ger Mann, und mit Ihrem würdigen Vater mich näher zu verbinden. — Herr Firmin! wenn es meine Pflicht ist, Sie aufzusuchen, so ist es die Ihre nicht weniger, sich finden zu lassen. Mag sich der Unfähige einer schimpflichen Trägheit ergeben! — Der Mann von Talent, der sein Vaterland liebt, sucht selbst das Auge seines Chefs, und bewirbt sich um die Stelle, die er zu verdienen sich bewußt ist. — Der Dummkopf und der Nichtswürdige sind immer bei der Hand, um sich mit ihrem anmaßlichen Verdienste zu brüsten — Wie soll man das wahre Verdienst unterscheiden, wenn es sich mit seinen verächtlichen Nebenbuhlern nicht einmal in die Schranken stellt? — Bedenken Sie, Herr Firmin, daß man für das Gute, welches man nicht thut, so wie für das Böse, welches man zuläßt, verantwortlich ist.

Karl. Hören Sie's nun, mein Vater?

Firmin. Geben Sie mir Gelegenheit, meinem Vaterlande zu dienen, ich werde sie mit Freuden ergreifen!

Narbonne. Und mehr verlang' ich nicht — Damit wir besser mit einander bekannt werden, so speisen Sie Beide diesen Abend bei mir. Sie finden eine angenehme Gesellschaft — ein paar gute Freunde, einige Verwandte — Aller Zwang wird entfernt seyn, und meine Mutter, die durch meinen neuen Stand nicht stolzer geworden ist, wird Sie aufs freundlichste empfangen, das versprech' ich Ihnen.

Firmin. Wir nehmen Ihre gütige Einladung an.

Karl (für sich). Ich werde Charlotten sehn!

La Roche (bei Seite). Die Sachen sind auf gutem Weg — der Augenblick ist günstig — frisch, noch einen Ausfall auf diesen Selicour! (Kommt vorwärts.) So lassen Sie endlich dem Verdienst Gerechtigkeit widerfahren, gut! Nun ist noch übrig, auch

das Laster zu entlarven — Glücklicherweise finde ich Sie hier, und kann da fortfahren, wo ich es diesen Morgen gelassen. — Dieser Selicour brachte mich heute zum Stillschweigen — ich machte es ungeschickt, ich gesteh' es, daß ich so mit der Thür ins Haus fiel; aber wahr bleibt wahr! Ich habe doch recht! Sie verlangten Thatsachen — Ich bin damit versehen.

Narbonne. Was? wie?

La Roche. Dieser Mensch, der sich das Ansehn gibt, als ob er seiner Mutter und seiner ganzen Familie zur Stütze diente, er hat einen armen Teufel von Vetter schön empfangen, der heute in seiner Einfalt, in gutem Vertrauen zu ihm in die Stadt kam, um eine kleine Versorgung durch ihn zu erhalten. Fortgejagt wie einen Taugenichts hat ihn der Heuchler! So geht er mit seinen Verwandten um — und wie schlecht sein Herz ist, davon kann seine nothleidende Mutter —

Firmin. Sie thun ihm sehr Unrecht, lieber La Roche! Eben dieser Vetter, den er soll fortgejagt haben, kehrt mit seinen Wohlthaten überhäuft und von falschen Hoffnungen geheilt in sein Dorf zurück!

Narbonne. Eben mit diesem Vetter hat er sich recht gut betragen.

La Roche. Wie? was?

Narbonne. Meine Mutter war bei dem Gespräch zugegen.

Firmin. Lieber La Roche! folgen Sie doch nicht so der Eingebung einer blinden Rache.

La Roche. Schön, Herr Firmin! reden Sie ihm noch das Wort!

Firmin. Er ist abwesend, es ist meine Pflicht, ihn zu vertheidigen. —

Narbonne. Diese Gesinnung macht Ihnen Ehre, Herr

Firmin; auch hat sich Herr Selicour in Ansehung Ihrer noch heute eben so betragen. — Wie erfreut es mich, mich von so würdigen Personen umgeben zu sehen — (Zu La Roche.) Sie aber, der den armen Selicour so unversöhnlich verfolgt, Sie scheinen mir der gute Mann nicht zu seyn, für den man Sie hält! — Was ich bis jetzt noch von Ihnen sah, bringt Ihnen wahrlich schlechte Ehre!

La Roche (für sich). Ich möchte bersten — aber nur Geduld!

Narbonne. Ich bin geneigt, von dem guten Selicour immer besser zu denken, je mehr Schlimmes man mir von ihm sagt, und ich gehe damit um, ihn mir näher zu verbinden.

Karl (betroffen). Wie so?

Narbonne. Meine Mutter hat gewisse Plane, die ich vollkommen gutheiße — Auch mit Ihnen habe ich es gut vor, Herr Firmin! — Diesen Abend ein Mehreres. — Bleiben Sie ja nicht lange aus. (Zu Karl.) Sie, mein junger Freund, legen sich auf die Dichtkunst, hör' ich; meine Mutter hat mir heute Ihr Talent gerühmt. — Lassen Sie uns bald etwas von Ihrer Arbeit hören! — Auch ich liebe die Musen, ob ich gleich ihrem Dienst nicht leben kann. — Ihr Diener, meine Herren! — Ich verbitte mir alle Umstände.

(Er geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Vorige ohne Narbonne.

Karl. Ich werde sie sehen! ich werde sie sprechen! — Aber diese gewissen Plane der Großmutter — Gott! ich zittre. —

Es ist gar nicht mehr zu zweifeln, daß sie diesem Selicour bestimmt ist.

Firmin. Nun, mein Sohn! das ist ja heute ein glücklicher Tag.

La Roche. Für Sie wohl, Herr Firmin — aber für mich?

Firmin. Sey'n Sie außer Sorgen! Ich hoffe, Alles wieder ins Gleiche zu bringen. — (Zu Karl.) Betrage dich klug, mein Sohn! Wenigstens unter den Augen des Ministers vergiß dich nicht!

Karl. Sorgen Sie nicht! Aber auch Sie, mein Vater, rühren Sie sich einmal!

Firmin. Schön! Ich erhalte auch meine Lection.

Karl. Und habe ich nicht recht, Herr La Roche?

Firmin. Laß' dir sein Beispiel wenigstens zu einer Warnung dienen. — Muth gefaßt, La Roche! Wenn meine Fürsprache etwas gilt, so ist Ihre Sache noch nicht verloren.

(Er geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Karl Firmin und La Roche.

La Roche. Nun, was sagen Sie? Ist das erlaubt, daß Ihr Vater selbst mich Lügen straft, und den Schelmen in Schutz nimmt?

Karl. Bester Freund, ich habe heute früh Ihre Dienste verschmäht, jetzt flehe ich um Ihre Hülfe. Es ist nicht mehr zu zweifeln, daß man ihr den Selicour zum Gemahl bestimmt. Ich bin nicht werth, sie zu besitzen, aber noch weniger verdient es dieser Nichtswürdige!

La Roche. Braucht's noch eines Sporns, mich zu heben? Sie sind Zeuge gewesen, wie man mich um seinetwillen mißhandelt hat! Hören Sie mich an! Ich habe in Erfahrung gebracht, daß der Minister ihm noch heute eine sehr wichtige und kitzliche Arbeit aufgetragen, die noch vor Abend fertig seyn soll. Er wird sie entweder gar nicht leisten, oder doch etwas höchst Elendes zu Markte bringen. So kommt seine Unfähigkeit ans Licht. Trotz seiner süßlichen Manieren hassen ihn Alle und wünschen seinen Fall. Keiner wird ihm helfen, dafür steh' ich, so verhaßt ist er! —

Karl. Meinen Vater will ich schon davon abhalten. — Ich sehe jetzt wohl, zu welchem Zweck er mir mein Gedicht abschwatzte. Sollte er wohl die Stirn haben, sich in meiner Gegenwart für den Verfasser auszugeben?

La Roche. Kommen Sie mit mir in den Garten! Er darf uns nicht beisammen antreffen. — Du nennst dich meinen Meister, Freund Selicour! Nimm dich in Acht — — dein Lehrling formirt sich, und noch vor Abend sollst du bei ihm in die Schule gehen!

(Gehen ab.)

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Madame Belmont. Charlotte.

Mad. Belmont. Bleib' da, Charlotte! wir haben ein Wörtchen mit einander zu reden, eh' die Gesellschaft kommt. — Sage mir, mein Kind! was hältst du von dem Herrn Selicour?

Charlotte. Ich, Mama?

Mad. Belmont. Ja, du!

Charlotte. Nun, ein ganz angenehmer, verdienstvoller, würdiger Mann scheint er mir zu seyn.

Mad. Belmont. Das hör' ich gern! Ich freue mich, liebes Kind, daß du eine so gute Meinung von ihm hast — denn, wenn dein Vater und ich etwas über dich vermögen, so wird Herr Selicour bald dein Gemahl seyn.

Charlotte (betroffen). Mein Gemahl! —

Mad. Belmont. Fällt dir das auf?

Charlotte. Herr Selicour?

Mad. Belmont. Wir glauben, nicht besser für dein Glück sorgen zu können.

Charlotte. Von Ihren und meines Vaters Händen will ich gern einen Gatten annehmen — Aber, Sie werden mich

für grillenhaft halten, liebe Großmama! — Ich weiß nicht — dieser Herr Selicour, den ich übrigens hochschätze — gegen den ich nichts einzuwenden habe — ich weiß nicht, wie es kommt — wenn ich mir ihn als meinen Gemahl denke, so — so empfinde ich in der Tiefe meines Herzens eine Art von —

Mad. Belmont. Doch nicht von Abneigung?

Charlotte. Von Grauen möcht' ich's sogar nennen! Ich weiß, daß ich ihm Unrecht thue; aber ich kann es nun einmal nicht überwinden. — Ich fühle weit mehr Furcht vor ihm, als Liebe.

Mad. Belmont. Schon gut! Diese Furcht kennen wir, meine Tochter!

Charlotte. Nein! Hören Sie!

Mad. Belmont. Eine angenehme mädchenhafte Schüchternheit! Das muß ich wissen, glaube mir. — Bin ich nicht auch einmal jung gewesen? — Uebrigens steht diese Partie deiner Familie an. — Ein Mann, der Alles weiß — ein Mann von Geschmack — ein feiner Kenner — und ein so gefälliger, bewährter Freund. — Auch reißt man sich in allen Häusern um ihn. — Wäre er nicht eben jetzt seiner Mutter wegen bekümmert, so hätte er mir diesen Abend eine Romanze für dich versprochen — denn er kann Alles, und dir möchte er gern in jeder Kleinigkeit zu Gefallen seyn. — Aber ich hör' ihn kommen! Er läßt doch niemals auf sich warten! Wahrlich, es gibt seines Gleichen nicht!

Zweiter Auftritt.

Selicour zu den Vorigen.

Selicour. Sie verlangten heute ein gefühlvolles zärtliches Lied von mir! Ich habe mein Möglichſtes gethan, Madame! — und lege es Ihnen hier zu Füßen.

Mad. Belmont. Wie, Herr Selicour? Sie haben es wirklich ſchon fertig? — In der That, ich fürchtete, daß die übeln Nachrichten —

Selicour. Welche Nachrichten?

Mad. Belmont. Von Ihrer Mutter —

Selicour. Von meiner Mutter! — Ja — ich — ich habe eben einen Brief von ihr erhalten — einen Brief, worin ſie mir meldet, daß ſie endlich —

Mad. Belmont. Daß ſie die tauſend Thaler erhalten — nun, das freut mich —

Selicour. Hätte ich ſonſt die Faſſung haben können? — Aber, dem Himmel ſey Dank! — jetzt iſt mir dieſer Stein vom Herzen, und in der erſten Freude ſetzte ich dieſe Strophen auf, die ich die Ehre gehabt, Ihnen zu überreichen.

Mad. Belmont (zu Charlotten). Er hätte dich gejammert, wenn du ihn geſehen hätteſt — Da war's, wo ich ſein ganzes treffliches Herz kennen lernte. — Herr Selicour! ich liebe Ihre Romanze, noch eh' ich ſie geleſen.

Dritter Auftritt.

Vorige. Narbonne.

Narbonne. Selicour hier bei Ihnen! Ei, ei, liebe Mutter! Sie ziehen mir ihn von nöthigern Dingen ab. — Er hat so dringend zu thun, und Sie beladen ihn noch mit unnützen Aufträgen.

Mad. Belmont. Sieh, sieh, mein Sohn! Will er nicht gar böse werden!

Narbonne. Was soll aus dem Aufsatz werden, der doch so wichtig und so dringend ist?

Selicour. Der Aufsatz ist fertig. Hier ist er!

Narbonne. Was, schon fertig?

Selicour. Und ich bitte Sie, zu glauben, daß ich weder Zeit noch Mühe dabei gespart habe.

Narbonne. Aber wie ist das möglich?

Selicour. Die Mißbräuche der vorigen Verwaltung haben mir nur zu oft das Herz schwer gemacht — Ich konnte es nicht dabei bewenden lassen, sie bloß müßig zu beklagen — dem Papier vertraute ich meinen Unwillen, meinen Tadel, meine Verbesserungsplane an, und so trifft es sich, daß die Arbeit, die Sie mir auftrugen, schon seit lange im Stillen von mir gemacht ist — Es sollte mir wahrlich auch nicht an Muth gefehlt haben, öffentlich damit hervorzutreten, wenn die Regierung nicht endlich von selbst zur Einsicht gekommen wäre, und in Ihrer Person einen Mann aufgestellt hätte, der Alles wieder in Ordnung bringt. — Jetzt ist der Zeitpunkt da, von diesen Papieren öffentlichen Gebrauch zu machen — Es fehlte nichts, als die Blätter zurecht zu legen, und das war in wenig Augenblicken geschehen.

Mad. Belmont. Nun, mein Sohn! du kannst zufrieden seyn, denk' ich — Herr Selicour hat deinen Wunsch erfüllt, eh' er ihn wußte; hat dir in die Hand gearbeitet, und ihr kommt einander durch den glücklichsten Zufall entgegen —

Narbonne. Mit Freuden seh' ich, daß wir einverstanden sind. — Geben Sie, Herr Selicour! noch heute Abend sende ich den Aufsatz an die Behörde.

Selicour (für sich). Alles geht gut — Jetzt diesen Firmin weggeschafft, der mir im Wege ist. (Laut.) Werden Sie mir verzeihen, Herr von Narbonne? — Es thut mir leid, es zu sagen — aber ich muß fürchten, daß die Anklage des Herrn La Roche diesen Morgen doch einigen Eindruck gemacht haben könnte. —

Narbonne. Nicht den mindesten.

Selicour. Ich habe es befürchtet. — Nach Allem, was ich sehe, hat dieser La Roche meine Stelle schon an Jemanden vergeben. —

Narbonne. Wie?

Selicour. Ich habe immer sehr gut gedacht von Herrn Firmin, aber, ich gesteh' es — ich fange doch endlich an, an ihm irre zu werden.

Narbonne. Wie? Sie haben mir ja noch heute seine Gutmüthigkeit gerühmt.

Selicour. Ist auch dem Gutmüthigsten bis auf einen gewissen Punkt zu trauen? — Ich sehe mich von Feinden umgeben. Man legt mir Fallstricke. —

Narbonne. Sie thun Herrn Firmin Unrecht. Ich kenne ihn besser, und ich stehe für ihn.

Selicour. Ich wünschte, daß ich eben so von ihm denken könnte.

Narbonne. Der schändliche Undank dieses La Roche muß

Sie natürlicherweise mißtrauisch machen. Aber wenn Sie auch nur den Schatten eines Zweifels gegen Herrn Firmin haben, so werden Sie sogleich Gelegenheit haben, von Ihrem Irrthum zurück zu kommen.

Selicour. Wie das?

Narbonne. Er wird im Augenblick selbst hier seyn.

Selicour. Herr Firmin — hier?

Narbonne. Hier — Ich konnte mir's nicht versagen. Ich hab' ihn gesehen!

Selicour. Gesehen! Vortrefflich!

Narbonne. Er und sein Sohn speisen diesen Abend mit uns.

Selicour. Speisen — Sein Sohn! Vortrefflich!

Mad. Belmont und Charlotte. Karl Firmin?

Narbonne. Der junge Officier, dessen Verdienste Sie mir so oft gerühmt haben. — Ich habe Vater und Sohn zum Nachtessen eingeladen.

Mad. Belmont. Ich werde sie mit Vergnügen willkommen heißen.

Narbonne (zu Selicour). Sie haben doch nichts dawider?

Selicour. Ich bitte sehr — ganz im Gegentheil!

Mad. Belmont. Ich bin dem Vater schon im voraus gut um des Sohnes willen. Und was sagt unsere Charlotte dazu?

Charlotte. Ich, Mama — ich bin ganz Ihrer Meinung!

Narbonne. Sie können sich also ganz offenherzig gegen einander erklären.

Selicour. O das bedarf's nicht — im Geringsten nicht — Wenn ich's gestehen soll, ich habe Herrn Firmin immer für den redlichsten Mann gehalten — und that ich ihm einen Augenblick Unrecht, so bekenne ich mit Freuden meinen Irr-

thun — Ich für meinen Theil bin überzeugt, daß er mein Freund iſt.

Marbonne. Er hat es bewieſen! Er ſpricht mit großer Achtung von Ihnen — Zwar kenn' ich ihn nur erſt von heute, aber gewiß verdient er —

Delicour (einfallend). Alle die Lobſprüche, die ich ihm, wie Sie wiſſen, noch vor kurzem ertheilt habe — So bin ich einmal! Mein Herz weiß nichts von Mißgunſt.

Marbonne. Er verbindet einen geſunden Kopf mit einem vortrefflichen Herzen, und kein Menſch kann von Ruhmſucht freier ſeyn, als er. Was gilt's, er wäre im Stande, einem Andern das ganze Verdienſt von dem zu laſſen, was er geleiſtet hat!

Delicour. Meinen Sie?

Marbonne. Er wäre der Mann dazu!

Mad. Belmont. Sein Sohn möchte in dieſem Stück nicht ganz ſo denken.

Charlotte. Ja wohl, der iſt ein junger feuriger Dichterkopf, der keinen Scherz verſteht.

Delicour. Würde der wohl einem Andern den Ruhm ſeines Werks abtreten?

Charlotte. O daran zweifle ich ſehr.

Marbonne. Ich liebe dieſes Feuer an einem jungen Kriegsmann.

Delicour. O allerdings, das verſpricht!

Marbonne. Jeder an ſeinen rechten Platz geſtellt, werden ſie Beide vortrefflich zu brauchen ſeyn.

Delicour. Es iſt doch gar ſchön, wie Sie die fähigen Leute ſo aufſuchen!

Marbonne. Das iſt meine Pflicht. (Er ſpricht mit ſeiner Tochter.)

Delicour. Das war's! (Zu Madame Belmont, bei Seite.) Ein Wort, Madame! — Man könnte doch glauben, Sie zerstreuten mich von meinen Berufsgeschäften — Wenn also diesen Abend mein Gedicht sollte gesungen werden, so — nennen Sie mich nicht!

Mad. Belmont. Wenn Sie nicht wollen, nein.

Delicour. Ja — mir fällt ein. — Wie? wenn ich, größerer Sicherheit wegen, Jemanden aus der Gesellschaft darum anspräche, sich als Verfasser zu bekennen. —

Mad. Belmont. Wie? Sie könnten einem Andern den Ruhm davon abtreten?

Delicour. Pah! das ist eine Kleinigkeit! (Beide Firmin treten ein.)

Charlotte (erblickt sie, lebhaft). Da kommen sie!

Vierter Auftritt.

Vorige. Beide Firmin.

Narbonne (ihnen entgegen). Ich habe Sie längst erwartet, meine Herren! — Nur herein! nur näher! Sey'n Sie herzlich willkommen! Hier, Herr Firmin, meine Mutter und hier meine Tochter — Sie sind kein Fremdling in meiner Familie.

Mad. Belmont (zu Karl Firmin). Ich hatte mir's nicht erwartet, Sie hier in Paris zu sehen; es ist sehr angenehm, sich mit lieben Freunden so unvermuthet zusammen zu finden.

Karl. Dieser Name hat einen hohen Werth für mich. (Zu Charlotten.) Sie haben Ihre Tante doch wohl verlassen?

Charlotte. Ja, Herr Firmin!

Karl. Es waren unvergeßliche Tage, die ich in Ihrem Hause verlebte. Dort war's, mein Fräulein —

Narbonne (zu Firmin dem Vater). Lassen wir die jungen Leute ihre Bekanntschaft erneuern. — Nun, Herr Firmin, da ist Selicour!

Selicour (zu Firmin). In der That — ich bin — ich kann nicht genug sagen, wie erfreut ich bin — Sie bei dem Herrn von Narbonne eingeführt zu sehen.

Narbonne. Sie sind beide die Männer dazu, einander Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. (Zu Firmin.) Er hat etwas auf dem Herzen, ich wünschte, daß Sie sich gegen einander erklärten, meine Herren!

Selicour. O nicht doch! nicht doch! Herr Firmin kennt mich als seinen Freund.

Narbonne. Und sey'n Sie versichert, er ist auch der Ihrige. Ich wünschte, Sie hätten es gehört, mit welcher Wärme er noch heute Ihre Partei nahm. Ganz gewiß hat dieser La Roche wieder —

Selicour. Aber was in aller Welt mag doch den La Roche so gegen mich aufhetzen?

Narbonne. Dieser La Roche ist mein Mann nicht — wenigstens hab' ich eine schlechte Meinung von seinem Charakter.

Firmin. Sie thun ihm Unrecht. Ich habe heute gegen ihn gesprochen, aber dießmal muß ich ihn vertheidigen.

Selicour. Es ist ganz und gar nicht nöthig. Ich schätze ihn, ich kenne sein gutes Herz, und kenne auch seine Sparren — Und mag er mich am Ende bei der ganzen Welt anschwärzen, wenn er nur bei Ihnen keinen Glauben fand! — Sie sehen, wir sind fertig — unser Streit ist beigelegt; es braucht keiner weitern Erklärung.

Mad. Belmont. Nun, wollen Sie nicht Platz nehmen, meine Herren?

Delicour (zu Karl Firmin). Es ist schon übergeben, das Gedicht.

Karl. Wirklich?

Delicour. Die alte Mama hat es, und den Verfasser habe ich ihr nicht verschwiegen. (Madame Belmont bei Seite sprechend.) Wissen Sie, was ich gemacht habe?

Mad. Belmont. Nun!

Delicour. Der junge Firmin — Sie wissen, er gibt sich mit Versemachen ab.

Mad. Belmont. Ja! — Nun?

Delicour. Ich hab' ihn ersucht, sich für den Verfasser des Liedchens zu bekennen — Er läßt sich's gefallen!

Mad. Belmont. Läßt sich's gefallen? Das glaub' ich!

Delicour. Daß Sie mich ja nicht Lügen strafen!

Marbonne. Aber bis unsre andern Gäste kommen, liebe Mutter lassen Sie uns eine kleine Unterhaltung ausdenken — Zum Spiel lade ich Sie nicht ein — wir können uns besser beschäftigen.

Firmin. Sie haben zu befehlen.

Karl. Es wird von Madame abhängen.

Charlotte. Lieben Sie noch immer die Musik, Herr Firmin?

Marbonne. Es ist ja wahr, du singst nicht übel — Laß' hören! — Hast du uns nicht irgend etwas Neues vorzutragen?

Karl. Wenn es Fräulein Charlotten nicht zu viel Mühe macht. —

Charlotte. Hier hat man mir so eben einige Strophen zugestellt.

Narbonne. Gut! Ich werde, mit Ihrer Erlaubniß, unterdessen das Memoire unsers Freundes durchlesen.

Selicour. Aber wir werden Sie stören, Herr von Narbonne!

Narbonne. Nicht doch! Ich bin gewohnt, im ärgsten Geräusch zu arbeiten — und hier ist nur vom Lesen die Rede! (Er geht auf die entgegengesetzte Seite, wo er sich niedersetzt.)

Selicour. Wenn Sie aber doch lieber —

Narbonne. Verzeihen Sie! Aber es leidet keinen Aufschub. Die Pflicht geht Allem vor!

Mad. Belmont. Lassen wir ihn denn, wenn er es so will, und nehmen unser Lied vor. (Alle setzen sich. Charlotte ans Ende, Madame Belmont neben Charlotten, Selicour zwischen Madame Belmont und Karln, neben Letztern Firmin der Vater.)

Charlotte. Die Melodie ist gleich gut gewählt, wie ich sehe.

Mad. Belmont. Der Verfasser ist nicht weit, — ich kann ihn ohne Brille sehen.

Selicour (zu Madame Belmont leise). Verrathen Sie mich nicht. — (Zu Karl Firmin.) Das gilt Ihnen, mein Lieber!

Charlotte. Ihm! Wie?

Firmin. Ist das wahr, Karl? Wärest du —

Selicour. Er ist der Verfasser.

Charlotte (zu ihrer Großmutter). Wie? Herr Firmin wäre der Verfasser!

Mad. Belmont (laut). Ja! — (Heimlich.) Nenne den wahren Verfasser ja nicht —

Charlotte. Warum nicht?

Mad. Belmont. Aus Ursachen. (Zu Selicour.) Wollen Sie Charlotten nicht accompagniren?

Selicour. Mit Vergnügen.

Firmin (ärgerlich zu seinem Sohne). Gewiß wieder eine übereilte Arbeit — aber das muß einmal gedichtet seyn —

Karl. Aber, lieber Vater, hören Sie doch erst, eh' Sie richten!

Charlotte (singt).

An der Quelle saß der Knabe,
Blumen band er sich zum Kranz,
Und er sah sie, fortgerissen,
Treiben in der Wellen Tanz; —
„Und so fliehen meine Tage,
„Wie die Quelle, rastlos hin,
„Und so schwindet meine Jugend,
„Wie die Kränze schnell verblühn!"

Mad. Belmont (Sellcour ansehend). Dieser Anfang verspricht schon viel!

Sellcour (auf Karl Firmin zeigend). Diesem Herrn da gehört das Compliment.

Mad. Belmont. Gut! gut! Ich verstehe!

Firmin. Der Gedanke ist alltäglich, gemein.

Karl. Aber er ist doch wahr.

Narbonne (auf der entgegengesetzten Seite mit dem Aufsatz beschäftigt). Die Einleitung ist sehr gut und erweckt sogleich die Aufmerksamkeit.

Charlotte (singt wieder).

„Fraget nicht, warum ich traure
„In des Lebens Blüthenzeit;
„Alles freuet sich und hoffet,
„Wenn der Frühling sich erneut!
„Aber diese tausend Stimmen
„Der erwachenden Natur

„Wecken in dem tiefen Buſen
„Mir den ſchweren Kummer nur!“

Mad. Belmont. Zum Entzücken!

Firmin. Nicht übel.

Delicour (zu Karl Firmin). Sie ſehen, wie Alles Sie bewundert.

Narbonne (leſend). Trefflich entwickelt und nachdrücklich vorgetragen — Leſen Sie doch mit mir, Herr Firmin! (Firmin tritt zum Miniſter und lieſt über ſeine linke Schulter.)

Mad. Belmont. Ganz göttlich!

Delicour (zu Narbonne tretend). Ich habe aber freilich dem Herrn Firmin viel, ſehr, ſehr viel dabei zu danken. (Tritt wieder auf die andere Seite zwiſchen Karl Firmin und Madame Belmont, doch ohne die andere Gruppe aus den Augen zu verlieren.)

Charlotte (ſingt wieder).

„Was kann mir die Freude frommen,
„Die der ſchöne Lenz mir beut?
„Eine nur iſt's, die ich ſuche,
„Sie iſt nah und ewig weit.
„Sehnend breit' ich meine Arme
„Nach dem theuren Schattenbild;
„Ach, ich kann es nicht erreichen,
„Und das Herz bleibt ungeſtillt!

„Komm herab, du ſchöne Holde,
„Und verlaſſ' dein ſtolzes Schloß!
„Blumen, die der Lenz geboren,
„Streu' ich dir in deinen Schoß.
„Horch, der Hain erſchallt von Liedern,
„Und die Quelle rieſelt klar!

„Raum iſt in der kleinſten Hütte
„Für ein glücklich liebend Paar.“

Mad. Belmont. Wie rührend der Schluß iſt! — Das liebe Kind iſt ganz davon bewegt worden.

Charlotte. Ja, es mag es gemacht haben, wer will, es iſt aus einem Herzen gefloſſen, das die Liebe kennt!

Delicour (verneigt ſich gegen Charlotten). Dieß iſt ein ſchmeichelhaftes Lob.

Karl. Was? Er bedankt ſich —

Delicour (ſchnell zu Karl Firmin ſich umwendend). Nicht wahr, lieber Freund!

Mad. Belmont. Ich bin ganz davon hingeriſſen —

Delicour (bückt ſich gegen Madame Belmont). Gar zu gütig, Madame!

Karl. Wie verſteh' ich das?

Delicour (eben ſo ſchnell wieder zu Karl Firmin). Nun! ſagt' ich's Ihnen nicht? Sie haben den vollkommenſten Sieg davon getragen.

Karl. Hält er mich zum Narren?

Narbonne. Das Werk iſt vortrefflich! ganz vortrefflich!

Delicour (zu Firmin dem Vater). Sie ſehen, ich habe mich ganz an Ihre Ideen gehalten.

Firmin (lächelt). Ich muß geſtehen, ich merke ſo etwas.

Charlotte. Ich weiß nicht, welchem von beiden Herren —

Delicour (zu Charlotten, indem er auf Kar Firmin deutet). Ein ſüßer Triumph für den Verfaſſer.

Narbonne (den Aufſatz zuſammenlegend). Ein wahres Meiſterwerk, in der That!

Delicour (bückt ſich gegen Narbonne). Gar zu viel Ehre!

Mad. Belmont (wiederholt die letzte Strophe).

Horch, der Hain erschallt von Liedern,
Und die Quelle rieselt klar!
Kann ist in der kleinsten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar.

Schön! himmlisch! Dem widerstehe, wer kann! — Selicour, es bleibt dabei, Sie heirathen meine Charlotte!

Karl. O Himmel!

Charlotte. Was hör' ich!

Narbonne (steht auf). Ich kenne wenig Arbeiten, die so vortrefflich wären — Selicour, Sie sind Gesandter!

Karl. Mein Gott!

Narbonne. Sie sind's! Ich stehe Ihnen für Ihre Ernennung! Wer das schreiben konnte, muß ein rechtschaffener Mann, muß ein Mann von hohem Genie seyn!

Selicour. Aber erlauben Sie — ich weiß nicht, ob ich es annehmen darf — Zufrieden mit meinem jetzigen Loose —

Narbonne. Sie müssen sich von Allem losreißen, wenn der Staat Sie wo anders nöthig hat.

Selicour. Dürfte ich mir nicht wenigstens Herrn Firmin zu meinem Secretär ausbitten?

Firmin. Wo denken Sie hin? Mich? mich zu Ihrem Secretär?

Selicour. Ja, Herr Firmin! Ich habe Sie sehr nöthig.

Karl. Das will ich glauben.

Narbonne. Das wird sich finden! Nun! wie ist die Musik abgelaufen?

Selicour. Fräulein Charlotte hat ganz himmlisch gesungen

Fünfter Auftritt.

Michel zu den Vorigen.

Michel. Die Gesellschaft ist im Saal versammelt —

Narbonne. Sie sind so gütig, liebe Mutter, sie zu empfangen — Ich will dieses jetzt auf der Stelle absenden — (Leise zu Sellicour.) Gewinnen Sie die Einwilligung meiner Tochter, und mit Freuden erwähle ich Sie zum Sohn — Noch einmal! das Werk ist vortrefflich, und ich gäbe viel darum, es gemacht zu haben. (Ab.)

Sellicour (zu Karl). Nun, genießen Sie Ihres Triumphs, Herr Firmin! — (Zu Charlotten.) Unser junger Freund weiß die Complimente ganz gut aufzunehmen.

Charlotte. Nach den hübschen Sachen, die ich von ihm gesehen, hätte ich nicht geglaubt, daß er nöthig haben würde, sich mit fremden Federn zu schmücken.

Sellicour. Bloße Gefälligkeit, mein Fräulein! — Aber die Gesellschaft wartet —

Firmin (zu seinem Sohn). Nun, du hast ja ganz gewaltiges Lob eingeerntet! (Sellicour gibt Charlotten seinen Arm.)

Karl. Ja, ich hab' Ursache, mich zu rühmen.

Mad. Belmont (zu Sellicour). Recht, recht! Führen Sie Charlotten — Es kleidet ihn doch Alles. Er ist ein scharmanter Mann! (Sie nimmt Firmins Arm.)

Sellicour (auf Firmin zeigend). Diesem Herrn, nicht mir, gebührt das Lob — ich weiß in der That nicht, wie ich mir's zueignen darf — Alles, was ich bin, was ich gelte, ist ja sein Verdienst. (Gehen ab.)

Sechster Auftritt.

Karl (allein zurückbleibend).

Meine Unruhe würde mich verrathen. — Ich muß mich erſt faſſen, eh' ich ihnen folgen kann. Habe ich wirklich die Geduld gehabt, dieß Alles zu ertragen! — Ein ſchöner Triumph, den ich davon trug. — Aus Spott machten ſie mir das Compliment. — Es iſt offenbar, daß ſie ihn, und nicht mich für den Verfaſſer halten. Ich bin ihr Narr, und der Schelm hat allein die Ehre.

Siebenter Auftritt.

Karl. La Roche.

La Roche. Sieh da, Herr Firmin! — So ganz allein — Es geht Alles nach Wunſch vermuthlich.

Karl. O ganz vortrefflich!

La Roche. Ich habe auch gute Hoffnung.

Karl. Selicour ſteht in größerm Anſehn, als jemals.

La Roche. Sieh doch! Was Sie ſagen!

Karl. Es gibt keinen fähigern Kopf, keinen bravern Biedermann.

La Roche. Iſt's möglich? Aber dieſer wichtige Aufſatz, den der Miniſter ihm aufgetragen, und dem er ſo ganz und gar nicht gewachſen iſt.

Karl. Der Aufſatz iſt fertig.

La Roche. Gehen Sie doch!

Karl. Er iſt fertig, ſag' ich Ihnen.

La Roche. Sie spotten meiner. Es ist nicht möglich.

Karl. Ein Meisterstück an Styl und Inhalt!

La Roche. Es ist nicht möglich, sag' ich Ihnen.

Karl. Ich sage Ihnen, es ist! — Der Aufsatz ist gelesen, bewundert und wird jetzt eben abgeschickt.

La Roche. So muß er einen Teufel in seinem Solde haben, der für ihn arbeitet.

Karl. Und diese Gesandtschaftsstelle!

La Roche. Nun, die Gesandtschaft —

Karl. Er erhält sie, er erhält die Hand des Fräuleins!

La Roche. Sie kann ihn nicht leiden.

Karl. Sie wird nachgeben.

La Roche. Die Gesandtschaft mit sammt dem Mädchen? Nein, beim Teufel! das kann nicht seyn! das darf nicht seyn! — Wie? was? Dieser Heuchler, dieser niederträchtige Bube sollte einen Preis hinwegschnappen, der nur der Lohn des Verdienstes ist. — Nein, so wahr ich lebe! das dursen wir nicht zugeben, wir, die wir ihn kennen. Das ist gegen unser Gewissen; wir wären seine Mitschuldigen, wenn wir das duldeten!

Karl. Gleich, auf der Stelle will ich die Großmutter aufsuchen. — Ich will ihr die Augen öffnen wegen des Gedichts —

La Roche. Wegen des Gedichts — Von dem Gedicht ist hier auch die Rede — Bei der alten Mama mag er sich damit in Gunst setzen; aber meinen Sie, daß der Minister sich nach so einer Kleinigkeit bestimmen lasse — Nein, Herr! dieses Memoire ist's, das so vortrefflich seyn soll, und das er irgendwo muß herbeigehext haben — denn gemacht hat er's nicht, nun und nimmer, darauf schwör' ich — aber seine ganze Hexerei sind seine Kniffe! Und mit seinen eigenen Waffen müssen wir ihn schlagen. Auf dem geraden Wege ging's nicht — so

müſſen wir einen krummen verſuchen. Halt, da fällt mir ein — Ja, das wird gehen — Nur fort — fort, daß man uns nicht beiſammen findet.

Karl. Aber keine Unbeſonnenheit, Herr La Roche! Bedenken Sie, was auf dem Spiele ſteht!

La Roche. Meine Ehre ſteht auf dem Spiele, junger Herr! und die liegt mir nicht weniger am Herzen, als Euch die Liebe — Fort! hinein! Sie ſollen weiter von mir hören.

Achter Auftritt.

La Roche allein.

Laſſ' ſehen — Er ſuchte von jeher die ſchwachen Seiten ſeiner Obern auszuſpüren, um ſich ihnen nothwendig zu machen. Noch dieſen Morgen hatte er's mit dem Kammerdiener — Der Kerl iſt ein Plauderer — Es wollte etwas von einem galanten Abenteuer des Miniſters verlauten — Er habe Zimmer beſprochen in der Vorſtadt. — Ich glaube kein Wort davon; aber man könnte verſuchen — Doch ſtill! da kömmt er!

Neunter Auftritt.

La Roche und **Felicour.**

Felicour (ohne ihn zu bemerken). Alles geht nach Wunſch, und doch bin ich nicht ganz ohne Sorgen — Noch hab' ich weder die Stelle noch die Braut, und da iſt Sohn und Vater,

die mir auf dem Dienst lauern und mir jeden Augenblick Beides megfischen können. — Wenn ich sie entfernen könnte. — Aber wie? Dem Minister ist nicht beizukommen — Diese Leute, die ihren geraden Weg gehen, brauchen Niemand — man kann sie nicht in seine Gewalt bekommen — Ja, wenn er etwas zu vertuschen hätte — wenn ich ihm eine Schwäche ablauern könnte, die mich ihm unentbehrlich machte!

La Roche. (für sich). Recht so! Der läuft mir in die Hände!

Selicour. Ach, sieh da! Herr La Roche!

La Roche. Ich bin's, und ich komme, Herr Selicour! —

Selicour. Was wollen Sie?

La Roche. Mein Unrecht einzugestehen.

Selicour. Aha!

La Roche. Das mir nicht einmal etwas geholfen hat.

Selicour. Das ist das Beste! Denn es lag wahrlich nicht an Ihrer boshaften Zunge, wenn ich nicht ganz zu Grunde gerichtet bin.

La Roche. Das ist leider wahr, und ich darf daher kaum hoffen, daß Sie mir vergeben können.

Selicour. Aha! steht es so? Fangen wir an, geschmeidiger zu werden?

La Roche. Zu der schönen Stelle, die Sie mir zugedacht haben, kann ich mir nun wohl keine Hoffnung mehr machen — Aber um unsrer alten Freundschaft willen, schaden Sie mir wenigstens nicht!

Selicour. Ich Ihnen schaden?

La Roche. Thun Sie's nicht! Haben Sie Mitleid mit einem armen Teufel!

Selicour. Aber —

La Roche. Und da sich Jemand gefunden, der sich bei dem Minister meiner annehmen will —

Selicour. So! Hat sich Jemand? Und wer ist das?

La Roche. Eine Dame, an die der Kammerdiener Michel mich gewiesen hat.

Selicour. Kammerdiener Michel? So! Kennen Sie diesen Michel?

La Roche. Nicht viel! Aber, weil es sein Neffe ist, der mich aus meiner Stelle vertreibt, so will er mir gern einen Gefallen erzeigen —

Selicour. Die Dame ist wohl eine Anverwandte vom Minister?

La Roche. Sie soll ein schönes Frauenzimmer seyn — er soll in der Vorstadt ein Quartier für sie suchen —

Selicour. Gut, gut! ich will ja das Alles nicht wissen. — Und wie heißt die Dame?

La Roche. Das weiß ich nicht.

Selicour. Gut, gut!

La Roche. Michel wird Ihnen wohl Auskunft darüber geben können.

Selicour. Mir? Meinen Sie, daß mir so viel daran liege?

La Roche. Ich sage das nicht.

Selicour. Ich frage nichts darnach — Ich bekümmere mich ganz und gar nicht um diese Sachen — Morgen wollen Sie diese Dame sprechen?

La Roche. Morgen.

Selicour. Es scheint da ein großes Geheimniß —

La Roche (schnell). Freilich! freilich! Darum bitte ich Sie, sich ja nichts davon merken zu lassen —

Selicour. Gut, gut! nichts mehr davon — Ich werde Ihnen nicht schaden, Herr La Roche! — Es ist einmal mein Schicksal, Undankbare zu verpflichten — Trotz der schlimmen

Dienſte, die Sie mir haben leiſten wollen, liebe ich Sie noch — und daß Sie ſehen, wie weit meine Gefälligkeit geht, ſo will ich mit Ihrer Beſchützerin gemeine Sache machen — Ja, das will ich — zählen Sie darauf!

La Roche. Ach, Sie ſind gar großmüthig!

Felicour. Aber laſſen Sie ſich das künftig zur Lehre dienen —

La Roche. O gewiß, Sie ſollen ſehen —

Felicour. Genug. Laſſen wir's gut ſeyn.

La Roche. Er hat angebiſſen. Er iſt ſo gut, als ſchon gefangen! Wie viel ſchneller kommt man doch mit der Spitzbüberei, als mit der Ehrlichkeit!

(Ab.)

Felicour. Jetzt gleich zu dieſem Kammerdiener Michel! — Es iſt hier ein Liebeshandel. Ganz gewiß. — Vortrefflich! Ich halte dich feſt, Narbonne! — Du biſt alſo auch ein Menſch — du haſt Schwachheiten — und ich bin dein Gebieter.

(Geht ab.)

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

La Roche kommt.

Sie ſitzen noch an der Tafel — Er wird gleich heraus kommen, der Miniſter — Hab' ich mich doch ganz außer Athem gelaufen — Aber, dem Himmel ſey Dank! ich bin auf der Spur, ich weiß Alles. — Hab' ich dich endlich, Freund Selicour! — Mit dem Miniſter war nichts für dich zu machen, ſo lang' er tugendhaft war — aber Gott ſegne mir ſeine Laſter! Da gibt's Geheimniſſe zu verſchweigen, da gibt's Dienſte zu erzeigen! Und der Vertraute, der Kuppler hat gewonnen Spiel — Er glaubt, dem Miniſter eine Schwachheit abgemerkt zu haben — Welch herrlicher Spielraum für ſeine Niederträchtigkeit! — Nur zu! nur zu! Wir ſind beſſer unterrichtet, Freund Selicour! — Und dir ahnet nicht, daß wir dir eine böſe, böſe Schlinge legen — Der Miniſter kommt — Muth gefaßt! Jetzt gilt es, den entſcheidenden Streich zu thun.

Zweiter Auftritt.

Narbonne. La Roche.

Narbonne. Was seh' ich? Sind Sie es schon wieder, der mich hat herausrufen lassen?

La Roche. Möge dieß die letzte Unterredung seyn, die Sie mir bewilligen, Herr von Narbonne, wenn ich Sie auch dießmal nicht überzeugen kann — Ihre eigene Ehre aber und die meine erfordern es, daß ich darauf bestehe — Alles, was ich bis jetzt versucht habe, diesen Herrn Sellecur in Ihrer guten Meinung zu stürzen, ist zu seiner Ehre und zu meiner Beschämung ausgeschlagen — dennoch gebe ich die Hoffnung nicht auf, ihn endlich zu entlarven.

Narbonne. Das geht zu weit! meine Geduld ist am Ende!

La Roche. Ein einziges Wort, Herr Minister! — Sie suchen eben jetzt ein Quartier in der Vorstadt? Ist's nicht so?

Narbonne. Wie? Was ist das?

La Roche. Es ist für ein Frauenzimmer bestimmt, die sich mit Ihrer ganzen Familie im größten Elende befindet. Hab' ich nicht Recht?

Narbonne. Wie? was? Sie erdreisten sich, meinen Schritten nachzuspüren?

La Roche. Zürnen Sie nicht — ich hab' es bloß Ihrem Freund Selicour nachgethan. Er war es, der diesen Morgen zuerst diese Nachricht von Ihrem Kammerdiener heraus zu locken wußte — Er gab der Sache sogleich die beleidigendste Auslegung — Ich hingegen habe Ursache, ganz anders davon

zu denken. Denn daß ich's nur gestehe, ich stellte genauere Nachforschung an — ich war dort — ich sah das Frauenzimmer, von dem die Rede ist — (Er lacht.) Sie hat ein ganz ansehnliches Alter — Selicour hält sie für eine junge Schönheit — — O entrüsten Sie sich nicht — Ich bitte, lassen Sie ihn ankommen! Hören Sie ihn zu Ende, und wenn Sie ihn nicht als einen ganzen Schurken kennen lernen, so will ich mein ganzes Leben lang ein Schelm seyn. — Da kommt er — ich will ihm nur Platz machen, damit Sie's auf der Stelle ergründen. (Ab.)

Narbonne. Der rasende Mensch! wie weit ihn seine Leidenschaft verblendet! Wie? Selicour könnte — Nein, nein, nein, nein, es ist nicht möglich! nicht möglich!

Dritter Auftritt.

Narbonne. Selicour.

Selicour (bei Seite). Er ist allein! Jetzt kann ich's anbringen! — Wenn ich jetzt nicht eile, mich ihm nothwendig zu machen, so setzt dieser Firmin sich in seine Gunst. — Hab' ich einmal sein Geheimniß, so ist er ganz in meinen Händen.

Narbonne. Ich denke eben daran, lieber Selicour, was man im Ministerium zu Ihrem Aufsatz sagen wird — Ich hab' ihn sogleich abgehen lassen; er wird diesen Augenblick gelesen, und ich zweifle nicht, er wird den vollkommensten Beifall haben.

Selicour. Wenn er den Ihrigen hat, so sind alle meine Wünsche befriedigt. (Für sich.) Wie leit' ich's nur ein? —

Wagen kann ich dabei nichts, denn die Sache ist richtig. Ich will nur gerade zugehen —

Narbonne. Sie scheinen in Gedanken, lieber Selicour!

Selicour. Ja — ich — ich denke nach, welche boshafte Auslegungen doch die Verleumdung den unschuldigsten Dingen zu geben im Stande ist!

Narbonne. Was meinen Sie damit?

Selicour. Es muß heraus — ich darf es nicht länger bei mir behalten — Böse Zungen haben sich Angriffe gegen Sie erlaubt — Es hat verlauten wollen — Ich bitte — beantworten Sie mir ein paar Fragen, und verzeihen Sie der besorgten Freundschaft, wenn ich unbescheiden scheine.

Narbonne. Fragen Sie! ich will Alles beantworten.

Selicour. Wenn ich Ihrem Kammerdiener glauben darf, so suchen Sie ein Quartier in der Vorstadt?

Narbonne. Weil Sie es denn wissen — ja.

Selicour. Und ganz ingeheim, hör' ich.

Narbonne. Ich habe bis jetzt wenigstens ein Geheimniß daraus gemacht.

Selicour. Für ein unverheirathetes Frauenzimmer?

Narbonne. Ja.

Selicour. Die Ihnen sehr — (stockt) sehr werth ist?

Narbonne. Ich gestehe es, ich nehme großen Antheil an ihr.

Selicour (für sich). Er hat es gar keinen Hehl — die Sache ist richtig. — Und Sie möchten gern das Aufsehen vermeiden, nicht wahr?

Narbonne. Wenn es möglich wäre, ja!

Selicour. Ach, gut! gut, ich verstehe! Die Sache ist von zärtlicher Natur, und die Welt urtheilt so boshaft. — Aber ich kann Ihnen dienen.

Narbonne. Sie?

Selicour. Kann Ihnen dienen! Verlaſſen Sie ſich auf mich!

Narbonne. Aber wie denn?

Selicour. Ich ſchaffe Ihnen, was Sie brauchen.

Narbonne. Wie denn? was denn?

Selicour. Ich hab's! Ich ſchaff's Ihnen — Ein ſtilles Häuschen, abgelegen — einfach von außen und unverdächtig! — Aber innen aufs zärtlichſte eingerichtet — die Meubles, die Tapeten nach dem neueſten Geſchmack — ein Cabinet — himmliſch und reizend — kurz — das ſchönſte Boudoir, das weit und breit zu finden.

Narbonne (für ſich). Sollte La Roche Recht behalten — (Laut) Und welche geheime Urſache hätte ich, ein ſolches Quartier zu ſuchen?

Selicour (lächelnd). In Sachen, die man vor mir geheim halten will, weiß ich mich einer vorlauten Neugier zu enthalten — Erkennen Sie übrigens einen dienſtfertigen Freund in mir — Es iſt nichts, wozu ich nicht bereit wäre, um Ihnen gefällig zu ſeyn. Befehlen Sie, was Sie wollen, ich werde gehorchen, ohne zu unterſuchen — Sie verſtehen mich.

Narbonne. Vollkommen.

Selicour. Man muß Nachſicht haben. — Ich — ich halte zwar auf gute Sitten — Aber, was dieſen Punkt betrifft — wenn man nur den öffentlichen Anſtoß vermeidet — Ich gehe vielleicht darin zu weit — aber das gute Herz reißt mich hin — und mein höchſter Wunſch iſt, Sie glücklich zu ſehen —

Vierter Auftritt.

Vorige. Michel.

Michel. So eben gibt man dieſe Briefe ab.

Narbonne (zu Sellcour). Die ſind für Sie.

Selicour. Mit Ihrer Erlaubniß! Es ſind Geſchäftsbriefe, die gleich expedirt ſeyn wollen — Friſch zur Arbeit und friſch ans Vergnügen. So bin ich einmal! (Geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Narbonne allein.

Kaum kann ich mich von meinem Erſtaunen erholen — Dieſer Selicour — ja, nun zweifle ich nicht mehr, dieſer Selicour war der ſchändliche Helfershelfer meines Vorgängers — Ich gebe mich nicht für beſſer, als Andere; Jeder hat ſeine Fehler — aber ſich mit dieſer Schamloſigkeit anzubieten! — Und dieſem Nichtswürdigen wollte ich mein Kind hinopfern — mit dieſem Verräther wollte ich den Staat betrügen? — Aus Freundſchaft will er Alles für mich thun, ſagt er. Sind das unſere Freunde, die unſern Laſtern dienen?

Sechster Auftritt.

Narbonne und La Roche.

La Roche. Nun, er ging so eben von Ihnen hinweg — darf ich fragen?

Narbonne. Ich habe Sie und ihn unrecht beurtheilt — Sie haben mir einen wesentlichen Dienst erzeigt, Herr La Roche, und ich lasse Ihnen endlich Gerechtigkeit widerfahren.

La Roche (mit freudiger Rührung). Bin ich endlich für einen redlichen Mann erkannt? Darf ich das Haupt wieder frei erheben?

Narbonne. Sie haben es erreicht — Sie haben den Betrüger entlarvt — aber wie soll ich eine so lang bewährte Ueberzeugung aufgeben, daß Geist und Talent bei keinem verderbten Herzen wohnen? — Dieser Mensch, den ich jetzt als einen Niederträchtigen kennen lerne, er hat mir noch heute eine Schrift zugestellt, die dem größten Staatsmann und Schriftsteller Ehre machte — Ist es möglich? Ich begreife es nicht — So gesunde Begriffe, so viel Geist bei einem so weggeworfenen Charakter! Ich habe das Memoire auf der Stelle ans Gouvernement gesendet, und ich will wetten, daß die Briefe, die ich so eben erhalte, von dem Lob desselben voll sind. (Er erbricht einen der Briefe und liest.) Ganz richtig! Es ist, wie ich sagte!

La Roche. Ich kann nicht daraus klug werden. — Das Werk ist also wirklich gut?

Narbonne. Vortrefflich!

La Roche. So wollte ich wetten, daß er nicht der Verfasser ist.

Narbonne. Wer sollte es denn sein?

La Roche. Er ist's nicht, ich will meine Seele zum Pfand

ſetzen — denn am Ende will ich ihm doch noch eher Herz als Kopf zugeſtehen. — Wenn man verſuchte — Ja! — richtig — ich hab' es! — Das muß gelingen — Herr von Narbonne! wenn Sie mir beiſtehen wollen, ſo ſoll er ſich ſelbſt verrathen.

Narbonne. Wie denn?

La Roche. Laſſen Sie mich machen — Er kömmt! Unterſtützen Sie mich!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Felicour.

La Roche (mit Leidenſchaft). Mein Gott! welches entſetzliche Unglück!

Felicour. Was gibt's, Herr La Roche?

La Roche. Welche Veränderung in einem einzigen Augenblick!

Felicour. Was haben Sie? Was bedeutet dieſes Jammern, dieſer Ausruf des Schreckens?

La Roche. Ich bin wie vom Donner getroffen!

Felicour. Aber was denn?

La Roche. Dieſer Unglücksbrief — So eben erhält ihn der Miniſter — (Zu Narbonne.) Darf ich? Soll ich?

Narbonne. Sagen Sie Alles!

La Roche. Er iſt geſtürzt!

Felicour. Um Gotteswillen!

La Roche. Seines Amtes entlaſſen!

Felicour. Es iſt nicht mög ich!

La Roche. Nur zu wahr! Es wollte ſchon vorhin etwas

davon verlauten; ich wollt' es nicht glauben, ich eilte hieher, mich selbst zu unterrichten — und nun bestätigt es der Minister selbst!

Delicour. So ist sie wahr, diese schreckliche Neuigkeit?

(Narbonne bestätigt es mit einem stummen Zeichen.)

Letzter Auftritt.

Vorige. Madame Belmont. Charlotte. Beide Firmins.

La Roche. Kommen Sie, Madame! Kommen Sie, Herr Firmin! —

Mad. Belmont. Was gibt's?

La Roche. Trösten Sie unsern Herrn — Sprechen Sie ihm Muth zu in seinem Unglücke!

Mad. Belmont. Seinem Unglücke!

Charlotte. Mein Gott! was ist das?

La Roche. Er hat seine Stelle verloren.

Charlotte. Großer Gott!

Delicour. Ich bin erstaunt, wie Sie!

Mad. Belmont. Wer konnte ein solches Unglück vorhersehen!

Karl Firmin (leidenschaftlich). So ist das Talent geächtet, so ist die Redlichkeit ein Verbrechen in diesem verderbten Lande! Der rechtschaffene Mann behauptet sich kaum einen Tag lang, und das Glück bleibt nur dem Nichtswürdigen getreu.

Narbonne (sehr ernst). Nichts übereilt, junger Mann! — Der Himmel ist gerecht, und früher oder später erreicht den Schuldigen die Strafe.

Selicour. Aber sagen Sie mir, kennt man denn nicht wenigstens die Veranlassung dieses unglücklichen Vorfalls?

La Roche. Leider, nur zu gut kennt man sie. Ein gewisses Memoire ist schuld an dem ganzen Unglück.

Firmin (lebhaft). Ein Memoire? (Zum Minister.) Dasselbe vielleicht, das ich Sie heute lesen sah?

Selicour. Wo die Regierung selbst mit einer Freiheit, einer Kühnheit behandelt wurde —

La Roche. Ganz recht! das nämliche.

Selicour. Nun, da haben wir's! Hatte ich nun Unrecht, zu sagen, daß es nicht immer räthlich ist, die Wahrheit zu sagen?

Narbonne. Wo die Pflicht spricht, da bedenke ich nichts. Und was auch der Erfolg sey, nie werde ich's bereuen, meine Pflicht gethan zu haben.

Selicour. Schön gedacht! allerdings! Aber es kostet Ihnen auch einen schönen Platz!

La Roche. Und damit ist's noch nicht alle! Es könnten wohl auch noch Andre um den ihrigen kommen. — Man weiß, daß ein Minister selten Verfasser der Schriften ist, die aus seinen Bureaux heraus kommen.

Selicour. Wie so? wie das?

La Roche (für sich). Bei dem fällt kein Streich auf die Erde!

Firmin. Erklären Sie sich deutlicher!

La Roche. Man will schlechterdings herausbringen, wer diese heftige Schrift geschmiedet hat.

Selicour. Will man? Und da würde er wohl in den Sturz des Ministers mit verwickelt werden?

La Roche. Freilich! das ist sehr zu besorgen.

Selicour. Nun, ich bin's nicht!

Firmin. Ich bin der Verfaſſer!

Narbonne. Was hör' ich?

Mad. Belmont. Was? Sie, Herr Firmin?

Firmin. Ich bin's, und ich rühme mich deſſen.

La Roche (zu Narbonne). Nun, was ſagt' ich Ihnen?

Firmin. Den Ruhm dieſer Arbeit konnte ich dem Herrn Selicour gern überlaſſen, aber nicht ſo die Gefahr und die Verantwortung — Ich habe geſchwiegen bis jetzt, aber nun muß ich mich nennen.

Karl. Recht ſo, mein Vater! das heißt als ein Mann von Ehre geſprochen — Setzen Sie auf Ihr Unglück ſtolz, Herr von Narbonne! — Mein Vater kann nichts Strafbares geſchrieben haben. — O mein Herz, ſagt mir, dieſer Unfall kann eine Quelle des Glücks werden — Charlottens Hand wird kein Opfer der Verhältniſſe mehr ſeyn — die Größe verſchwindet, und Muth gewinnt die furchtſame Liebe.

Mad. Belmont. Was hör' ich! Herr Firmin!

Firmin. Verzeihen Sie der Wärme ſeines Antheils; ſein volles Herz vergreift ſich im Ausdruck ſeiner Gefühle!

Narbonne. So hat denn jeder von Ihnen ſein Geheimniß verrathen — Herr Firmin! Sie ſind der Verfaſſer dieſes Memoire, ſo iſt es billig, daß Sie auch den Ruhm und die Belohnung davon ernten. — Das Gouvernement ernennt Sie zum Geſandten — (Da alle ihr Erſtaunen bezeugen.) Ja, ich bin noch Miniſter, und ich freue mich, es zu ſeyn, da ich es in der Gewalt habe, das wahre Verdienſt zu belohnen.

Mad. Belmont. Was iſt das?

Selicour (in der heftigſten Beſtürzung). Was hab' ich gemacht!

Narbonne (zu Selicour). Sie, ſeken Ihr Spiel verrathen — Wir kennen Sie nun, Heuchler an Talent und an Tugend!

— Niedriger Mensch! konnten Sie mich für Ihresgleichen halten?

La Roche. Wie schändlich er eine edle That auslegte! Ich weiß Alles aus dem Mund der Dame selbst. Dieses Frauenzimmer, für das er Ihnen eine strafbare Neigung andichtete — es ist eine kranke, eine bejahrte Matrone, die Wittwe eines verdienstvollen Officiers, der im Dienst des Vaterlandes sein Leben ließ und gegen den Sie die Schuld des Staates bezahlten.

Narbonne. Nichts mehr davon, ich bitte Sie! (Zu Selicour.) Sie sehen, daß Sie hier überflüssig sind. (Selicour entfernt sich still.)

La Roche. Es thut mir leid um den armen Schelm — Wohl wußt' ich's vorher, mein Haß würde sich legen, sobald es mit seiner Herrlichkeit aus seyn würde.

Firmin (drückt ihm leise die Hand). Lassen Sie's gut seyn! Wir wollen ihn zu trösten suchen.

La Roche. Basta, ich bin dabei!

Narbonne (zu Karl). Unser lebhafter junger Freund ist auf einmal ganz stumm geworden — Ich habe in Ihrem Herzen gelesen, lieber Firmin! — Der Ueberraschung danke ich Ihr Geheimniß, und werde es nie vergessen, daß Ihre Neigung bei unserm Glück bescheiden schwieg und nur laut wurde bei unserm Unglück. — Charlotte! (Sie wirft sich schweigend in ihres Vaters Arme.) Gut, wir verstehen uns! Erwarte Alles von deines Vaters Liebe!

La Roche. Und ich will darauf schwören, Karl Firmin ist der wahre Verfasser des Gedichts.

Mad. Belmont. Wär's möglich?

Charlotte (mit einem zärtlichen Blick auf Karln). Ich habe nie daran gezweifelt! (Karl küßt ihre Hand mit Feuer.)

Mad. Belmont. O der bescheidene junge Mann! Gewiß, er wird unser Kind glücklich machen!

Narbonne. Bilden Sie sich nach Ihrem Vater, und mit Freuden werde ich Sie zum Sohn annehmen. — (Halb zu den Mitspielenden, halb zu den Zuschauern.) Dießmal hat das Verdienst den Sieg behalten. — Nicht immer ist es so. Das Gespinnst der Lüge umstrickt den Besten; der Redliche kann nicht durchdringen; die kriechende Mittelmäßigkeit kommt weiter, als das geflügelte Talent; der Schein regiert die Welt, und die Gerechtigkeit ist nur auf der Bühne.

Der Neffe als Onkel.

Lustspiel in drei Aufzügen.

Aus dem Französischen des Picard.

Personen.

Obriſt von Dorſigny.
Frau von Dorſigny.
Sophie, ihre Tochter.
Franz von Dorſigny, ihr Neffe.
Frau von Mirville, ihre Nichte.
Lormeuil, Sophiens Bräutigam.
Valcour, Freund des jungen Dorſigny.
Champagne, Bedienter des jungen Dorſigny.
Ein Notar.
Zwei Unterofficiere.
Ein Poſtillon.
Jasmin, Diener in Dorſigny's Hauſe.
Drei Lakaien.

Die Scene iſt ein Saal mit einer Thür im Fond, die zu einem Garten führt. Auf beiden Seiten ſind Cabinetsthüren.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Valcour tritt eilfertig herein, und nachdem er sich überall umgesehen, ob Niemand zugegen, tritt er zu einem von den Wachslichtern, die vorn auf einem Schreibtisch brennen, und liest ein Billet.

„Herr von Valcour wird ersucht, diesen Abend um sechs „Uhr sich im Gartensaal des Herrn von Dorsigny einzufinden. „Er kann zu dem kleinen Pförtchen herein kommen, das den „ganzen Tag offen ist." — Keine Unterschrift! — Hm! hm! Ein seltsames Abenteuer — Ist's vielleicht eine hübsche Frau, die mir hier ein Rendezvous geben will? — Das wäre allerliebst. — Aber still! Wer sind die beiden Figuren, die eben da eintreten, wo ich hereingekommen bin?

Personen.

Obrist von Dorsigny.
Frau von Dorsigny.
Sophie, ihre Tochter.
Franz von Dorsigny, ihr Neffe.
Frau von Mirville, ihre Nichte.
Lormeuil, Sophiens Bräutigam.
Valcour, Freund des jungen Dorsigny.
Champagne, Bedienter des jungen Dorsigny.
Ein Notar.
Zwei Unterofficiere.
Ein Postillon.
Jasmin, Diener in Dorsigny's Hause.
Drei Lakaien.

Die Scene ist ein Saal mit einer Thür im Fond, die zu einem Garten führt. Auf beiden Seiten sind Cabinetsthüren.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Valcour tritt eilfertig herein, und nachdem er ſich überall umgeſehen, ob Niemand zugegen, tritt er zu einem von den Wachslichtern, die vorn auf einem Schreibtiſch brennen, und lieſt ein Billet.

„Herr von Valcour wird erſucht, dieſen Abend um ſechs „Uhr ſich im Gartenſaal des Herrn von Dorſigny einzufinden. „Er kann zu dem kleinen Pförtchen herein kommen, das den „ganzen Tag offen iſt.“ — Keine Unterſchrift! — Hm! hm! Ein ſeltſames Abenteuer — Iſt's vielleicht eine hübſche Frau, die mir hier ein Rendezvous geben will? — Das wäre allerliebſt. — Aber ſtill! Wer ſind die beiden Figuren, die eben da eintreten, wo ich hereingekommen bin?

Zweiter Auftritt.

Franz Dorſigny und **Champagne** beide in Mäntel eingewickelt. **Valcour.**

Dorſigny (ſeinen Mantel an Champagne gebend). Ei, guten Abend, lieber Valcour!

Valcour. Was? Biſt du's, Dorſigny? Wie kommſt du hieher? und wozu dieſe ſonderbare Ausſtaffirung — dieſe Perrücke und dieſe Uniform, die nicht von deinem Regiment iſt?

Dorſigny. Meiner Sicherheit wegen. — Ich habe mich mit meinem Oberſtlieutenant geſchlagen; er iſt ſchwer verwundet, und ich komme, mich in Paris zu verbergen. Weil man mich aber in meiner eigenen Uniform gar zu leicht erkennt, ſo habe ich's fürs ſicherſte gehalten, das Coſtume meines Onkels anzunehmen. Wir ſind ſo ziemlich von einem Alter, wie du weißt, und einander an Geſtalt, an Größe, an Farbe bis zum Verwechſeln ähnlich, und führen überdieß noch einerlei Namen. Der einzige Unterſchied iſt, daß der Obriſt eine Perrücke trägt und ich meine eignen Haare — Jetzt aber, ſeitdem ich mir ſeine Perrücke und die Uniform ſeines Regiments zulegte, erſtaune ich ſelbſt über die große Aehnlichkeit mit ihm. In dieſem Augenblick komme ich an, und bin erfreut, dich ſo pünktlich bei dem Rendezvous zu finden.

Valcour. Bei dem Rendezvous? Wie? hat ſie dir auch was davon vertraut?

Dorſigny. Sie? Welche ſie?

Valcour. Nun, die hübſche Dame, die mich in einem Billet hieher beſchieden! Du biſt mein Freund, Dorſigny, und ich habe nichts Geheimes vor dir.

Dorſigny. Die allerliebſte Dame!

Valcour. Worüber lachst du?

Dorsigny. Ich bin die schöne Dame, Valcour.

Valcour. Du?

Dorsigny. Das Billet ist von mir.

Valcour. Ein schönes Quiproquo, zum Teufel! — Was fällt dir aber ein, deine Briefe nicht zu unterzeichnen? — Leute von meinem Schlag können sich bei solchen Billets auf etwas ganz Anderes Rechnung machen — Aber da es so steht, gut! Wir nehmen einander nichts übel, Dorsigny — Also ich bin dein gehorsamer Diener.

Dorsigny. Warte doch! Warum eilst du so hinweg? Es lag mir viel daran, dich zu sprechen, ehe ich mich vor jemand Anderm sehen ließ. Ich brauche deines Beistands; wir müssen Abrede miteinander nehmen.

Valcour. Gut — Du kannst auf mich zählen; aber jetzt laß' mich, ich habe dringende Geschäfte —

Dorsigny. So? jetzt, da du mir einen Dienst erzeigen sollst? — Aber zu einem galanten Abenteuer hattest du Zeit übrig.

Valcour. Das nicht, lieber Dorsigny! Aber ich muß fort; man erwartet mich.

Dorsigny. Wo?

Valcour. Beim l'Hombre.

Dorsigny. Die große Angelegenheit!

Valcour. Scherz bei Seite! Ich habe dort Gelegenheit, die Schwester des Oberstlieutenants zu sehen — Sie hält was auf mich; ich will dir bei ihr das Wort reden.

Dorsigny. Nun, meinetwegen. Aber thu' mir den Gefallen, meiner Schwester, der Frau von Mirville, im Vorbeigehen wissen zu lassen, daß man sie hier im Gartensaal erwarte — Nenne mich aber nicht, hörst du?

Valcour. Da ſey außer Sorgen! Ich habe keine Zeit dazu, und will es ihr hinauf ſagen laſſen, ohne ſie nur einmal zu ſehen. Uebrigens behalte ich mir's vor, bei einer andern Gelegenheit ihre nähere Bekanntſchaft zu machen. Ich ſchätze den Bruder zu ſehr, um die Schweſter nicht zu lieben, wenn ſie hübſch iſt, verſteht ſich. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Vorſigny. Champagne.

Vorſigny. Zum Glück brauche ich ſeinen Beiſtand ſo gar nöthig nicht — Es iſt mir weniger um das Verbergen zu thun (denn vielleicht fällt es Niemand ein, mich zu verfolgen), als um meine liebe Couſine Sophie wieder zu ſehen.

Champagne. Was Sie für ein glücklicher Mann ſind, gnädiger Herr! — Sie ſehen ihre Geliebte wieder, und ich (ſeufzt) meine Frau! Wann geht's wieder zurück ins Elſaß — Wir lebten wie die Engel, da wir fünfzig Meilen weit von einander waren.

Vorſigny. Still! da kommt meine Schweſter!

Vierter Auftritt.

Vorige. Frau von Mirville.

Fr. v. Mirville. Ah! ſind Sie es? Seyn Sie von Herzen willkommen!

Dorsigny. Nun, das ist doch ein herzlicher Empfang!

Fr. v. Mirville. Das ist ja recht schön, daß Sie uns so überraschen, Sie schreiben, daß Sie eine lange Reise vorhätten, von der Sie frühestens in einem Monat zurück seyn könnten, und vier Tage darauf sind Sie hier.

Dorsigny. Geschrieben hätt' ich und an wen?

Fr. v. Mirville. An meine Tante! (Sieht den Champagne der seinen Mantel ablegt.) Wo ist denn aber Herr von Lormeuil?

Dorsigny. Wer ist der Herr von Lormeuil?

Fr. v. Mirville. Ihr künftiger Schwiegersohn.

Dorsigny. Sage mir, für wen hältst du mich?

Fr. v. Mirville. Nun, doch wohl für meinen Onkel!

Dorsigny. Ist's möglich! Meine Schwester erkennt mich nicht?

Fr. v. Mirville. Schwester? Sie — mein Bruder?

Dorsigny. Ich — dein Bruder.

Fr. v. Mirville. Das kann nicht seyn. Das ist nicht möglich. Mein Bruder ist bei seinem Regiment zu Straßburg, mein Bruder trägt sein eigenes Haar, und das ist auch seine Uniform nicht — und so groß auch sonst die Aehnlichkeit —

Dorsigny. Eine Ehrensache, die aber sonst nicht viel zu bedeuten haben wird, hat mich genöthigt, meine Garnison in aller Geschwindigkeit zu verlassen; um nicht erkannt zu werden, steckte ich mich in diesen Rock und diese Perrücke.

Fr. v. Mirville. Ist's möglich? — O so laß' dich herzlich umarmen, lieber Bruder — Ja, nun fange ich an, dich zu erkennen! Aber die Aehnlichkeit ist doch ganz erstaunlich.

Dorsigny. Mein Onkel ist also abwesend?

Fr. v. Mirville. Freilich, der Heirath wegen.

Dorsigny. Der Heirath? — Welcher Heirath?

Fr. v. Mirville. Sophiens, meiner Cousine.

Dorsigny. Was hör' ich? Sophie soll heirathen?

Fr. v. Mirville. Ei freilich! Weißt du es denn nicht?

Dorsigny. Mein Gott! nein!

Champagne (nähert sich). Nicht ein Wort wissen wir.

Fr. v. Mirville. Herr von Lormeuil, ein alter Kriegscamerad des Onkels, der zu Toulon wohnt, hat für seinen Sohn um Sophien angehalten — Der junge Lormeuil soll ein sehr liebenswurdiger Mann seyn, sagt man; wir haben ihn noch nicht gesehen. Der Onkel holt ihn zu Toulon ab; dann wollen sie eine weite Reise zusammen machen, um, ich weiß nicht welche Erbschaft in Besitz zu nehmen. In einem Monat denken sie zurück zu seyn, und wenn du alsdann noch da bist, so kannst du zur Hochzeit mit tanzen.

Dorsigny Ach, liebe Schwester! — Redlicher Champagne! Rathet, helfet mir! Wenn ihr mir nicht beisteht, so ist es aus mit mir, so bin ich verloren!

Fr. v. Mirville. Was hast du denn, Bruder? Was ist dir?

Champagne. Mein Herr ist verliebt in seine Cousine.

Fr. v. Mirville. Ah, ist es das!

Dorsigny. Diese unglückselige Heirath darf nun und nimmermehr zu Stande kommen.

Fr. v. Mirville. Es wird schwer halten, sie rückgängig zu machen. Beide Väter sind einig, das Wort ist gegeben, die Artikel sind aufgesetzt, und man erwartet bloß noch den Bräutigam, sie zu unterzeichnen und abzuschließen.

Champagne. Geduld! — Hören Sie — (Tritt zwischen Beide.) Ich habe einen solchen sublimen Einfall!

Dorsigny. Rede!

Champagne. Sie haben einmal den Anfang gemacht,

Ihren Onkel vorzustellen! Bleiben Sie dabei! Führen Sie die Rolle durch.

Fr. v. Mirville. Ein schönes Mittel, um die Nichte zu heirathen!

Champagne. Nur gemach! Lassen Sie mich meinen Plan entwickeln. — Sie spielen also Ihren Onkel! Sie sind nun Herr hier im Hause, und Ihr erstes Geschäft ist, die bewußte Heirath wieder aufzuheben — Sie haben den jungen Lormeuil nicht mitbringen können, weil er — weil er gestorben ist — Unterdessen erhält Frau von Dorsigny einen Brief von Ihnen, als dem Neffen, worin Sie um die Cousine anhalten — Das ist mein Amt! Ich bin der Courier, der den Brief von Straßburg bringt — Frau von Dorsigny ist verliebt in ihren Neffen; sie nimmt diesen Vorschlag mit der besten Art von der Welt auf; sie theilt ihn Ihnen, als ihrem Eheherrn mit, und Sie lassen sich's, wie billig, gefallen. Nun stellen Sie sich, als wenn Sie aufs eiligste verreisen müßten; Sie geben der Tante unbedingte Vollmacht, diese Sache zu Ende zu bringen. Sie reisen ab, und den andern Tag erscheinen Sie in Ihren natürlichen Haaren und in der Uniform Ihres Regiments wieder, als wenn Sie eben spornstreichs von Ihrer Garnison herkämen. Die Heirath geht vor sich; der Onkel kommt stattlich angezogen mit seinem Bräutigam, der den Platz glücklich besetzt findet, und nicht Besseres zu thun hat, als umzukehren und sich entweder zu Toulon oder in Ostindien eine Frau zu holen.

Dorsigny. Glaubst du, mein Onkel werde das so geduldig —

Champagne. O er wird aufbrausen, das versteht sich! Es wird heiß werden am Anfang — Aber er liebt Sie! er liebt seine Tochter! Sie geben ihm die besten Worte, versprechen

ihm eine Stube voll artiger Enkelchen, die ihm alle so ähnlich sehen sollen, wie Sie selbst. Er lacht, er besänftigt sich und Alles ist vergessen.

Fr. v. Mirville. Ich weiß nicht, ist es das Tolle dieses Einfalls, aber er fängt an, mich zu reizen.

Champagne. O er ist himmlisch, der Einfall!

Dorsigny. Lustig genug ist er, aber nur nicht ausführbar — Meine Tante wird mich wohl für den Onkel ansehen! —

Fr. v. Mirville. Habe ich's doch!

Dorsigny. Ja, im ersten Augenblicke.

Fr. v. Mirville. Wir müssen ihr keine Zeit lassen, aus der Täuschung zu kommen. Wenn wir die Zeit benutzen, so brauchen wir auch nur einen Augenblick — Es ist jetzt Abend, die Dunkelheit kommt uns zu statten; diese Lichter leuchten nicht hell genug, um den Unterschied bemerklich zu machen. Den Tag brauchst du gar nicht zu erwarten — du erklärst zugleich, daß du noch in der Nacht wieder fortreisen müssest, und morgen erscheinst du in deiner wahren Person. Geschwind ans Werk! wir haben keine Zeit zu verlieren. — Schreibe den Brief an unsere Tante, den dein Champagne als Courier überbringen soll, und worin du um Sophien anhältst.

Dorsigny (an den Schreibtisch gehend). Schwester! Schwester! du machst mit mir, was du willst.

Champagne (sich die Hand reibend). Wie freue ich mich über meinen klugen Einfall! Schade, daß ich schon eine Frau habe; ich könnte hier eine Hauptrolle spielen, anstatt jetzt bloß den Vertrauten zu machen.

Fr. v. Mirville. Wie das, Champagne?

Champagne. Ei nun, das ist ganz natürlich. Mein Herr gilt für seinen Onkel, ich würde den Herrn von Lormeuil

vorstellen, und wer weiß, was mir am Ende nicht noch blühen könnte, wenn meine verdammte Heirath —

Fr. v. Mirville. Wahrhaftig, meine Cousine hat Ursache, sich darüber zu betrüben!

Dorsigny (siegelt den Brief und gibt ihn an Champagne). Hier ist der Brief. Richt' es nun ein, wie du willst! Dir überlass' ich mich.

Champagne. Sie sollen mit mir zufrieden seyn — In wenig Augenblicken werde ich damit als Courier von Straßburg ankommen, gespornt und gestiefelt, triefend von Schweiß. — Sie, gnädiger Herr, haben sich wacker. — Muth, Dreistigkeit, Unverschämtheit, wenn's nöthig ist. — Den Onkel gespielt die Tante angeführt, die Nichte geheirathet, und, wenn Alles vorbei ist, den Beutel gezogen und den redlichen Diener gut bezahlt, der Ihnen zu allen diesen Herrlichkeiten verholfen hat. (Ab.)

Fr. v. Mirville. Da kommt die Tante. Sie wird dich für den Onkel ansehen. Thu', als wenn du nothwendig mit ihr zu reden hättest, und schick' mich weg.

Dorsigny. Aber was werd' ich ihr denn sagen?

Fr. v. Mirville. Alles, was ein galanter Mann seiner Frau nur Artiges sagen kann.

Fünfter Auftritt.

Frau von Mirville. Frau von Dorſigny. Franz von Dorſigny.

Fr. v. Mirville. Kommen Sie doch, liebe Tante! Geſchwind! der Onkel iſt angekommen.

Fr. v. Dorſigny. Wie? was? mein Mann? — Ja wahrhaftig, da iſt er! — Herzlich willkommen, lieber Dorſigny — So bald erwartete ich Sie nicht — Nun! Sie haben doch eine glückliche Reiſe gehabt? — Aber wie ſo allein? wo ſind Ihre Leute? Ich hörte doch ihre Kutſche nicht — Nun wahrhaftig — ich beſinne mich kaum — ich zittre vor Ueberraſchung und Freude —

Fr. v. Mirville (heimlich zu ihrem Bruder). Nun, ſo rede doch! Antworte friſch weg!

Dorſigny. Weil ich nur auf einen kurzen Beſuch hier bin, ſo komm' ich allein und in einer Miethkutſche — Was aber die Reiſe betrifft, liebe Frau — die Reiſe — ach! die iſt nicht die glücklichſte geweſen.

Fr. v. Dorſigny. Sie erſchrecken mich! — Es iſt Ihnen doch kein Unglück zugeſtoßen?

Dorſigny. Nicht eben mir! mir nicht! — Aber dieſe Heirath — (Zu Frau v. Mirville.) Liebe Nichte! ich habe mit der Tante —

Fr. v. Mirville. Ich will nicht ſtören, mein Onkel.

(Ab.)

Sechster Auftritt.

Frau von Dorſigny. Franz von Dorſigny.

Fr. v. Dorſigny. Nun, lieber Mann! dieſe Heirath —

Dorſigny. Aus dieſer Heirath wird — nichts.

Fr. v. Dorſigny. Wie? Haben wir nicht das Wort des Vaters?

Dorſigny. Freilich wohl! Aber der Sohn kann unſere Tochter nicht heirathen.

Fr. v. Dorſigny. So? Und warum denn nicht?

Dorſigny (mit ſtarkem Ton). Weil — weil er — todt iſt.

Fr. v. Dorſigny. Mein Gott! welcher Zufall!

Dorſigny. Es iſt ein rechter Jammer. Dieſer junge Mann war, was die meiſten jungen Leute ſind, ſo ein kleiner Wüſtling. Einen Abend bei einem Balle fiel's ihm ein, einem artigen hübſchen Mädchen den Hof zu machen; ein Nebenbuhler miſchte ſich drein und erlaubte ſich beleidigende Scherze. Der junge Cormeuil, lebhaft, aufbrauſend, wie man es mit zwanzig Jahren iſt, nahm das übel; zum Unglück war er an einen Raufer von Profeſſion gerathen, der ſich nie ſchlägt, ohne ſeinen Mann — zu tödten. Und dieſe böſe Gewohnheit behielt auch jetzt die Oberhand über die Geſchicklichkeit ſeines Gegners; der Sohn meines armen Freundes blieb auf dem Platz, mit drei tödtlichen — Stichen im Leibe.

Fr. v. Dorſigny. Barmherziger Himmel! was muß der Vater dabei gelitten haben!

Dorſigny. Das können Sie denken! Und die Mutter!

Fr. v. Dorſigny. Wie? die Mutter! Die iſt ja im letzten Winter geſtorben, ſo viel ich weiß.

Dorſigny. Dieſen Winter — ganz recht! Mein armer Freund Lormeuil! Den Winter ſtirbt ihm ſeine Frau, und jetzt im Sommer muß er den Sohn in einem Duell verlieren! — Es iſt mir auch ſchwer angekommen, ihn in ſeinem Schmerz zu verlaſſen! Aber der Dienſt iſt jetzt ſo ſcharf! Auf den zwanzigſten müſſen alle Officiere — beim Regiment ſeyn! Heute iſt der neunzehnte, und ich habe nur einen Sprung nach Paris gethan, und muß ſchon heute Abend wieder — nach meiner Garniſon zurückreiſen.

Fr. v. Dorſigny. Wie? ſo bald?

Dorſigny. Das iſt einmal der Dienſt! Was iſt zu machen? Jetzt auf unſere Tochter zu kommen —

Fr. v. Dorſigny. Das liebe Kind iſt ſehr niedergeſchlagen und ſchwermüthig, ſeitdem Sie weg waren.

Dorſigny. Wiſſen Sie, was ich denke? Dieſe Partie, die wir ihr ausgeſucht, war nicht nach ihrem Geſchmack.

Fr. v. Dorſigny. So! Wiſſen Sie?

Dorſigny. Ich weiß nichts — Aber ſie iſt fünfzehn Jahre alt — Kann ſie nicht für ſich ſelbſt ſchon gewählt haben, eh' wir es für ſie thaten?

Fr. v. Dorſigny. Ach Gott ja! Das begegnet alle Tage.

Dorſigny. Zwingen möchte ich ihre Neigung nicht gern.

Fr. v. Dorſigny. Bewahre uns Gott davor!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Sophie.

Sophie (beim Anblick Dorsigny's stutzend.) Ah! mein Vater —

Fr. v. Dorsigny. Nun, was ist dir? Fürchtest du dich, deinen Vater zu umarmen?

Dorsigny (nachdem er sie umarmt, für sich). Sie haben's doch gar gut, diese Väter! Alles umarmt sie!

Fr. v. Dorsigny. Du weißt wohl noch nicht, Sophie, daß ein unglücklicher Zufall deine Heirath getrennt hat?

Sophie. Welcher Zufall?

Fr. v. Dorsigny. Herr von Lormeuil ist todt.

Sophie. Mein Gott!

Dorsigny (hat sie mit den Augen fixirt). Ja, nun — was sagst du dazu, meine Sophie?

Sophie. Ich, mein Vater? — Ich beklage diesen unglücklichen Mann von Herzen — aber ich kann es nicht anders als für ein Glück ansehen, daß — daß sich der Tag verzögert, der mich von Ihnen trennt.

Dorsigny. Aber, liebes Kind! wenn du gegen diese Heirath — etwas einzuwenden hattest, warum sagtest du uns nichts davon? Wir denken ja nicht daran, deine Neigung zwingen zu wollen.

Sophie. Das weiß ich, lieber Vater — aber die Schüchternheit —

Dorsigny. Weg mit der Schüchternheit! Rede offen! Entdecke mir dein Herz.

Fr. v. Dorsigny. Ja, mein Kind! höre deinen Vater! Er meint es gut! Er wird dir gewiß das Beste rathen.

Dorſigny. Du haßteſt alſo dieſen Lormeuil zum voraus — recht herzlich?

Sophie. Das nicht — aber ich liebte ihn nicht.

Dorſigny. Und du möchteſt Keinen heirathen, als den du wirklich liebſt?

Sophie. Das iſt wohl natürlich.

Dorſigny. Du liebſt alſo einen Andern?

Sophie. Das habe ich nicht geſagt.

Dorſigny. Nun, nun, beinahe doch — Heraus mit der Sprache! Laſſ' mich Alles wiſſen.

Fr. v. Dorſigny. Faſſe Muth, mein Kind! Vergiß, daß es dein Vater iſt, mit dem du redeſt.

Dorſigny. Bilde dir ein, daß du mit deinem beſten, deinem zärtlichſten Freunde ſprächeſt — und der, den du liebſt, weiß er, daß er — geliebt wird?

Sophie. Behüte der Himmel! Nein.

Dorſigny. Iſt's noch ein junger Menſch?

Sophie. Ein ſehr liebenswürdiger junger Mann, und der mir darum doppelt werth iſt, weil Jedermann findet, daß er Ihnen gleicht — ein Verwandter on uns, der unſern Namen führt — Ach! Sie müſſen ihn errathen.

Dorſigny. Noch nicht ganz, liebes Kind!

Fr. v. Dorſigny. Aber ich errath' ihn! Ich wette, es iſt ihr Vetter, Franz Dorſigny.

Dorſigny. Nun, Sophie! du antworteſt nichts?

Sophie. Billigen Sie meine Wahl?

Dorſigny (ſeine Freude unterdrückend, für ſich). Wir müſſen den Vater ſpielen. — Aber mein Kind — das müſſen wir denn doch bedenken.

Sophie. Warum bedenken? Mein Vetter iſt der beſte, verſtändigſte —

Dorſigny. Der? Ein Schwindelkopf iſt er, ein Wildfang, der in den zwei Jahren, daß er weg iſt, nicht zweimal an ſeinen Onkel geſchrieben hat.

Sophie. Aber mir hat er deſto fleißiger geſchrieben, mein Vater!

Dorſigny. So? hat er das? Und du haſt ihm wohl — friſchweg geantwortet? Haſt du? Nicht?

Sophie. Nein, ob ich gleich große Luſt dazu hatte. — Nun, Sie verſprachen mir ja dieſen Augenblick, daß Sie meiner Neigung nicht entgegen ſeyn wollten — Liebe Mutter, reden Sie doch für mich!

Fr. v. Dorſigny. Nun, nun, gib nach, lieber Dorſigny — Es iſt da weiter nichts zu machen — und geſteh' nur, ſie hätte nicht beſſer wählen können.

Dorſigny. Es iſt wahr, es läßt ſich Manches dafür ſagen — Das Vermögen iſt von beiden Seiten gleich, und geſetzt, der Vetter hätte auch ein bißchen leichtſinnig gewirthſchaftet, ſo weiß man ja, die Heirath bringt einen jungen Menſchen — ſchon in Ordnung — Wenn ſie ihn nun überdieß lieb hat —

Sophie. O recht ſehr, lieber Vater! — Erſt in dem Augenblicke, da man mir den Herrn von Lormeuil zum Gemahl vorſchlug, merkte ich, daß ich dem Vetter gut ſey — ſo was man gut ſeyn nennt — Und wenn mir der Vetter nun auch wieder gut wäre —

Dorſigny (lenzig). Und warum ſollte er das nicht, meine Theuerſte — (ſich beſinnend) meine gute Tochter! — Nun wohl! Ich bin ein guter Vater und ergebe mich.

Sophie. Ich darf alſo jetzt an den Vetter ſchreiben?

Dorſigny. Was du willſt — (Für ſich.) Wie hübſch ſpielt ſich's den Vater, wenn man ſo allerliebſte Geſtändniſſe zu hören bekommt.

Achter Auftritt.

Vorige. Frau von Mirville. Champagne als Poſtillon, mit der Peitſche klatſchend.

Champagne. He, holla!

Fr. v. Mirville. Platz! da kommt ein Courier.

Fr. v. Dorſigny. Es iſt Champagne.

Sophie. Meines Vetters Bedienter!

Champagne. Gnädiger Herr — gnädige Frau! reißen Sie mich aus meiner Unruhe! — Das Fräulein iſt doch nicht ſchon Frau von Lormeuil?

Fr. v. Dorſigny. Nein, guter Freund, noch nicht.

Champagne. Noch nicht? Dem Himmel ſey Dank, ich bin doch noch zeitig genug gekommen, meinem armen Herrn das Leben zu retten.

Sophie. Wie! Dem Vetter iſt doch kein Unglück begegnet?

Fr. v. Dorſigny. Mein Neffe iſt doch nicht krank?

Fr. v. Mirville. Du machſt mir Angſt, was iſt meinem Bruder?

Champagne. Beruhigen Sie ſich, gnädige Frau! Mein Herr befindet ſich ganz wohl; aber wir ſind in einer grauſamen Lage — Wenn Sie wüßten — doch Sie werden Alles erfahren. Mein Herr hat ſich zuſammen genommen, der gnädigen Frau, die er ſeine gute Tante nennt, ſein Herz auszuſchütten; Ihnen verdankt er Alles, was er iſt; zu Ihnen hat er das größte Vertrauen — Hier ſchreibt er Ihnen, leſen Sie und beklagen Sie ihn!

Dorſigny. Mein Gott, was iſt das?

Fr. v. Dorſigny (lieſt). „Beſte Tante! Ich erfahre ſo

„eben, daß Sie im Begriff ſind, meine Couſine zu verheirathen. „Es iſt nicht mehr Zeit, zurückzuhalten: ich liebe Sophien. — „Ich flehe Sie an, beſte Tante, wenn ſie nicht eine heftige „Neigung zu ihrem beſtimmten Bräutigam hat, ſo ſchenken Sie „ſie mir! Ich liebe ſie ſo innig, daß ich gewiß noch ihre Liebe „gewinne. Ich folge dem Champagne auf dem Fuße nach; er „wird Ihnen dieſen Brief überbringen, Ihnen erzählen, was „ich ſeit jener ſchrecklichen Nachricht ausgeſtanden habe.“

Sophie. Der gute Vetter!

Fr. v. Mirville. Armer Dorſigny!

Champagne. Nein, es läßt ſich gar nicht beſchreiben, was mein armer Herr gelitten hat! Aber lieber Herr, ſagte ich zu ihm, vielleicht iſt noch nicht Alles verloren — Geh, Schurke, ſagte er zu mir, ich ſchneide dir die Kehle ab, wenn du zu ſpät kommſt — Er kann zuweilen derb ſeyn, Ihr lieber Neffe.

Dorſigny. Unverſchämter!

Champagne. Nun, nun, Sie werden ja ordentlich böſe, als wenn ich von Ihnen ſpräche; was ich ſage, geſchieht aus lauter Freundſchaft für ihn, damit Sie ihn beſſern, weil Sie ſein Onkel ſind.

Fr. v. Mirville. Der gute, redliche Diener! Er will nichts als das Beſte ſeines Herrn!

Fr. v. Dorſigny. Geh, guter Freund, ruhe dich aus! Du wirſt es nöthig haben.

Champagne. Ja, Ihr Gnaden, ich will mich ausruhen in der Küche. (Ab.)

Neunter Auftritt.

Vorige ohne Champagne.

Dorsigny. Nun, Sophie! was sagst du dazu?

Sophie. Ich erwarte Ihre Befehle, mein Vater!

Fr. v. Dorsigny. Es ist da weiter nichts zu thun; wir müssen sie ihm ohne Zeitverlust zur Frau geben.

Fr. v. Mirville. Aber der Vetter ist ja noch nicht hier.

Fr. v. Dorsigny. Seinem Briefe nach kann er nicht lang ausbleiben.

Dorsigny. Nun — wenn es denn nicht anders ist — und wenn Sie so meinen, meine Liebe — so sey's! Ich bin's zufrieden, und will mich so einrichten, daß der Lärm der Hochzeit — vorbei ist, wenn ich zurückkomme — He da! Bediente!

Zehnter Auftritt.

Zwei Bediente treten ein und warten im Hintergrunde. **Vorige.**

Fr. v. Dorsigny. Noch eins! Ihr Pächter hat mir während Ihrer Abwesenheit zweitausend Thaler in Wechseln ausbezahlt — ich habe ihm eine Quittung darüber gegeben — Es ist Ihnen doch recht?

Dorsigny. Mir ist Alles recht, was Sie thun, meine Liebe! (Während sie die Wechsel aus einer Schreibtafel hervorholt, zu Frau von Mirville) Darf ich das Geld wohl nehmen?

Fr. v. Mirville. Nimm es ja, sonst machst du dich verdächtig.

Dorſigny (heimlich zu ihr). Im Gottes Namen! Ich will meine Schulden damit bezahlen! (Laut, indem er die Wechsel des Juden von Dorſigny in Empfang nimmt.) Das Geld erinnert mich, daß ein verwünschter Schelm von Wucherer mich ſchon ſeit langer um hundert Piſtolen plagt, die — mein Neffe von ihm gehorgt hat — Wie iſt's? Soll ich den Poſten bezahlen?

Fr. v. Mirville. Ei, das verſteht ſich! Sie werden doch meine Baſe keinem Bruder Liederlich zur Frau geben wollen, der bis an die Ohren in Schulden ſteckt?

Fr. v. Dorſigny. Meine Nichte hat Recht, und was übrig bleibt, kann man zu Hochzeitgeſchenken anwenden.

Fr. v. Mirville. Ja, ja, zu Hochzeitgeſchenken!

Ein dritter Bedienter (kommt). Die Modehändlerin von Frau von Mirville.

Fr. v. Mirville. Sie kommt wie gerufen. Ich will gleich den Bemuſterung bei ihr beſtellen. (Ab.)

Eilfter Auftritt.

Vorige ohne **Frau von Mirville.**

Dorſigny (zu den Bedienten). Kommt her! — (Zur Frau von Dorſigny.) Man wird nach dem Herrn Gaſpar, unſerm Notar, ſchicken müſſen —

Fr. v. Dorſigny. Laſſen Sie ihn lieber gleich zum Nachteſſen einladen; dann können wir Alles nach Bequemlichkeit abmachen.

Dorſigny. Das iſt wahr! (Zu einem von den Bedienten) Du, geh zum Juwelier und laſſ' ihn das Neueſte herbringen,

was er hat — (Zu einem andern) Du gehſt zum Herrn Gaſpar, unſerm Notar, ich laſſ' ihn bitten, heute mit mir zu Nacht zu eſſen — Dann beſtelleſt du vier Poſtpferde; Punkt eilf Uhr müſſen ſie vor dem Hauſe ſeyn, denn ich muß in der Nacht noch fort — (Zu einem dritten) Für dich, Jasmin, hab' ich einen kitzlichen Auftrag — du haſt Kopf; dir kann man was anvertrauen.

Jasmin. Gnädiger Herr, das beliebt Ihnen ſo zu ſagen.

Dorſigny. Du weißt, wo Herr Simon wohnt, der Geldmäkler, der ſonſt meine Geſchäfte machte — der meinem Neffen immer mein eigenes Geld borgte.

Jasmin. Ei ja wohl! warum ſollt' ich ihn nicht kennen! Ich war ja immer der Poſtillon des gnädigen Herrn, Ihres Neffen.

Dorſigny. Geh' zu ihm, bring' ihm dieſe hundert Piſtolen, die mein Neffe ihm ſchuldig iſt, und die ich ihm hiermit bezahle! Vergiß aber nicht, dir einen Empfangſchein geben zu laſſen.

Jasmin. Warum nicht gar — Ich werde doch kein ſolcher Eſel ſeyn!

(Die Bedienten gehen ab.)

Fr. v. Dorſigny. Wie er ſich verwundern wird, der gute Junge, wenn er morgen ankommt und die Hochzeitgeſchenke eingekauft, die Schulden bezahlt findet.

Dorſigny. Das glaub' ich! Es thut mir nur leid, daß ich nicht Zeuge davon ſeyn kann.

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Frau von Mirville.

Fr. v. Mirville (eilt herein, heimlich zu ihrem Bruder). Mach', daß du fortkommſt, Bruder! Eben kommt der Onkel mit einem Herrn an, der mir ganz ſo ausſieht, wie der Herr von Lormeuil.

Dorſigny (in ein Cabinet fliehend). Das wäre der Teufel!

Fr. v. Dorſigny. Nun, warum eilen Sie denn ſo ſchnell fort, Dorſigny?

Dorſigny. Ich muß — ich habe — Gleich werd' ich wieder da ſeyn.

Fr. v. Mirville (preſſirt). Kommen Sie, Tante! Sehen Sie doch den ſchönen Kopfputz an, den man mir gebracht hat.

Fr. v. Dorſigny. Du thuſt recht, mich zu Rath zu ziehen — Ich verſtehe mich darauf. Ich will dir ausſuchen helfen.

Dreizehnter Auftritt.

Oberſt Dorſigny. Lormeuil. Frau von Dorſigny. Sophie. Frau von Mirville.

Oberſt. Ich komme früher zurück, Madame, als ich gedacht habe, aber deſto beſſer! — Erlauben Sie, daß ich Ihnen hier dieſen Herrn —

Fr. v. Dorſigny. Bitte tauſendmal um Vergebung, meine Herren — die Putzhändlerin wartet auf uns, wir ſind gleich wieder da — Komm, meine Tochter! (Ab.)

Oberſt. Nun, nun! Dieſe Putzhändlerin könnte wohl auch einen Augenblick warten, dächt' ich.

Sophie. Eben darum, weil ſie nicht warten kann — Entſchuldigen Sie, meine Herren. (Ab.)

Oberſt. Das mag ſeyn — aber ich ſollte doch denken —

Fr. v. Mirville. Die Herren, wiſſen wir wohl, fragen nach Putzhändlerinnen nichts; aber für uns ſind das ſehr wichtige Perſonen. (Geht ab, ſich tief gegen Lormeuil verneigend.)

Oberſt. Zum Teufel, das ſeh' ich, daß man uns ihrentwegen ſtehen läßt.

Vierzehnter Auftritt.

Oberſt Porſigny und Lormeuil.

Oberſt. Ein ſchöner Empfang, das muß ich ſagen!

Lormeuil. Iſt das ſo der Brauch bei den Pariſer Damen, daß ſie den Putzhändlerinnen nachlaufen, wenn ihre Männer ankommen?

Oberſt. Ich weiß gar nicht, was ich daraus machen ſoll. Ich ſchrieb, daß ich erſt in ſechs Wochen zurück ſeyn könnte; ich bin unverſehens da, und man iſt nicht im Geringſten mehr darüber erſtaunt, als wenn ich nie aus der Stadt gekommen wäre.

Lormeuil. Wer ſind die beiden jungen Damen, die mich ſo höflich grüßten?

Oberſt. Die eine iſt meine Nichte, und die andere meine Tochter, Ihre beſtimmte Braut.

Lormeuil. Sie ſind beide ſehr hübſch.

Oberſt. Der Henker auch! Die Frauen ſind alle hübſch in meiner Familie. Aber es iſt nicht genug an dem Hübſchſeyn — man muß ſich auch artig betragen.

Dreyzehnter Auftritt.

Vorige. Die drei Bedienten, die nach und nach hereinkommen.

Zweiter Bedienter (zur Linken des Oberſten). Der Notar läßt ſehr bedauern, daß er mit Euer Gnaden nicht zu Nacht ſpeiſen kann — er wird ſich aber nach Tiſch einfinden.

Oberſt. Was ſchwatzt der da für närriſches Zeug?

Zweiter Bedienter. Die Poſtpferde werden Schlag eilf Uhr vor dem Hauſe ſeyn. (Ab.)

Oberſt. Die Poſtpferde, jetzt, da ich eben ankomme?

Erſter Bedienter (zu ſeiner rechten Seite). Der Juwelier, Euer Gnaden, hat Bankerott gemacht, und iſt dieſe Nacht auf und davon gegangen. (Ab.)

Oberſt. Was geht das mich an? Er war mir nichts ſchuldig.

Jasmin (an ſeiner linken Seite). Ich war bei dem Herrn Simon, wie Euer Gnaden befohlen. Er war krank und lag im Bette. Hier ſchickt er Ihnen die Quittung.

Oberſt. Was für eine Quittung, Schurke?

Jasmin. Nun ja, die Quittung, die Sie in der Hand haben. Belieben Sie ſie zu leſen.

Oberſt (lieſt). „Ich Endesunterzeichneter bekenne, von „dem Herrn Oberſt von Dorſigny zweitauſend Livres, welche „ich ſeinem Herrn Neffen vorgeſchoſſen, richtig erhalten zu „haben.“

Neunter Auftritt.

Vorige ohne Champagne.

Dorſigny. Nun, Sophie! was ſagſt du dazu?

Sophie. Ich erwarte Ihre Befehle, mein Vater!

Fr. v. Dorſigny. Es iſt da weiter nichts zu thun; wir müſſen ſie ihm ohne Zeitverluſt zur Frau geben.

Fr. v. Mirville. Aber der Vetter iſt ja noch nicht hier.

Fr. v. Dorſigny. Seinem Briefe nach kann er nicht lang ausbleiben.

Dorſigny. Nun — wenn es denn nicht anders iſt — und wenn Sie ſo meinen, meine Liebe — ſo ſey's! Ich bin's zufrieden, und will mich ſo einrichten, daß der Lärm der Hochzeit — vorbei iſt, wenn ich zurückkomme — He da! Bediente!

Zehnter Auftritt.

Zwei Bediente treten ein und warten im Hintergrunde. Vorige.

Fr. v. Dorſigny. Noch eins! Ihr Pächter hat mir während Ihrer Abweſenheit zweitauſend Thaler in Wechſeln ausbezahlt — ich habe ihm eine Quittung darüber gegeben — Es iſt Ihnen doch recht?

Dorſigny. Mir iſt Alles recht, was Sie thun, meine Liebe! (Während ſie die Wechſel aus einer Schreibtafel hervorholt, zu Frau von Mirville) Darf ich das Geld wohl nehmen?

Fr. v. Mirville. Nimm es ja, ſonſt machſt du dich verdächtig.

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Frau von Mirville. Franz Dorſigny kommt aus einem Zimmer linker Hand und ſieht ſich ſorgfältig um.

Fr. v. Mirville (von der entgegengeſetzten Seite). Wie unbeſonnen! Der Onkel wird den Augenblick da ſeyn.

Dorſigny. Aber ſage mir doch, was mit mir werden ſoll? Iſt Alles entdeckt, und weiß meine Tante, daß ihr vorgeblicher Mann nur ihr Neffe war?

Fr. v. Mirville. Nichts weiß man! Nichts iſt entdeckt! Die Tante iſt noch mit der Modehändlerin eingeſchloſſen; der Onkel flucht auf ſeine Frau — Herr von Lormeuil iſt ganz verblüfft über die ſonderbare Aufnahme, und ich will ſuchen, die Entwickelung, die nicht mehr lange anſtehen kann, ſo lang als möglich zu verzögern, daß ich Zeit gewinne, den Onkel zu deinem Vortheil zu ſtimmen, oder, wenn's nicht anders iſt, den Lormeuil in mich verliebt zu machen — denn eh' ich zugebe, daß er die Couſine heirathet, nehm' ich ihn lieber ſelbſt.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Valcour.

Valcour (kommt ſchnell). Ah ſchön, ſchön, daß ich dich hier finde, Dorſigny. Ich habe dir tauſend Sachen zu ſagen und in der größten Eile.

Dorſigny. Hol' ihn der Teufel! Der kommt mir jetzt gelegen.

Valcour. Die gnädige Frau darf doch —

Dorſigny. Vor meiner Schweſter hab' ich kein Geheimniß.

Valcour (zur Frau von Mirville ſich wendend). Wie freue ich mich, meine Gnädige, Ihre Bekanntſchaft gerade in dieſem Augenblicke zu machen, wo ich ſo glücklich war, Ihrem Herrn Bruder einen weſentlichen Dienſt zu erzeigen.

Dorſigny. Was hör' ich? Seine Stimme! (Blickt in das Cabinet, wo er heraus gekommen.)

Valcour (ohne Dorſigny's Flucht zu bemerken, fährt fort). Sollte ich jemals in den Fall kommen, meine Gnädige, Ihnen nützlich ſeyn zu können, ſo betrachten Sie mich als Ihren ergebenſten Diener. (Er bemerkt nicht, daß indeß der Oberſt Dorſigny hereingekommen und ſich an den Platz des andern geſtellt hat.)

Dritter Auftritt.

Vorige. Oberſt Dorſigny. Lormeuil.

Oberſt. Ja — dieſe Weiber ſind eine wahre Geduldprobe für ihre Männer.

Valcour (kehrt sich um und glaubt mit dem jungen Dorsigny zu reden). Ich erzählte dir also sagen, lieber Dorsigny, daß dein Oberstlieutenant nicht todt ist.

Oberst. Mein Oberstlieutenant?

Valcour. Mit dem du die Schlägerei gehabt hast. Er hat an meinen Freund Lamour schreiben lassen; er läßt dir vollkommene Gerechtigkeit widerfahren, und bekennt, daß er der Angreifer gewesen sey. Die Familie hat zwar schon angefangen, dich gerichtlich zu verfolgen; aber wir wollen Alles anwenden, die Sache bei Zeiten zu unterdrücken. Ich habe mich losgemacht, dir diese gute Nachricht zu überbringen, und muß gleich wieder zu meiner Gesellschaft.

Oberst. Sehr obligirt — aber —

Valcour. Du kannst also ganz ruhig schlafen. Ich mache für dich. (Ab.)

Vierter Auftritt.

Fr. von Mirville. Oberst Dorsigny. Formeuil.

Oberst. Sage mir doch, was der Mensch will?

Fr. v. Mirville. Der Mensch ist verrückt, das sehen Sie ja.

Oberst. Dieß scheint also eine Epidemie zu seyn, die alle Welt ergriffen hat, seitdem ich weg bin; denn das ist der erste Narr nicht, dem ich seit einer halben Stunde hier begegne.

Fr. v. Mirville. Sie müssen den trocknen Empfang meiner Tante nicht so hoch aufnehmen. Wenn von Putzsachen die Rede ist, da darf man ihr mit nichts Anderm kommen.

Oberst. Nun, Gott sey Dank! da hab' ich doch endlich

einmal ein vernünftiges Wort! — So magſt du denn die Erſte ſeyn, die ich mit dem Herrn von Lormenil bekannt mache.

Lormenil. Ich bin ſehr glücklich, mein Fräulein, daß ich mich der Einwilligung Ihres Herrn Vaters erfreuen darf — Aber dieſe Einwilligung kann mir zu nichts helfen, wenn nicht die Ihrige —

Oberſt. Nun fängt der auch an! Hat die allgemeine Raſerei auch dich angeſteckt, armer Freund? Dein Compliment iſt ganz artig, aber bei meiner Tochter, und nicht bei meiner Nichte hätteſt du das anbringen ſollen.

Lormenil. Vergeben Sie, gnädige Frau! Sie ſagen der Beſchreibung ſo vollkommen zu, die mir Herr von Dorſigny von meiner Braut gemacht hat, daß mein Irrthum verzeihlich iſt.

Fr. v. Mirville. Hier kommt meine Couſine, Herr von Lormenil! Betrachten Sie ſie recht, und überzeugen Sie ſich mit Ihren eignen Augen, daß ſie alle die ſchönen Sachen verdient, die Sie mir zugedacht haben.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Sophie.

Sophie. Bitte tauſendmal um Verzeihung, beſter Vater, daß ich Sie vorhin ſo habe ſtehen laſſen; die Mama rief mir, und ich mußte ihrem Befehl gehorchen.

Oberſt. Nun, wenn man nur ſeinen Fehler einſieht und ſich entſchuldigt —

Sophie. Ach, mein Vater! wo finde ich Worte, Ihnen

meine Freude, meine Dankbarkeit auszudrücken, daß Sie in diese Heirath willigen.

Oberſt. So, ſo! Gefällt ſie dir, dieſe Heirath?

Sophie. O gar ſehr!

Oberſt (leiſe zu Lormeuil). Du ſiehſt, wie ſie dich ſchon liebt, ohne dich zu kennen! Das kommt von der ſchönen Beſchreibung, die ich ihr von dir gemacht habe, eh' ich abreiste.

Lormeuil. Ich bin Ihnen ſehr verbunden.

Oberſt. Ja, aber nun, mein Kind, wird es doch wohl Zeit ſeyn, daß ich mich nach deiner Mutter ein wenig umſehe; denn endlich werden mir doch die Putzhändlerinnen Platz machen, hoffe ich — Leiſte du indeß dieſem Herrn Geſellſchaft. Er iſt mein Freund, und mich ſoll's freuen, wenn er auch bald der deinige wird — verſtehſt du? (Zu Lormeuil.) Jetzt friſch daran — das iſt der Augenblick! Suche noch heute ihre Neigung zu gewinnen, ſo iſt ſie morgen deine Frau! — (Zu Frau von Mirville.) Kommt, Nichte! Sie mögen es mit einander allein ausmachen. (Ab.)

Sechster Auftritt.

Sophie. Lormeuil.

Sophie. Sie werden alſo auch bei der Hochzeit ſeyn?

Lormeuil. Ja, mein Fräulein — Sie ſcheint Ihnen nicht zu mißfallen, dieſe Heirath?

Sophie. Sie hat den Beifall meines Vaters.

Lormeuil. Wohl! Aber was die Väter veranſtalten, hat darum nicht immer den Beifall der Töchter.

Sophie. O was dieſe Heirath betrifft — die iſt auch ein wenig meine Anſtalt.

Lormeuil. Wie das! mein Fräulein?

Sophie. Mein Vater war so gütig, meine Neigung um Rath zu fragen.

Lormeuil. Sie lieben also den Mann, der Ihnen zum Gemahl bestimmt ist?

Sophie. Ich verberg' es nicht.

Lormeuil. Wie? und kennen ihn nicht einmal?

Sophie. Ich bin mit ihm erzogen worden.

Lormeuil. Sie wären mit dem jungen Lormeuil erzogen worden?

Sophie. Mit dem Herrn von Lormeuil — nein!

Lormeuil. Das ist aber Ihr bestimmter Bräutigam.

Sophie. Ja, das war anfangs.

Lormeuil. Wie, anfangs?

Sophie. Ich sehe, daß Sie noch nicht wissen, mein Herr —

Lormeuil. Nichts weiß ich! Nicht das Geringste weiß ich.

Sophie. Er ist todt.

Lormeuil. Wer ist todt?

Sophie. Der junge Herr von Lormeuil.

Lormeuil. Wirklich?

Sophie. Ganz gewiß.

Lormeuil. Wer hat Ihnen gesagt, daß er todt sey?

Sophie. Mein Vater!

Lormeuil. Nicht doch, Fräulein! Das kann ja nicht seyn, das ist nicht möglich.

Sophie. Mit Ihrer Erlaubniß, es ist! Mein Vater, der von Toulon kommt, muß es doch besser wissen, als Sie. Dieser junge Edelmann bekam auf einem Balle Händel, er schlug sich und erhielt drei Degenstiche durch den Leib.

Lormeuil. Das ist gefährlich.

Sophie. Ja wohl! er ist auch daran gestorben.

Lormeuil. Es beliebt Ihnen, mit mir zu scherzen, gnädiges Fräulein! Niemand kann Ihnen vom Herrn von Lormeuil beſſer Auskunft geben, als ich.

Sophie. Als Sie! Das wäre doch luſtig.

Lormeuil. Ja, mein Fräulein, als ich! Denn, um es auf Einmal herauszuſagen — ich ſelbſt bin dieſer Lormeuil, und bin nicht todt, ſo viel ich weiß.

Sophie. Sie wären Herr von Lormeuil?

Lormeuil. Nun, für wen hielten Sie mich denn ſonſt?

Sophie. Für einen Freund meines Vaters, den er zu meiner Hochzeit eingeladen.

Lormeuil. Sie halten alſo immer noch Hochzeit, ob ich gleich todt bin?

Sophie. Ja freilich!

Lormeuil. Und mit wem denn, wenn ich fragen darf?

Sophie. Mit meinem Couſin Dorſigny.

Lormeuil. Aber Ihr Herr Vater wird doch auch ein Wort dabei mit zu ſprechen haben.

Sophie. Das hat er, das verſteht ſich! Er hat ja ſeine Einwilligung gegeben.

Lormeuil. Wann hätt' er ſie gegeben?

Sophie. Eben jetzt — ein paar Augenblicke vor Ihrer Ankunft.

Lormeuil. Ich bin ja aber mit ihm zugleich gekommen.

Sophie. Nicht doch, mein Herr! Mein Vater iſt vor Ihnen hier geweſen.

Lormeuil (an den Kopf greifend). Mir ſchwindelt — es wird mir drehend vor den Augen — Jedes Wort, das Sie ſagen, ſetzt mich in Erſtaunen — Ihre Worte in Ehren, mein Fräulein, aber hierunter muß ein Geheimniß ſtecken, das ich nicht ergründe.

Sophie. Wie, mein Herr — sollten Sie wirklich im Ernst gesprochen haben?

Formeuil. Im vollen höchsten Ernst, mein Fräulein —

Sophie. Sie wären wirklich der Herr von Formeuil? — Mein Gott, was hab' ich da gemacht — Wie werde ich meine Unbesonnenheit —

Formeuil. Lassen Sie sich's nicht leid seyn, Fräulein. — Ihre Neigung zu Ihrem Vetter ist ein Umstand, den man lieber vor als nach der Heirath erfährt. —

Sophie. Aber ich begreife nicht —

Formeuil. Ich will den Herrn von Dorsigny ausstechen — vielleicht löst er mir das Räthsel. — Wie es sich aber auch immer lösen mag, Fräulein, so sollen Sie mit mir zufrieden seyn, hoff' ich. (Ab.)

Sophie. Er scheint ein sehr artiger Mensch — und wenn man mich nicht zwingt, ihn zu heirathen, so soll es mich recht sehr freuen, daß er nicht erstochen ist.

Siebenter Auftritt.

Sophie. Oberst. Frau von Dorsigny.

Fr. v. Dorsigny. Laß' uns allein, Sophie. (Sophie geht ab.) Wie, Dorsigny, Sie können mir ins Angesicht behaupten, daß Sie nicht kurz vorhin mit mir gesprochen haben? Nun, wahrhaftig! welcher Andere als Sie, als der Herr dieses Hauses, als der Vater meiner Tochter, als mein Gemahl endlich, hätte das thun können, was Sie thaten!

Oberst. Was Teufel hätte ich denn gethan?

Fr. v. Dorsigny. Muß ich Sie daran erinnern? Wie

Sie wissen nicht mehr, daß Sie erst vor kurzem mit unserer Tochter gesprochen, daß Sie ihre Neigung zu unserm Neffen entdeckt haben, und daß wir eins worden sind, sie ihm zur Frau zu geben, sobald er wird angekommen seyn.

Oberst. Ich weiß nicht — Madame, ob das Alles nur ein Traum Ihrer Einbildungskraft ist, oder ob wirklich ein Anderer in meiner Abwesenheit meinen Platz eingenommen hat. Ist das Letztere, so war's hohe Zeit, daß ich kam — Dieser Jemand schlägt meinen Schwiegersohn todt, verheirathet meine Tochter und sticht mich aus bei meiner Frau, und meine Frau und meine Tochter lassen sich's beide ganz vortrefflich gefallen.

Fr. v. Dorsigny. Welche Verstockung! — In Wahrheit, Herr von Dorsigny, ich weiß mich in Ihr Betragen nicht zu finden.

Oberst. Ich werde nicht klug aus dem Ihrigen.

Achter Auftritt.

Vorige. Frau von Mirville.

Fr. v. Mirville. Dacht' ich's doch, daß ich Sie beide würde beisammen finden! — Warum gleichen doch nicht alle Haushaltungen der Ihrigen? Nie Zank und Streit! Immer ein Herz und eine Seele! Das ist erbaulich! Das ist doch ein Beispiel! Die Tante ist gefällig wie ein Engel, und der Onkel geduldig wie Hiob.

Oberst. Wahr gesprochen, Nichte! — Man muß Hiobs Geduld haben, wie ich, um sie bei solchem Geschwätz nicht zu verlieren.

Fr. v. Dorsigny. Die Nichte hat Recht, man muß so gefällig seyn wie ich, um solche Albernheiten zu ertragen.

Oberſt. Nun, Madame! unſre Nichte hat mich ſeit meinem Hierſeyn faſt nie verlaſſen. Wollen wir ſie zum Schiedsrichter nehmen?

Fr. v. Dorſigny. Ich bin's vollkommen zufrieden, und unterwerfe mich ihrem Ausſpruch.

Fr. v. Mirville. Wovon iſt die Rede?

Fr. v. Dorſigny. Stelle dir vor, mein Mann unterſteht ſich, mir ins Geſicht zu behaupten, daß er's nicht geweſen ſey, den ich vorhin für meinen Mann hielt.

Fr. v. Mirville. Iſt's möglich?

Oberſt. Stelle dir vor, Nichte, meine Frau will mich glauben machen, daß ich hier, hier in dieſem Zimmer, mit ihr geſprochen haben ſoll, in demſelben Augenblicke, wo ich mich auf der Touloner Poſtſtraße ſchütteln ließ.

Fr. v. Mirville. Das iſt ja ganz unbegreiflich, Onkel — Hier muß ein Mißverſtändniß ſeyn — Laſſen Sie mich ein paar Worte mit der Tante reden.

Oberſt. Sieh, wie du ihr den Kopf zurecht ſetzeſt, wenn's möglich iſt; aber es wird ſchwer halten.

Fr. v. Mirville (leiſe zur Frau von Dorſigny). Liebe Tante, das Alles iſt wohl nur ein Scherz von dem Onkel?

Fr. v. Dorſigny (eben ſo). Freilich wohl, er müßte ja raſend ſeyn, ſolches Zeug im Ernſt zu behaupten.

Fr. v. Mirville. Wiſſen Sie was? Bezahlen Sie ihn mit gleicher Münze — geben Sie's ihm heim! Laſſen Sie ihn fühlen, daß Sie ſich nicht zum Beſten haben laſſen.

Fr. v. Dorſigny. Du haſt Recht. Laſſ' mich nur machen!

Oberſt. Wird's bald? Jetzt, denk' ich, wär's genug.

Fr. v. Dorſigny (ſpottweiſe). Ja wohl iſt's genug, mein Herr — und da es die Schuldigkeit der Frau iſt, nur durch

ihres Mannes Augen zu ſehen, ſo erkenn' ich meinen Irrthum, und will mir Alles einbilden, was Sie wollen.

Oberſt. Mit dem ſpöttiſchen Ton kommen wir nicht weiter.

Fr. v. Dorſigny. Ohne Groll, Herr von Dorſigny! Sie haben auf meine Unkoſten gelacht, ich lache jetzt auf die Ihrigen, und ſo heben wir gegen einander auf. — Ich habe jetzt einige Beſuche zu geben. Wenn ich zurückkomme und Ihnen der ſpaßhafte Humor vergangen iſt, ſo können wir ernſthaft miteinander reden. (Ab.)

Oberſt (zur Frau v. Mirville). Verſtehſt du ein Wort von Allem, was ſie da ſagt?

Fr. v. Mirville. Ich werde nicht klug daraus. Aber ich will ihr folgen und der Sache auf den Grund zu kommen ſuchen. (Ab.)

Oberſt. Thu' das, wenn du willſt. Ich geb' es rein auf — ſo ganz toll und närriſch hab' ich ſie noch nie geſehen. Der Teufel muß in meiner Abweſenheit meine Geſtalt angenommen haben, um mein Haus unterſt zu oberſt zu kehren, anders begreif' ich's nicht. —

Neunter Auftritt.

Oberſt Dorſigny. Champagne, ein wenig betrunken.

Champagne. Nun, das muß wahr ſeyn! — Hier lebt ſich's, wie im Wirthshaus — Aber wo Teufel ſtecken ſie denn Alle? — Keine lebendige Seele hab' ich mehr geſehen, ſeitdem ich als Courier den Lärm angerichtet habe — Doch, ſieh da,

mein gnädiger Herr, der Hauptmann — Ich muß doch hören, wie unsere Sachen stehen. (Macht gegen den Oberst Zeichen des Verständnisses und lacht selbstgefällig.)

Oberst. Was Teufel! Ist das nicht der Schelm, der Champagne? — Wie kommt der hieher, und was will der Esel mit seinen einfältigen Grimassen?

Champagne (wie oben). Nun, nun, gnädiger Herr!

Oberst. Ich glaube, der Kerl ist besoffen.

Champagne. Nun, was sagen Sie? Hab' ich meine Rolle gut gespielt?

Oberst (für sich). Seine Rolle? Ich merke etwas — Ja, Freund Champagne, nicht übel.

Champagne. Nicht übel! Was? Zum Entzücken hab' ich sie gespielt. Mit einer Peitsche und den Courierstiefeln, sah ich nicht einem ganzen Postillon gleich? Wie?

Oberst. Ja! ja! (Für sich.) Weiß der Teufel, was ich ihm antworten soll.

Champagne. Nun, wie steht's drinnen? Wie weit sind Sie jetzt?

Oberst. Wie weit ich bin — wie's steht? — nun, du kannst dir leicht vorstellen, wie's steht.

Champagne. Die Heirath ist richtig, nicht wahr? — Sie haben als Vater die Einwilligung gegeben?

Oberst. Ja.

Champagne. Und morgen treten Sie in Ihrer wahren Person als Liebhaber auf.

Oberst (für sich). Es ist ein Streich von meinem Neffen!

Champagne. Und heirathen die Wittwe des Herrn von Lormeuil — Wittwe! Hahaha! — Die Wittwe von meiner Erfindung.

Oberst. Worüber lachst du?

Champagne. Das fragen Sie? Ich lache über die Gesichter, die der ehrliche Onkel schneiden wird, wenn er in vier Wochen zurückkommt und Sie mit seiner Tochter verheirathet findet.

Oberst (für sich). Ich möchte rasend werden!

Champagne. Und der Bräutigam von Toulon, der mit ihm angezogen kommt, und einen Andern in seinem Neste findet — das ist himmlisch!

Oberst. Zum Entzücken!

Champagne. Und wem haben Sie alles das zu danken? Ihrem treuen Champagne!

Oberst. Dir? Wie so?

Champagne. Nun, wer sonst hat Ihnen denn den Rath gegeben, die Person Ihres Onkels zu spielen?

Oberst (für sich.) Ha, der Schurke!

Champagne. Aber das ist zum Erstaunen, wie Sie Ihrem Onkel doch so ähnlich sehen! Ich würde drauf schwören, er sey es selbst, wenn ich ihn nicht hundert Meilen weit von uns wüßte.

Oberst (für sich). Mein Schelm von Neffe macht einen schönen Gebrauch von meiner Gestalt.

Champagne. Nur ein wenig zu ältlich sehen Sie aus — Ihr Onkel ist ja so ziemlich von Ihren Jahren; Sie hätten nicht nöthig gehabt, sich so gar alt zu machen.

Oberst. Meinst du?

Champagne. Doch was thut's! Ist er doch nicht da, daß man eine Vergleichung anstellen könnte — Und ein Glück für uns, daß der Alte nicht da ist! Es würde uns schlecht bekommen, wenn er zurück käme.

Oberst. Er ist zurückgekommen.

Champagne. Wie? was?

Oberst. Er ist zurückgekommen, sag' ich.

Champagne. Um Gotteswillen, und Sie stehen hier? Sie bleiben ruhig? Thun Sie, was Sie wollen — helfen Sie sich, wie Sie können — ich suche das Weite.

(Will fort.)

Oberst. Bleib', Schurke! zweifacher Halunke, bleib'! Das also sind deine schönen Erfindungen, Herr Schurke?

Champagne. Wie, gnädiger Herr, ist das mein Dank?

Oberst. Bleib, Halunke! — Wahrlich, meine Frau (hier macht Champagne eine Bewegung des Schreckens) ist die Närrin nicht, für die ich sie hielt — und einen solchen Schelmstreich sollte ich so hingehen lassen? — Nein, Gott verdamm' mich, wenn ich nicht auf der Stelle meine volle Rache dafür nehme. — Es ist noch nicht so spät. Ich eile zu meinem Notar. Ich bring' ihn mit. Noch heute Nacht heirathet Lormeuil meine Tochter — Ich überrasche meinen Neffen — er muß mir den Heirathscontract seiner Base noch selbst mit unterzeichnen — Und was dich betrifft, Halunke —

Champagne. Ich, gnädiger Herr, ich will mit unterzeichnen — ich will auf der Hochzeit mit tanzen, wenn Sie's befehlen.

Oberst. Ja, Schurke, ich will dich tanzen machen! — Und die Quittung über die hundert Pistolen, merk' ich jetzt wohl, habe ich auch nicht der Ehrlichkeit des Wucherers zu verdanken. — Zu meinem Glück hat der Juwelier Bankerott gemacht — Mein Taugenichts von Neffe begnügte sich nicht, seine Schulden mit meinem Gelde zu bezahlen; er macht auch noch neue auf meinen Credit. — Schon gut! Er soll mir dafür bezahlen! — Und du, ehrlicher Gesell, rechne auf eine tüchtige Belohnung. — Es thut mir leid, daß ich meinen Stock nicht bei mir habe; aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben. (Ab.)

Champagne. Ich falle aus den Wolken! Muß dieſer verwünſchte Onkel auch gerade jetzt zurückkommen, und mir in den Weg laufen, recht ausdrücklich, um mich plaudern zu machen — Ich Eſel, daß ich ihm auch erzählen mußte — Ja, wenn ich noch wenigſtens ein Glas zu viel getrunken hätte — Aber ſo!

Zehnter Auftritt.

Champagne. Franz Dorſigny. Frau von Mirville.

Fr. v. Mirville (kommt ſachte hervor und ſpricht in die Scene zurück). Das Feld iſt rein — du kannſt heraus kommen — es iſt Niemand hier als Champagne.

Dorſigny (tritt ein).

Champagne (kehrt ſich um, und fährt zurück, da er ihn erblickt). Mein Gott, da kommt er ſchon wieder zurück! Jetzt wird's losgehen! (Sich Dorſigny zu Füßen werfend.) Barmherzigkeit, gnädiger Herr! Gnade — Gnade einem armen Schelm, der ja unſchuldig — der es freilich verdient hätte —

Dorſigny. Was ſoll denn das vorſtellen? Steh' auf! Ich will dir ja nichts zu Leide thun.

Champagne. Sie wollen mir nichts thun, gnädiger Herr —

Dorſigny. Mein Gott, nein! Ganz im Gegentheil, ich bin recht wohl mit dir zufrieden, da du deine Rolle ſo gut geſpielt haſt.

Champagne (erkennt ihn). Wie, Herr, ſind Sie's?

Dorſigny. Freilich bin ich's.

Champagne. Ach Gott! Wiſſen Sie, daß Ihr Onkel hier iſt?

Dorsigny. Ich weiß es. Was denn weiter?

Champagne. Ich hab' ihn gesehen, gnädiger Herr. Ich hab' ihn angeredet — ich dachte, Sie wären's; ich hab' ihm Alles gesagt; er weiß Alles.

Fr. v. Mirville. Unsinniger! was hast du gethan?

Champagne. Kann ich dafür? Sie sehen, daß ich eben jetzt den Neffen für den Onkel genommen — ist's zu verwundern, daß ich den Onkel für den Neffen nahm?

Dorsigny. Was ist zu machen?

Fr. v. Mirville. Da ist jetzt kein andrer Rath, als auf der Stelle das Haus zu verlassen.

Dorsigny. Aber wenn er meine Cousine zwingt, den Lormeuil zu heirathen —

Fr. v. Mirville. Davon wollen wir morgen reden! Jetzt fort, geschwind, da der Weg noch frei ist! (Sie führt ihn bis an die hintere Thür; eben da er hinaus will, tritt Lormeuil aus derselben herein, ihm entgegen, der ihn zurückhält und wieder vorwärts führt.)

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Lormeuil.

Lormeuil. Sind Sie's? Ich suchte Sie eben.

Fr. v. Mirville (heimlich zu Dorsigny). Es ist der Herr von Lormeuil. Er hält dich für den Onkel. Gib ihm so bald als möglich seinen Abschied!

Lormeuil (zur Frau v. Mirville). Sie verlassen uns, gnädige Frau?

Fr. v. Mirville. Verzeihen Sie, Herr von Lormeuil. Ich bin sogleich wieder hier. (Geht ab, Champagne folgt.)

Zwölfter Auftritt.

Formeuil. Franz Dorſigny.

Formeuil. Sie werden ſich erinnern, daß Sie mich mit Ihrer Fräulein Tochter vorhin allein gelaſſen haben?

Dorſigny. Ich erinnere mich's.

Formeuil. Sie iſt ſehr liebenswürdig; ihr Beſitz würde mich zum glücklichſten Manne machen.

Dorſigny. Ich glaub' es.

Formeuil. Aber ich muß Sie bitten, ihrer Neigung keinen Zwang anzuthun.

Dorſigny. Wie iſt das?

Formeuil. Sie iſt das liebenswürdigſte Kind von der Welt, das iſt gewiß! Aber Sie haben mir ſo oft von Ihrem Neffen Franz Dorſigny geſprochen — er liebt Ihre Tochter!

Dorſigny. Iſt das wahr?

Formeuil. Wie ich Ihnen ſage, und er wird wieder geliebt!

Dorſigny. Wer hat Ihnen das geſagt?

Formeuil. Ihre Tochter ſelbſt.

Dorſigny. Was iſt aber da zu thun? — Was rathen Sie mir, Herr von Formeuil?

Formeuil. Ein guter Vater zu ſeyn.

Dorſigny. Wie?

Formeuil. Sie haben mir hundertmal geſagt, daß Sie Ihren Neffen wie einen Sohn liebten — Nun denn, ſo geben Sie ihm Ihre Tochter! Machen Sie Ihre beiden Kinder glücklich.

Dorſigny. Aber was ſoll denn aus Ihnen werden?

Formeuil. Aus mir? — Man will mich nicht haben,

Oberſt. Nun, Madame! unſre Nichte hat mich ſeit meinem Hierſeyn faſt nie verlaſſen. Wollen wir ſie zum Schiedsrichter nehmen?

Fr. v. Dorſigny. Ich bin's vollkommen zufrieden, und unterwerfe mich ihrem Ausſpruch.

Fr. v. Mirville. Wovon iſt die Rede?

Fr. v. Dorſigny. Stelle dir vor, mein Mann unterſteht ſich, mir ins Geſicht zu behaupten, daß er's nicht geweſen ſey, den ich vorhin für meinen Mann hielt.

Fr. v. Mirville. Iſt's möglich?

Oberſt. Stelle dir vor, Nichte, meine Frau will mich glauben machen, daß ich hier, hier in dieſem Zimmer, mit ihr geſprochen haben ſoll, in demſelben Augenblicke, wo ich mich auf der Touloner Poſtſtraße ſchütteln ließ.

Fr. v. Mirville. Das iſt ja ganz unbegreiflich, Onkel — Hier muß ein Mißverſtändniß ſeyn — Laſſen Sie mich ein paar Worte mit der Tante reden.

Oberſt. Sieh, wie du ihr den Kopf zurecht ſetzeſt, wenn's möglich iſt; aber es wird ſchwer halten.

Fr. v. Mirville (leiſe zur Frau von Dorſigny). Liebe Tante, das Alles iſt wohl nur ein Scherz von dem Onkel?

Fr. v. Dorſigny (eben ſo). Freilich wohl, er müßte ja raſend ſeyn, ſolches Zeug im Ernſt zu behaupten.

Fr. v. Mirville. Wiſſen Sie was? Bezahlen Sie ihn mit gleicher Münze — geben Sie's ihm heim! Laſſen Sie ihn fühlen, daß Sie ſich nicht zum Beſten haben laſſen.

Fr. v. Dorſigny. Du haſt Recht. Laſſ' mich nur machen!

Oberſt. Wird's bald? Jetzt, denk' ich, wär's genug.

Fr. v. Dorſigny (ſpottweiſe). Ja wohl iſt's genug, mein Herr — und da es die Schuldigkeit der Frau iſt, nur durch

ihres Mannes Augen zu ſehen, ſo erkenn' ich meinen Irrthum, und will mir Alles einbilden, was Sie wollen.

Oberſt. Mit dem ſpöttiſchen Ton kommen wir nicht weiter.

Fr. v. Dorſigny. Ohne Groll, Herr von Dorſigny! Sie haben auf meine Unkoſten gelacht, ich lache jetzt auf die Ihrigen, und ſo heben wir gegen einander auf. — Ich habe jetzt einige Beſuche zu geben. Wenn ich zurückkomme und Ihnen der ſpaßhafte Humor vergangen iſt, ſo können wir ernſthaft miteinander reden. (Ab.)

Oberſt (zur Frau v. Mirville). Verſtehſt du ein Wort von Allem, was ſie da ſagt?

Fr. v. Mirville. Ich werde nicht klug daraus. Aber ich will ihr folgen und der Sache auf den Grund zu kommen ſuchen. (Ab.)

Oberſt. Thu' das, wenn du willſt. Ich geb' es rein auf — ſo ganz toll und närriſch hab' ich ſie noch nie geſehen. Der Teufel muß in meiner Abweſenheit meine Geſtalt angenommen haben, um mein Haus unterſt zu oberſt zu kehren, anders begreif' ich's nicht. —

Neunter Auftritt.

Oberſt Dorſigny. Champagne, ein wenig betrunken.

Champagne. Nun, das muß wahr ſeyn! — Hier lebt ſich's, wie im Wirthshaus — Aber wo Teufel ſtecken ſie denn Alle? — Keine lebendige Seele hab' ich mehr geſehen, ſeitdem ich als Courier den Lärm angerichtet habe — Doch, ſieh da,

mein gnädiger Herr, der Hauptmann — Ich muß doch hören, wie unſere Sachen ſtehen. (Macht gegen den Oberſt Zeichen des Verſtändniſſes und lacht ſelbſtgefällig.)

Oberſt. Was Teufel! Iſt das nicht der Schelm, der Champagne? — Wie kommt der hieher, und was will der Eſel mit ſeinen einfältigen Grimaſſen?

Champagne (wie oben). Nun, nun, gnädiger Herr?

Oberſt. Ich glaube, der Kerl iſt beſoffen.

Champagne. Nun, was ſagen Sie? Hab' ich meine Rolle gut geſpielt?

Oberſt (für ſich). Seine Rolle? Ich merke etwas — Ja, Freund Champagne, nicht übel.

Champagne. Nicht übel! Was? Zum Entzücken hab' ich ſie geſpielt. Mit einer Peitſche und den Courierſtiefeln, ſah ich nicht einem ganzen Poſtillon gleich? Wie?

Oberſt. Ja! ja! (Für ſich.) Weiß der Teufel, was ich ihm antworten ſoll.

Champagne. Nun, wie ſteht's drinnen? Wie weit ſind Sie jetzt?

Oberſt. Wie weit ich bin — wie's ſteht? — nun, du kannſt dir leicht vorſtellen, wie's ſteht.

Champagne. Die Heirath iſt richtig, nicht wahr? — Sie haben als Vater die Einwilligung gegeben?

Oberſt. Ja.

Champagne. Und morgen treten Sie in Ihrer wahren Perſon als Liebhaber auf.

Oberſt (für ſich). Es iſt ein Streich von meinem Neffen!

Champagne. Und heirathen die Wittwe des Herrn von Lormeuil — Wittwe! Hahaha! — Die Wittwe von meiner Erfindung.

Oberſt. Worüber lachſt du?

Champagne. Das fragen Sie? Ich lache über die Gesichter, die der ehrliche Onkel schneiden wird, wenn er in vier Wochen zurückkommt und Sie mit seiner Tochter verheirathet findet.

Oberst (für sich). Ich möchte rasend werden!

Champagne. Und der Bräutigam von Toulon, der mit ihm angezogen kommt, und einen Andern in seinem Neste findet — das ist himmlisch!

Oberst. Zum Entzücken!

Champagne. Und wem haben Sie alles das zu danken? Ihrem treuen Champagne!

Oberst. Dir? Wie so?

Champagne. Nun, wer sonst hat Ihnen denn den Rath gegeben, die Person Ihres Onkels zu spielen?

Oberst (für sich.) Ha, der Schurke!

Champagne. Aber das ist zum Erstaunen, wie Sie Ihrem Onkel doch so ähnlich sehen! Ich würde drauf schwören, er sey es selbst, wenn ich ihn nicht hundert Meilen weit von uns wüßte.

Oberst (für sich). Mein Schelm von Neffe macht einen schönen Gebrauch von meiner Gestalt.

Champagne. Nur ein wenig zu ältlich sehen Sie aus — Ihr Onkel ist ja so ziemlich von Ihren Jahren; Sie hätten nicht nöthig gehabt, sich so gar alt zu machen.

Oberst. Meinst du?

Champagne. Doch was thut's! Ist er doch nicht da, daß man eine Vergleichung anstellen könnte — und ein Glück für uns, daß der Alte nicht da ist! Es würde uns schlecht bekommen, wenn er zurück käme.

Oberst. Er ist zurückgekommen.

Champagne. Wie? was?

Oberſt. Er iſt zurückgekommen, ſag' ich.

Champagne. Um Gotteswillen, und Sie ſtehen hier? Sie bleiben ruhig? Thun Sie, was Sie wollen — helfen Sie ſich, wie Sie können — ich ſuche das Weite.

(Will fort.)

Oberſt. Bleib', Schurke! zweifacher Halunke, bleib'! Das alſo ſind deine ſchönen Erfindungen, Herr Schurke?

Champagne. Wie, gnädiger Herr, iſt das mein Dank?

Oberſt. Bleib, Halunke! — Wahrlich, meine Frau (hier macht Champagne eine Bewegung des Schreckens) iſt die Närrin nicht, für die ich ſie hielt — und einen ſolchen Schelmſtreich ſollte ich ſo hingehen laſſen? — Nein, Gott verdamm' mich, wenn ich nicht auf der Stelle meine volle Rache dafür nehme. — Es iſt noch nicht ſo ſpät. Ich eile zu meinem Notar. Ich bring' ihn mit. Noch heute Nacht heirathet Lormeuil meine Tochter — Ich überraſche meinen Neffen — er muß mir den Heirathscontract ſeiner Baſe noch ſelbſt mit unterzeichnen — Und was dich betrifft, Halunke —

Champagne. Ich, gnädiger Herr, ich will mit unterzeichnen — ich will auf der Hochzeit mit tanzen, wenn Sie's befehlen.

Oberſt. Ja, Schurke, ich will dich tanzen machen! — Und die Quittung über die hundert Piſtolen, merk' ich jetzt wohl, habe ich auch nicht der Ehrlichkeit des Wucherers zu verdanken. — Zu meinem Glück hat der Juwelier Bankerott gemacht — Mein Taugenichts von Neffe begnügte ſich nicht, ſeine Schulden mit meinem Gelde zu bezahlen; er macht auch noch neue auf meinen Credit. — Schon gut! Er ſoll mir dafür bezahlen! — Und du, ehrlicher Geſell, rechne auf eine tüchtige Belohnung. — Es thut mir leid, daß ich meinen Stock nicht bei mir habe; aber aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben. (Ab.)

Champagne. Ich falle aus den Wolken! Muß dieſer verwünſchte Onkel auch gerade jetzt zurückkommen, und mir in den Weg laufen, recht ausdrücklich, um mich plaudern zu machen — Ich Eſel, daß ich ihm auch erzählen mußte — Ja, wenn ich noch wenigſtens ein Glas zu viel getrunken hätte — Aber ſo!

Zehnter Auftritt.

Champagne. Franz Dorſigny. Frau von Mirville.

Fr. v. Mirville (kommt ſachte hervor und ſpricht in die Scene zurück). Das Feld iſt rein — du kannſt heraus kommen — es iſt Niemand hier als Champagne.

Dorſigny (tritt ein).

Champagne (kehrt ſich um, und fährt zurück, da er ihn erblickt). Mein Gott, da kommt er ſchon wieder zurück! Jetzt wird's losgehen! (Sich Dorſigny zu Füßen werfend.) Barmherzigkeit, gnädiger Herr! Gnade — Gnade einem armen Schelm, der ja unſchuldig — der es freilich verdient hätte —

Dorſigny. Was ſoll denn das vorſtellen? Steh' auf! Ich will dir ja nichts zu Leide thun.

Champagne. Sie wollen mir nichts thun, gnädiger Herr —

Dorſigny. Mein Gott, nein! Ganz im Gegentheil, ich bin recht wohl mit dir zufrieden, da du deine Rolle ſo gut geſpielt haſt.

Champagne (erkennt ihn). Wie, Herr, ſind Sie's?

Dorſigny. Freilich bin ich's.

Champagne. Ach Gott! Wiſſen Sie, daß Ihr Onkel hier iſt?

Dorsigny. Ich weiß es. Was dann weiter?

Champagne. Ich hab' ihn gesehen, gnädiger Herr. Ich hab' ihn angeredet — ich dachte, Sie wären's; ich hab' ihm Alles gesagt; er weiß Alles.

Fr. v. Mirville. Unsinniger! was hast du gethan?

Champagne. Kann ich dafür? Sie sehen, daß ich eben jetzt den Neffen für den Onkel genommen — ist's zu verwundern, daß ich den Oykel für den Neffen nahm?

Dorsigny. Was ist zu machen?

Fr. v. Mirville. Da ist jetzt kein andrer Rath, als auf der Stelle das Haus zu verlassen.

Dorsigny. Aber wenn er meine Cousine zwingt, den Lormeuil zu heirathen —

Fr. v. Mirville. Davon wollen wir morgen reden! Jetzt fort, geschwind, da der Weg noch frei ist! (Sie führt ihn bis an die hintere Thür; eben da er hinaus will, tritt Lormeuil aus derselben herein, ihm entgegen, der ihn zurückhält und wieder vorwärts führt.)

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Lormeuil.

Lormeuil. Sind Sie's? Ich suchte Sie eben.

Fr. v. Mirville (heimlich zu Dorsigny). Es ist der Herr von Lormeuil. Er hält dich für den Onkel. Gib ihm so bald als möglich seinen Abschied!

Lormeuil (zur Frau v. Mirville). Sie verlassen uns, gnädige Frau?

Fr. v. Mirville. Verzeihen Sie, Herr von Lormeuil. Ich bin sogleich wieder hier. (Geht ab, Champagne folgt.)

Zwölfter Auftritt.

Formeuil. Franz Dorſigny.

Formeuil. Sie werden ſich erinnern, daß Sie mich mit Ihrer Fräulein Tochter vorhin allein gelaſſen haben?

Dorſigny. Ich erinnere mich's.

Formeuil. Sie iſt ſehr liebenswürdig; ihr Beſitz würde mich zum glücklichſten Manne machen.

Dorſigny. Ich glaub' es.

Formeuil. Aber ich muß Sie bitten, ihrer Neigung keinen Zwang anzuthun.

Dorſigny. Wie iſt das?

Formeuil. Sie iſt das liebenswürdigſte Kind von der Welt, das iſt gewiß! Aber Sie haben mir ſo oft von Ihrem Neffen Franz Dorſigny geſprochen — er liebt Ihre Tochter!

Dorſigny. Iſt das wahr?

Formeuil. Wie ich Ihnen ſage, und er wird wieder geliebt!

Dorſigny. Wer hat Ihnen das geſagt?

Formeuil. Ihre Tochter ſelbſt.

Dorſigny. Was iſt aber da zu thun? — Was rathen Sie mir, Herr von Formeuil?

Formeuil. Ein guter Vater zu ſeyn.

Dorſigny. Wie?

Formeuil. Sie haben mir hundertmal geſagt, daß Sie Ihren Neffen wie einen Sohn liebten — Nun denn, ſo geben Sie ihm Ihre Tochter! Machen Sie Ihre beiden Kinder glücklich.

Dorſigny. Aber was ſoll denn aus Ihnen werden?

Formeuil. Aus mir? — Man will mich nicht haben,

das ist freilich ein Unglück! Aber beklagen kann ich mich nicht darüber, da Ihr Neffe mir zuvorgekommen ist.

Dorsigny. Wie? Sie wären fähig zu entsagen?

Lormeuil. Ich halte es für meine Pflicht.

Dorsigny (lebhaft). Ach, Herr von Lormeuil! wie viel Dank bin ich Ihnen schuldig!

Lormeuil. Ich verstehe Sie nicht.

Dorsigny. Nein, nein, Sie wissen nicht, welch großen, großen Dienst Sie mir erzeigen — Ach, meine Sophie! wir werden glücklich werden!

Lormeuil. Was ist das? Wie? — Das ist Herr von Dorsigny nicht — Wär's möglich —

Dorsigny. Ich habe mich verrathen.

Lormeuil. Sie sind Dorsigny, der Neffe? Ja, Sie sind's — Nun, Sie habe ich zwar nicht hier gesucht, aber ich freue mich, Sie zu sehen. — Zwar sollte ich billig auf Sie böse seyn wegen der drei Degenstiche, die Sie mir so großmüthig in den Leib geschickt haben —

Dorsigny. Herr von Lormeuil!

Lormeuil. Zum Glück sind sie nicht tödtlich; also mag's gut seyn! Ihr Herr Onkel hat mir sehr viel Gutes von Ihnen gesagt, Herr von Dorsigny, und, weit entfernt, mit Ihnen Händel anfangen zu wollen, biete ich Ihnen von Herzen meine Freundschaft an, und bitte um die Ihrige.

Dorsigny. Herr von Lormeuil!

Lormeuil. Also zur Sache, Herr von Dorsigny — Sie lieben Ihre Cousine und haben vollkommen Ursache dazu. Ich verspreche Ihnen, allen meinen Einfluß bei dem Obersten anzuwenden, daß sie Ihnen zu Theil wird — Dagegen verlange ich aber, daß Sie auch Ihrerseits mir einen wichtigen Dienst erzeigen.

Dorſigny. Reden Sie! fordern Sie! Sie haben ſich ein heiliges Recht auf meine Dankbarkeit erworben.

Lormeuil. Sie haben eine Schweſter, Herr von Dorſigny. Da Sie aber für Niemand Augen haben, als für Ihre Baſe, ſo bemerkten Sie vielleicht nicht, wie ſehr Ihre Schweſter liebenswürdig iſt — Ich aber — ich habe es recht gut bemerkt — und daß ich's kurz mache — Frau von Mirville verdient die Huldigung eines Jeden! Ich habe ſie geſehen und ich —

Dorſigny. Sie lieben ſie? Sie iſt die Ihre! zählen Sie auf mich! — Sie ſoll Ihnen bald gut ſeyn, wenn ſie es nicht ſchon jetzt iſt — dafür ſteh' ich. Wie ſich doch Alles ſo glücklich fügen muß! — Ich gewinne einen Freund, der mir behülflich ſeyn will, meine Geliebte zu beſitzen, und ich bin im Stand, ihn wieder glücklich zu machen.

Lormeuil. Das ſteht zu hoffen; aber ſo ganz ausgemacht iſt es doch nicht — Hier kommt Ihre Schweſter! Friſch, Herr von Dorſigny — ſprechen Sie für mich! Führen Sie meine Sache! Ich will bei dem Onkel die Ihrige führen. (Ab.)

Dorſigny. Das iſt ein herrlicher Menſch, dieſer Lormeuil! Welche glückliche Frau wird meine Schweſter!

Dreizehnter Auftritt.

Frau von Mirville. Franz Dorſigny.

Fr. v. Mirville. Nun, wie ſteht's, Bruder?

Dorſigny. Du haſt eine Eroberung gemacht, Schweſter! Der Lormeuil iſt Knall und Fall ſterblich in dich verliebt worden. Eben hat er mir das Geſtändniß gethan, weil er glaubte mit

dem Onkel zu reden! Ich sagte ihm aber, diese Gedanken sollte er sich nur vergehen lassen — du hättest das Heirathen auf immer verschworen — Ich habe recht gethan, nicht?

Fr. v. Mirville. Allerdings — aber — du hättest eben nicht gebraucht, ihn auf eine so rauhe Art abzuweisen. Der arme Junge ist schon übel genug daran, daß er bei Sophien durchfällt.

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Champagne.

Champagne. Nun, gnädiger Herr! machen Sie, daß Sie fort kommen. Die Tante darf Sie nicht mehr hier antreffen, wenn sie zurückkommt —

Worsigny. Nun, ich gehe! Bin ich doch nun gewiß, daß mit Lormeuil die Cousine nicht wegnimmt.

(Ab mit Frau von Mirville.)

Fünfzehter Auftritt.

Champagne allein.

Da bin ich nun allein! — Freund Champagne, du bist ein Dummkopf, wenn du deine Unbesonnenheit vom vorhin nicht gut machst — Dem Onkel die ganze Karte zu verrathen! Aber laß' sehen! was ist da zu machen? Entweder den Onkel oder den Bräutigam müssen wir uns auf die nächsten zwei

Tage vom Halſe ſchaffen, ſonſt geht's nicht — Aber wie Teufel iſt's da anzufangen? — Wart' — laſſ' ſehen — (Nachſinnend.) Mein Herr und dieſer Herr von Lormeuil ſind zwar als ganz gute Freunde aus einander gegangen, aber es hätte doch Händel zwiſchen ihnen ſetzen können! Können, das iſt mir genug! davon laßt uns ausgehen — Ich muß als ein guter Diener Unglück verhüten! Nichts als redliche Beſorgniß für meinen Herrn — Alſo gleich zur Polizei! Man nimmt ſeine Maßregeln, und iſt's dann meine Schuld, wenn ſie den Onkel für den Neffen nehmen? — Wer kann für die Aehnlichkeit — Das Wageſtück iſt groß, groß, aber ich wag's. Mißlingen kann's nicht, und wenn auch — Es kann nicht mißlingen — Im äußerſten Fall bin ich gedeckt! Ich habe nur meine Pflicht beobachtet! Und mag dann der Onkel gegen mich toben, ſo viel er will — ich verſtecke mich hinter den Neffen, ich verhelf' ihm zu ſeiner Braut, er muß erkenntlich ſeyn — Friſch, Champagne, ans Werk — Hier iſt Ehre einzulegen. (Geht ab.)

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Oberſt Dorſigny kommt. Gleich darauf Cormeuil.

Oberſt. Muß der Teufel auch dieſen Notar gerade heute zu einem Nachteſſen führen! Ich hab' ihm ein Billet dort gelaſſen, und mein Herr Neffe hatte ſchon vorher die Mühe auf ſich genommen.

Cormeuil (kommt). Für dießmal denke ich doch wohl den Onkel vor mir zu haben und nicht den Neffen.

Oberſt. Wohl bin ich's ſelbſt! Sie dürfen nicht zweifeln.

Cormeuil. Ich habe Ihnen viel zu ſagen, Herr von Dorſigny.

Oberſt. Ich glaub' es wohl, guter Junge! Du wirſt raſend ſeyn vor Zorn — Aber keine Gewaltthätigkeit, lieber Freund, ich bitte darum! — Denken Sie daran, daß der, der Sie beleidigt hat, mein Neffe iſt — Ihr Ehrenwort verlang' ich, daß Sie es mir überlaſſen wollen, ihn dafür zu ſtrafen.

Cormeuil. Aber ſo erlauben Sie mir —

Oberſt. Nichts erlaub' ich! Es wird nichts daraus! So ſeyd ihr jungen Leute! Ihr wißt keine andere Art, Unrecht gut zu machen, als daß ihr einander die Hälſe brecht.

Lormeuil. Das iſt aber ja nicht mein Fall. Hören Sie doch nur.

Oberſt. Mein Gott! ich weiß ja! Bin ich doch auch jung geweſen! — Aber laſſ' dich das Alles nicht anfechten, guter Junge! du wirſt doch mein Schwiegerſohn! Du wirſt's — dabei bleibt's!

Lormeuil. Ihre Güte — Ihre Freundſchaft erkenn' ich mit dem größten Dank — Aber, ſo wie die Sachen ſtehen —

Oberſt (lauter). Nichts! kein Wort mehr!

Zweiter Auftritt.

Champagne mit zwei Unteroffizieren. Vorige.

Champagne (zu dieſen). Sehen Sie's, meine Herren? ſehen Sie's? Eben wollten ſie an einander gerathen.

Lormeuil. Was ſuchen dieſe Leute bei uns?

Erſter Unterofficier. Ihre ganz gehorſamen Diener meine Herren! Habe ich nicht die Ehre, mit Herrn von Dorſigny zu ſprechen?

Oberſt. Dorſigny heiß' ich.

Champagne. Und dieſer hier iſt Herr von Lormeuil.

Lormeuil. Der bin ich, ja. Aber was wollen die Herren von mir?

Zweiter Unterofficie. Ich werde die Ehre haben, Euer Gnaden zu begleiten.

Cormeuil. Mich zu begleiten? Wohin? Es fällt mir gar nicht ein, ausgehen zu wollen.

Erſter Unterofficier (zum Oberſt). Und ich, gnädiger Herr, bin beordert, Ihnen zur Escorte zu dienen.

Oberſt. Aber wohin will mich der Herr escortiren?

Erſter Unterofficier. Das will ich Ihnen ſagen, gnädiger Herr. Man hat in Erfahrung gebracht, daß Sie auf dem Sprung ſtünden, ſich mit dieſem Herrn zu ſchlagen, und damit nun —

Oberſt. Mich zu ſchlagen? Und weßwegen denn?

Erſter Unterofficier. Weil Sie Nebenbuhler ſind — weil Sie beide das Fräulein von Dorſigny lieben. Dieſer Herr hier iſt der Bräutigam des Fräuleins, den ihr der Vater beſtimmt hat — und Sie, gnädiger Herr, ſind ihr Couſin und ihr Liebhaber — O wir wiſſen Alles!

Cormeuil. Sie ſind im Irrthum, meine Herren.

Oberſt. Wahrlich, Sie ſind an den Unrechten gekommen.

Champagne (zu den Wachen). Friſch zu! Laſſen Sie ſich nichts weiß machen, meine Herren! (Zu Herrn v. Dorſigny.) Lieber, gnädiger Herr! werfen Sie endlich Ihre Maske weg! Geſtehen Sie, wer Sie ſind! Geben Sie ein Spiel auf, wobei Sie nicht die beſte Rolle ſpielen!

Oberſt. Wie, Schurke, das iſt wieder ein Streich von dir —

Champagne. Ja, gnädiger Herr, ich hab' es ſo veranſtaltet, ich läugn' es gar nicht — ich rühme mich deſſen! — Die Pflicht eines rechtſchaffenen Dieners habe ich erfüllt, da ich Unglück verhütete.

Oberſt. Sie können mir's glauben, meine Herren! der, den Sie ſuchen, bin ich nicht; ich bin ſein Onkel.

Erſter Unterofficier. Sein Onkel? Gehn Sie doch!

Sie gleichen dem Herrn Onkel außerordentlich, sagt man, aber uns soll diese Aehnlichkeit nicht betrügen.

Oberst. Aber sehen Sie mich doch nur recht an! Ich habe ja eine Perrücke, und mein Neffe trägt sein eignes Haar.

Erster Unterofficier. Ja, ja, wir wissen recht gut, warum Sie die Tracht Ihres Herrn Onkels angenommen — Das Stückchen war sinnreich; es thut uns leid, daß es nicht besser geglückt ist.

Oberst. Aber, mein Herr, so hören Sie doch nur an —

Erster Unterofficier. Ja, wenn wir Jeden anhören wollten, den wir festzunehmen beordert sind — wir würden nie von der Stelle kommen — Belieben Sie uns zu folgen, Herr von Dorsigny! Die Postchaise hält vor der Thür und erwartet uns.

Oberst. Wie? was? die Postchaise?

Erster Unterofficier. Ja, Herr! Sie haben Ihre Garnison heimlich verlassen! Wir sind beordert, Sie stehenden Fußes in den Wagen zu packen, und nach Straßburg zurückzubringen.

Oberst. Und das ist wieder ein Streich von diesem verwünschten Taugenichts! Ha, Lotterbube!

Champagne. Ja, gnädiger Herr, es ist meine Veranstaltung — Sie wissen, wie sehr ich dawider war, daß Sie Straßburg ohne Urlaub verließen.

Oberst (hebt den Stock auf). Nein, ich halte mich nicht mehr —

Beide Unterofficiere. Mäßigen Sie sich, Herr von Dorsigny!

Champagne. Halten Sie ihn, meine Herren! ich bitte — Das hat man davon, wenn man Undankbare verpflichtet. Ich rette vielleicht Ihr Leben, da ich diesem unseligen Duell vorbeuge, und zum Dank hätten Sie mich todt gemacht, wenn diese Herren nicht so gut gewesen wären, es zu verhindern.

Oberſt. Was iſt hier zu thun, Lormeuil?

Lormeuil. Warum berufen Sie ſich nicht auf die Perſonen, die Sie kennen müſſen?

Oberſt. An wen, zum Teufel! ſoll ich mich wenden? Meine Frau, meine Tochter ſind ausgegangen — meine Nichte iſt vom Complot — die ganze Welt iſt behext.

Lormeuil. So bleibt nichts übrig, als in Gottes Namen nach Straßburg zu reiſen, wenn dieſe Leute nicht mit ſich reden laſſen.

Oberſt. Das wäre aber ganz verwünſcht —

Erſter Unterofficier (zu Champagne). Sind Sie aber auch ganz gewiß, daß es der Neffe iſt?

Champagne. Freilich! freilich! Der Onkel iſt weit weg — Nur Stand gehalten! nicht gewankt!

Dritter Auftritt.

Ein Poſtillon. Vorige.

Poſtillon (betrunken). He! Holla! wird's bald, ihr Herren? Meine Pferde ſtehen ſchon eine Stunde vor dem Hauſe, und ich bin nicht des Wartens wegen da.

Oberſt. Was will der Burſche?

Erſter Unterofficier. Es iſt der Poſtillon, der Sie fahren ſoll.

Poſtillon. Sieh doch! Sind Sie's, Herr Hauptmann, der abreist? — Sie haben kurze Geſchäfte hier gemacht — Heute Abend kommen Sie an, und in der Nacht geht's wieder fort.

Oberſt. Woher weißt denn du?

Poſtillon. Ei! ei! War ich's denn nicht, der Sie vor etlichen Stunden an der Hinterthür dieſes Hauſes abſetzte? Sie ſehen, mein Capitän, daß ich ihr Geld wohl angewendet — ja, ja, wenn mir Einer was zu vertrinken gibt, ſo erfüll' ich gewiſſenhaft und redlich die Abſicht.

Oberſt. Was ſagſt du, Kerl? Mich hätteſt du gefahren? Mich?

Poſtillon. Sie, Herr! — Ja doch, beim Teufel! und da ſteht ja Ihr Bedienter, der den Vorreiter machte — Gott grüß' dich, Gaudieb! Eben der hat mir's ja im Vertrauen geſteckt, daß Sie ein Herr Hauptmann ſeyen, und von Straßburg heimlich nach Paris gingen. —

Oberſt. Wie, Schurke? Ich wäre das geweſen?

Poſtillon. Ja, Sie! Und der auf dem ganzen Wege laut mit ſich ſelbſt ſprach und an Einem fort rief: Meine Sophie! Mein liebes Bäschen! Mein engliſches Couſinchen! — Wie? haben Sie das ſchon vergeſſen?

Champagne (zum Oberſt). Ich bin's nicht, gnädiger Herr, der ihm dieſe Worte in den Mund legt — Wer wird aber auch auf öffentlicher Poſtſtraße ſo laut von ſeiner Gebieterin reden?

Oberſt. Es iſt beſchloſſen, ich ſeh's, ich ſoll nach Straßburg, um der Sünden meines Neffen willen —

Erſter Unteroffizier. Alſo, mein Herr Hauptmann —

Oberſt. Alſo, mein Herr Geleitsmann, alſo muß ich freilich mit Ihnen fort; aber ich kann Sie verſichern, ſehr wider meinen Willen.

Erſter Unteroffizier. Das ſind wir gewohnt, mein Capitän, die Leute wider ihren Willen zu bedienen.

Oberſt. Du biſt alſo mein Bedienter?

Champagne. Ja, gnädiger Herr.

Oberſt. Folglich bin ich dein Gebieter.

Champagne. Das verſteht ſich.

Oberſt. Ein Bedienter muß ſeinem Herrn folgen — du gehſt mit mir nach Straßburg.

Champagne (für ſich). Verflucht!

Poſtillon. Das verſteht ſich — Marſch!

Champagne. Es thut mir leid, Sie zu betrüben, gnädiger Herr — Sie wiſſen, wie groß meine Anhänglichkeit an Sie iſt — ich gebe Ihnen eine ſtarke Probe davon in dieſem Augenblick — aber Sie wiſſen auch, wie ſehr ich mein Weib liebe. Ich habe ſie heute nach einer langen Trennung wieder geſehen! Die arme Frau bezeugte eine ſo herzliche Freude über meine Zurückkunft, daß ich beſchloſſen habe, ſie nie wieder zu verlaſſen, und meinen Abſied von Ihnen zu begehren. Sie werden ſich erinnern, daß Sie mir noch von drei Monaten Gage ſchuldig ſind.

Oberſt. Dreihundert Stockprügel bin ich dir ſchuldig, Bube!

Erſter Unterofficier. Herr Capitän, Sie haben kein Recht, dieſen ehrlichen Diener wider ſeinen Willen nach Straßburg mitzunehmen — und wenn Sie ihm noch Rückſtand ſchuldig ſind —

Oberſt. Nichts, keinen Heller bin ich ihm ſchuldig.

Erſter Unterofficier. So iſt das kein Grund, ihn mit Prügeln abzulohnen.

Cormeuil. Ich muß ſehen, wie ich ihm heraus helfe — Wenn es nicht anders iſt — in Gottes Namen, reiſen Sie ab, Herr von Dorſigny. Zum Glück bin ich frei; ich habe Freunde; ich eile, ſie in Bewegung zu ſetzen, und bringe Sie zurück, eh' es Tag wird.

Oberſt. Und ich will den Poſtillon dafür bezahlen, daß er

so langsam fährt als möglich, damit Sie mich noch einholen können — (Zum Postillon) Hier, Schwager! Vertrink das auf meine Gesundheit — aber du mußt mich fahren —

Postillon (treuherzig). Daß die Pferde dampfen.

Oberst. Nicht doch! nein! so mein' ich's nicht —

Postillon. Ich will Sie fahren, wie auf dem Herweg! Als ob der Teufel Sie davon führte.

Oberst. Hole der Teufel dich selbst, du verdammter Trunkenbold! Ich sage dir ja —

Postillon. Sie haben's eilig! Ich auch! Sey'n Sie ganz ruhig! Fort soll's gehen, daß die Funken hinaus fliegen. (Ab.)

Oberst (ihm nach). Der Kerl macht mich rasend! Warte doch, höre!

Cormeuil. Beruhigen Sie sich! Ihre Reise soll nicht lange dauern.

Oberst. Ich glaube, die ganze Hölle ist heute losgelassen. (Geht ab. Der erste Unterofficier folgt.)

Cormeuil (zum zweiten). Kommen Sie, mein Herr, folgen Sie mir, weil es Ihnen so befohlen ist — aber ich sage Ihnen vorher, ich werde Ihre Beine nicht schonen! Und wenn Sie sich Rechnung gemacht haben, diese Nacht zu schlafen, so sind Sie garstig betrogen, denn wir werden immer auf den Straßen seyn.

Zweiter Unterofficier. Nach Ihrem Gefallen, gnädiger Herr — Zwingen Sie sich ganz und gar nicht — Ihr Diener, Herr Champagne!

(Cormeuil und der zweite Unterofficier ab.)

Vierter Auftritt.

Champagne. Dann Frau von Mirville.

Champagne (allein). Sie ſind fort — Glück zu, Champagne! der Sieg iſt unſer! Jetzt friſch ans Werk, daß wir die Heirath noch in dieſer Nacht zu Stande bringen — Da kommt die Schweſter meines Herrn; ihr kann ich Alles ſagen.

Fr. v. Mirville. Ah, biſt du da, Champagne? Weißt du nicht wo der Onkel iſt?

Champagne. Auf dem Weg nach Straßburg.

Fr. v. Mirville. Wie? was? Erkläre dich!

Champagne. Recht gern, Ihr Gnaden. Sie wiſſen vielleicht nicht, daß mein Herr und dieſer Lormeuil einen heftigen Zank zuſammen gehabt haben.

Fr. v. Mirville. Ganz im Gegentheil. Sie ſind als die beſten Freunde geſchieden, das weiß ich.

Champagne. Nun, ſo habe ich's aber nicht gewußt. Und in der Hitze meines Eifers ging ich hin, mir bei der Polizei Hülfe zu ſuchen. Ich komme her mit zwei Sergenten, davon der eine Befehl hat, dem Herrn von Lormeuil an der Seite zu bleiben, der andere, meinen Herrn nach Straßburg zurück zu bringen. — Nun reitet der Teufel dieſen verwünſchten Sergenten, daß er den Onkel für den Neffen nimmt, ihn beinahe mit Gewalt in die Kutſche packt, und fort mit ihm, jagſt du nicht, ſo gilt's nicht, nach Straßburg!

Fr. v. Mirville. Wie Champagne! du ſchickſt meinen Onkel anſtatt meines Bruders auf die Reiſe? Nein, das kann nicht dein Ernſt ſeyn.

Champagne. Um Vergebung, es iſt mein voller Ernſt — Das Elſaß iſt ein ſcharmantes Land; der Herr Oberſt ha-

ben ſich noch nicht darin umgeſehen, und ich verſchaffe Ihnen dieſe kleine Ergötzlichkeit.

Fr. v. Mirville. Du kannſt noch ſcherzen? Was macht aber der Herr von Lormeuil?

Champagne. Er führt ſeinen Sergenten in der Stadt ſpazieren.

Fr. v. Mirville. Der arme Junge! Er verdient wohl, daß ich Antheil an ihm nehme.

Champagne. Nun, gnädige Frau! ans Werk! Keine Zeit verloren! Wenn mein Herr ſeine Couſine nur erſt geheirathet hat, ſo wollen wir den Onkel zurückholen. Ich ſuche meinen Herrn auf; ich bringe ihn her, und wenn nur Sie uns beiſtehen, ſo muß dieſe Nacht Alles richtig werden.

(Ab.)

Fünfter Auftritt.

Frau von Mirville. Dann **Frau von Dorſigny.** **Sophie.**

Fr. v. Mirville. Das iſt ein verzweifelter Bube; aber er hat ſeine Sache ſo gut gemacht, daß ich mich mit ihm verſtehen muß — Hier kommt meine Tante; ich muß ihr die Wahrheit verbergen.

Fr. v. Dorſigny. Ach, liebe Nichte! haſt du deinen Onkel nicht geſehen?

Fr. v. Mirville. Wie? Hat er denn nicht Abſchied von Ihnen genommen?

Fr. v. Dorſigny. Abſchied! Wie?

Fr. v. Mirville. Ja, er iſt fort.

Fr. v. Dorſigny. Er iſt fort? Seit wann?

Fr. v. Mirville. Dieſen Augenblick.

Fr. v. Dorſigny. Das begreif' ich nicht. Er wollte ja erſt gegen eilf Uhr abfahren. Und wo iſt er denn hin, ſo eilig?

Fr. v. Mirville. Das weiß ich nicht. Ich ſah ihn nicht abreiſen — Champagne erzählte mir's.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Franz Dorſigny in ſeiner eigenen Uniform und ohne Perrücke. Champagne.

Champagne. Da iſt er, Ihr Gnaden, da iſt er!

Fr. v. Dorſigny. Wer? Mein Mann?

Champagne. Nein, nicht doch! Mein Herr, der Herr Hauptmann.

Sophie (ihm entgegen). Lieber Vetter!

Champagne. Ja, er hatte wohl recht, zu ſagen, daß er mit ſeinem Brief zugleich eintreffen werde.

Fr. v. Dorſigny. Mein Mann reist ab, mein Neffe kommt an! Wie ſchnell ſich die Begebenheiten drängen!

Dorſigny. Seh' ich Sie endlich wieder, beſte Tante! Ich komme voll Unruhe und Erwartung —

Fr. v. Dorſigny. Guten Abend, lieber Neffe!

Dorſigny. Welcher froſtige Empfang?

Fr. v. Dorſigny. Ich bin herzlich erfreut, dich zu ſehen. Aber mein Mann —

Dorſigny. Iſt dem Onkel etwas zugeſtoßen?

Fr. v. Mirville. Der Onkel iſt heute Abend von einer großen Reiſe zurückgekommen, und in dieſem Augenblick verſchwindet er wieder, ohne daß wir wiſſen, wo er hin iſt.

Dorſigny. Das iſt ja ſonderbar!

Champagne. Es iſt ganz zum Erſtaunen!

Fr. v. Dorſigny. Da iſt ja Champagne! Der kann uns Allen aus dem Traume helfen.

Champagne. Ich, gnädige Frau?

Fr. v. Mirville. Ja, du! Mit dir allein hat der Onkel ja geſprochen, wie er abreiste.

Champagne. Das iſt wahr! mit mir allein hat er geſprochen.

Dorſigny. Nun, ſo ſage nur, warum verreiste er ſo plötzlich?

Champagne. Warum? Ei, er mußte wohl! Er hatte ja Befehl dazu von der Regierung.

Fr. v. Dorſigny. Was?

Champagne. Er hat einen wichtigen geheimen Auftrag, der die größte Eilfertigkeit erfordert — der einen Mann erfordert — einen Mann — Ich ſage nichts mehr! Aber Sie können ſich etwas darauf einbilden, gnädige Frau, daß die Wahl auf den Herrn gefallen iſt.

Fr. v. Mirville. Allerdings! Eine ſolche Auszeichnung ehrt die ganze Familie!

Champagne. Euer Gnaden begreifen wohl, daß er ſich da nicht lange mit Abſchiednehmen aufhalten konnte. Champagne, ſagte er zu mir, ich gehe in wichtigen Staatsangelegenheiten nach — nach Sanct Petersburg. Der Staat befiehlt, ich muß gehorchen — beim erſten Poſtwechſel ſchreib' ich meiner Frau — was übrigens die Heirath zwiſchen meinem Neffen und meiner Tochter betrifft — ſo weiß ſie, daß ich vollkommen damit zufrieden bin.

Dorſigny. Was hör' ich! mein lieber Onkel ſollte —

Champagne. Ja, gnädiger Herr! er willigt ein. — Ich gebe meiner Frau unumſchränkte Vollmacht, ſagte er, Alles zu beendigen, und ich hoffe, bei meiner Zurückkunft unſere Tochter als eine glückliche Frau zu finden.

Fr. v. Dorſigny. Und ſo reiste er allein ab?

Champagne. Allein? Nicht doch! Er hatte noch einen Herrn bei ſich, der nach etwas recht Vornehmem ausſah —

Fr. v. Dorſigny. Ich kann mich gar nicht drein finden.

Fr. v. Mirville. Wir wiſſen ſeinen Wunſch. Man muß dahin ſehen, daß er ſie als Mann und Frau findet bei ſeiner Zurückkunft.

Sophie. Seine Einwilligung ſcheint mir nicht im geringſten zweifelhaft, und ich trage gar kein Bedenken, den Vetter auf der Stelle zu heirathen.

Fr. v. Dorſigny. Aber ich trage Bedenken — und will ſeinen erſten Brief noch abwarten.

Champagne (beiſeite). Da ſind wir nun ſchön gefördert, daß wir den Onkel nach Petersburg ſchickten.

Dorſigny. Aber, beſte Tante!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Der Notarius.

Notar (tritt zwiſchen Dorſigny und ſeine Tante). Ich empfehle mich der ganzen hochgeneigten Geſellſchaft zu Gnaden.

Fr. v. Dorſigny. Sie da, Herr Gaſpar, der Notar unſers Hauſes.

Notar. Zu Dero Befehl, gnädige Frau! Es beliebte Dero Herrn Gemahl, ſich in mein Haus zu verfügen.

Fr. v. Dorſigny. Wie? Mein Mann wäre vor ſeiner Abreiſe noch bei Ihnen geweſen?

Notar. Vor Dero Abreiſe? Was Sie mir ſagen! Sieh, ſieh doch! Darum hatten es der gnädige Herr ſo eilig und wollten mich gar nicht in meinem Hauſe erwarten. Dieſes Billet ließen mir Hochdieſelben zurück — Belieben Ihro Gnaden es zu durchleſen. (Reicht der Frau von Dorſigny das Billet.)

Champagne (leiſe zu Dorſigny). Da iſt der Notar, den Ihr Onkel beſtellt hat.

Dorſigny. Ja, wegen Lormeuils Heirath.

Champagne (leiſe). Wenn wir ihn zu der Ihrigen brauchen könnten?

Dorſigny. Stille! Hören wir, was er ſchreibt!

Fr. v. Dorſigny (lieſt). „Haben Sie die Güte, mein „Herr, ſich noch dieſen Abend in mein Haus zu bemühen' „und den Ehecontract mit zu bringen, den Sie für meine „Tochter aufgeſetzt haben. Ich habe meine Urſachen, dieſe „Heirath noch in dieſer Nacht abzuſchließen — Dorſigny."

Champagne. Da haben wir's ſchwarz auf weiß! Nun wird die gnädige Frau doch nicht mehr an der Einwilligung des Herrn Onkels zweifeln?

Sophie. Es iſt alſo gar nicht nöthig, daß der Papa Ihnen ſchreibt, liebe Mutter, da er dieſem Herrn geſchrieben hat.

Fr. v. Dorſigny. Was denken Sie von der Sache, Herr Gaſpar?

Notar. Nun, dieſer Brief wäre deutlich genug, dächt' ich.

Fr. v. Dorſigny. In Gottes Namen, meine Kinder! Seyd glücklich! Gebt euch die Hände, weil mein Mann ſelbſt den Notar herſchickt.

Dorſigny. Friſch, Champagne! einen Tiſch, Feder und Tinte; wir wollen gleich unterzeichnen.

Achter Auftritt.

Oberſt Dorſigny. Valcour. Vorige.

Fr. v. Mirville. Himmel! der Onkel!

Sophie. Mein Vater!

Champagne. Führt ihn der Teufel zurück?

Dorſigny. Ja wohl, der Teufel! Dieſer Valcour iſt mein böſer Genius.

Fr. v. Dorſigny. Was ſeh' ich? Mein Mann!

Valcour (den ältern Dorſigny präſentirend). Wie ſchätz' ich mich glücklich, einen geliebten Neffen in den Schooß ſeiner Familie zurückführen zu können! (Wie er den jüngern Dorſigny gewahr wird) Wie Teufel, da biſt du ja — (Sich zum ältern Dorſigny wendend) Und wer ſind Sie denn, mein Herr?

Oberſt. Sein Onkel, mein Herr.

Dorſigny. Aber erkläre mir, Valcour —

Valcour. Erkläre du mir ſelbſt! ich bringe in Erfahrung, daß eine Ordre ausgefertigt ſey, dich nach deiner Garniſon zurück zu ſchicken — Nach unſäglicher Mühe erlange ich, daß ſie widerrufen wird — Ich werfe mich aufs Pferd, ich erreiche noch bald genug die Poſtchaiſe, wo ich dich zu finden glaubte, und finde auch wirklich —

Oberſt. Ihren gehorſamen Diener, fluchend und tobend über einen verwünſchten Poſtknecht, dem ich Geld gegeben hatte, um mich langſam zu fahren, und der mich wie ein Sturmwind davon führte.

Valcour. Dein Herr Onkel findet es nicht für gut, mich aus meinem Irrthum zu reißen; die Postchaise lenkt wieder um, nach Paris zurück, und da bin ich nun — Ich hoffe, Dorsigny, du kannst dich nicht über meinen Eifer beklagen.

Dorsigny. Sehr verbunden, mein Freund, für die mächtigen Dienste, die du mir geleistet hast! Es thut mir nur leid um die unendliche Mühe, die du dir gegeben hast.

Oberst. Herr von Valcour! mein Neffe erkennt Ihre große Güte vielleicht nicht mit der gehörigen Dankbarkeit; aber rechnen Sie dafür auf die meinige.

Fr. v. Dorsigny. Sie waren also nicht unterwegs nach Rußland?

Oberst. Was Teufel sollte ich in Rußland?

Fr. v. Dorsigny. Nun, wegen der wichtigen Commission, die das Ministerium Ihnen auftrug, wie Sie dem Champagne sagten.

Oberst. Also wieder der Champagne, der mich zu diesem hohen Posten befördert. Ich bin ihm unendlichen Dank schuldig, daß er so hoch mit mir hinaus will. — Herr Gaspar, Sie werden zu Hause mein Billet gefunden haben; es würde mir lieb seyn, wenn der Ehecontract noch diese Nacht unterzeichnet würde.

Astar. Nichts ist leichter, gnädiger Herr! Wir waren eben im Begriff, dieses Geschäft auch in Ihrer Abwesenheit vorzunehmen.

Oberst. Sehr wohl! Man verheirathet sich zuweilen ohne den Vater; aber wie ohne den Bräutigam, das ist mir doch nie vorgekommen.

Fr. v. Dorsigny. Hier ist der Bräutigam! Unser lieber Neffe.

Dorſigny. Ja, beſter Onkel! ich bin's.

Oberſt. Mein Neffe iſt ein ganz hübſcher Junge; aber meine Tochter bekommt er nicht.

Fr. v. Dorſigny. Nun, wer ſoll ſie denn ſonſt bekommen?

Oberſt. Wer, fragen Sie? Zum Henker! der Herr von Lormeuil ſoll ſie bekommen.

Fr. v. Dorſigny. Er iſt alſo nicht todt, der Herr von Lormeuil?

Oberſt. Nicht doch, Madame! er lebt, er iſt hier. Sehen Sie ſich nur um, dort kommt er.

Fr. v. Dorſigny. Und wer iſt denn der Herr, der mit ihm iſt?

Oberſt. Das iſt ein Kammerdiener, den Herr Champagne beliebt hat, ihm an die Seite zu geben.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Lormeuil mit ſeinem Unterofficier, der ſich im Hintergrunde des Zimmers niederſetzt.

Lormeuil (zum Oberſten). Sie ſchicken alſo Ihren Onkel an Ihrer Statt nach Straßburg? Das wird Ihnen nicht ſo hingehen, mein Herr.

Oberſt. Sieh, ſieh doch! Wenn du dich ja mit Gewalt ſchlagen willſt, Lormeuil, ſo ſchlage dich mit meinem Neffen und nicht mit mir.

Lormeuil (erkennt ihn). Wie? ſind Sie's? Und wie haben Sie's gemacht, daß Sie ſo ſchnell zurückkommen?

Oberſt. Hier, bei dieſem Herrn von Walcour bedanken Sie ſich, der mich aus Freundſchaft für meinen Neffen ſpornſtreichs zurückholte.

Dorſigny. Ich begreife Sie nicht, Herr von Lormeuil! Wir waren ja als die beſten Freunde von einander geſchieden — Haben Sie mir nicht ſelbſt, noch ganz kürzlich, alle Ihre Anſprüche auf die Hand meiner Couſine abgetreten?

Oberſt. Nichts, nichts! Daraus wird nichts! Meine Frau, meine Tochter, meine Nichte, mein Neffe, Alle zuſammen ſollen mich nicht hindern, meinen Willen durchzuſetzen.

Lormeuil. Herr von Dorſigny! mich freut's von Herzen, daß Sie von einer Reiſe zurück ſind, die Sie wider Ihren Willen angetreten — Aber wir haben gut reden und Heirathspläne ſchmieden, Fräulein Sophie wird darum doch Ihren Neffen lieben.

Oberſt. Ich verſtehe nichts von dieſem Allem! Aber ich werde den Lormeuil nicht von Toulon nach Paris geſprengt haben, daß er als ein Junggeſell zurückkehren ſoll.

Dorſigny. Was das betrifft, mein Onkel — ſo ließe ſich vielleicht eine Auskunft treffen, daß Herr von Lormeuil keinen vergeblichen Weg gemacht hätte. — Fragen Sie meine Schweſter.

Fr. v. Mirville. Mich? Ich habe nichts zu ſagen.

Lormeuil. Nun, ſo will ich denn reden — Herr von Dorſigny, Ihre Nichte iſt frei; bei der Freundſchaft, davon Sie mir noch heute einen ſo großen Beweis geben wollten, bitte ich Sie, verwenden Sie allen Ihren Einfluß bei Ihrer Nichte, daß ſie es übernehmen möge, Ihre Wortbrüchigkeit gegen mich gut zu machen.

Oberſt. Was? wie? — Ihr ſollt ein Paar werden — Und dieſer Schelm, der Champagne, ſoll mir für Alle zuſammen bezahlen.

Champagne. Gott ſoll mich verdammen, gnädiger Herr, wenn ich nicht ſelbſt zuerſt von der Aehnlichkeit betrogen wurde — Verzeihen Sie mir die kleine Spazierfahrt, die ich Sie machen ließ! Es geſchah meinem Herrn zum Beſten.

Oberſt (zu beiden Paaren). Nun, ſo unterzeichnet!

Nachlaß.

I.

Demetrius.

Erſter Aufzug.

Der Reichstag zu Krakau.

Wenn der Vorhang aufgeht, ſieht man die polniſche Reichs-Verſammlung in dem großen Senats-Saale ſitzen. Auf einer drei Stufen hohen Eſtrade, mit rothem Teppich belegt, iſt der königliche Thron, mit einem Himmel bedeckt; zu beiden Seiten hängen die Wappen von Polen und Litthauen. — Der König ſitzt auf dem Thron: zu ſeiner Rechten und Linken auf der Eſtrade ſtehen die zehn Kronbeamten. Unter der Eſtrade zu beiden Seiten des Theaters ſitzen die Biſchöfe, Palatinen und Caſtellane. Dieſen gegenüber ſtehen mit unbedecktem Haupt die Landboten in zwei Reihen. Alle bewaffnet. Der Erzbiſchof von Gneſen, als der Primas des Reichs, ſitzt dem Proſcenium am nächſten; hinter ihm hält ſein Caplan ein goldenes Kreuz.

Erzbiſchof von Gneſen.

So iſt denn dieſer ſtürmevolle Reichstag
Zum guten Ende glücklich eingeleitet;
König und Stände ſcheiden wohlgeſinnt.
Der Adel willigt ein, ſich zu entwaffnen,
Der widerſpänſt'ge Rokoſz, *) ſich zu löſen,

*) Aufſtand des Adels.

Der König aber gibt sein heilig Wort,
Abhülf' zu leisten den gerechten Klagen.
— — — — — — —
Und nun im Innern Fried' ist, können wir
Die Augen richten auf das Ausland.
— — — — — — — —
Ist es der Wille der erlauchten Stände,
Daß Prinz Demetrius, der Rußlands Krone
In Anspruch nimmt, als Iwans ächter Sohn,
Sich in den Schranken stelle, um sein Recht
Vor diesem Seym Walny *) zu erweisen?

Castellan von Krakau.

Die Ehre fordert's und die Billigkeit;
Unziemlich wär's, ihm dieß Gesuch zu weigern.

Bischof von Wermeland.

Die Documente seines Rechtsanspruches
Sind eingesehen und bewährt gefunden.
Man kann ihn hören.

Mehrere Landboten.

Hören muß man ihn.

Leo Sapieha.

Ihn hören, heißt, ihn anerkennen.

Odowalsky.

Ihn
Nicht hören, heißt, ihn ungehört verwerfen.

Erzbischof von Gnesen.

Ist's euch genehm, daß er vernommen werde?
Ich frag' zum zweiten — und zum dritten Mal.

---

*) Reichstag.

Krongroßkanzler.

Er ſtelle ſich vor unſerm Thron.

Senatoren.

Er rede!

Landboten.

Wir wollen ihn hören.

(Krongroßmarſchall gibt dem Thürhüter ein Zeichen mit ſeinem Stabe, dieſer geht hinaus, um zu öffnen.)

Ley Zapieha.

Schreibet nieder, Kanzler!
Ich mache Einſpruch gegen dieß Verfahren,
Und gegen Alles, was draus folgt, zuwider
Dem Frieden Polens mit der Kron' zu Moskau.

Demetrius tritt ein, geht einige Schritte auf den Thron zu, und macht mit bedecktem Haupt drei Verbeugungen, eine gegen den König, darauf gegen die Senatoren, endlich gegen die Landboten; ihm wird von jedem Theile, dem es gilt, mit einer Neigung des Hauptes geantwortet. Alsdann ſtellt er ſich ſo, daß er einen großen Theil der Verſammlung und des Publicums, von welchem angenommen wird, daß es im Reichstag mit ſitze, im Auge behält, und dem königlichen Thron nun nicht den Rücken wendet.

Erzbiſchof von Gneſen.

Prinz Dmitri, Iwans Sohn! wenn dich der Glanz
Der königlichen Reichs-Verſammlung ſchreckt,
Des Anblicks Majeſtät die Zung' dir bindet,
So magſt du, dir vergönnt es der Senat,
Dir nach Gefallen einen Anwalt wählen,
Und eines fremden Mundes dich bedienen.

Demetrius.

Herr Erzbiſchof, ich ſtehe hier, ein Reich
Zu fordern und ein königliches Scepter.
Schlecht ſtünde mir's, vor einem edlen Volk

Und ſeinem König und Senat zu zittern.
Ich ſah noch nie ſolch einen hehren Kreis;
Doch dieſer Anblick macht das Herz mir groß,
Und ſchreckt mich nicht. Je würdigere Zeugen,
Um ſo willkommner ſind ſie mir; ich kann
Vor keiner glänzendern Verſammlung reden.

Erzbiſchof von Gneſen.

— — — — — — Die erlauchte Republik,
Iſt wohl geneigt, — — — — — —

Demetrius.

Großmächt'ger König! Würd'ge, mächtige
Biſchöf' und Palatinen, gnäd'ge Herren
Landboten der erlauchten Republik!
Verwundert, mit nachdenklichem Erſtaunen,
Erblick' ich mich, des Czaaren Iwans Sohn,
Auf dieſem Reichstag vor dem Volk der Polen.
Der Haß entzweite blutig beide Reiche,
Und Friede wurde nicht, ſo lang er lebte.
Doch hat es jetzt der Himmel ſo gewendet,
Daß ich, ſein Blut, der mit der Milch der Amme
Den alten Erbhaß in ſich ſog, als Flehender
Vor euch erſcheinen, und in Polens Mitte
Mein Recht mir ſuchen muß. Drum eh' ich rede,
Vergeſſet edelmüthig, was geſchehn,
Und daß der Czaar, deß Sohn ich mich bekenne,
Den Krieg in eure Gränzen hat gewälzt.
Ich ſtehe vor euch, ein beraubter Fürſt;
Ich ſuche Schutz; der Unterdrückte hat
Ein heilig Recht an jede edle Bruſt.
Wer aber ſoll gerecht ſeyn auf der Erde,
Wenn es ein großes, tapfres Volk nicht iſt,

Das frei in höchſter Machtvollkommenheit
Nur ſich allein braucht Rechenſchaft zu geben,
Und unbeſchränkt — — — — —
Der ſchönen Menſchlichkeit gehorchen kann.

Erzbiſchof von Gneſen.

Ihr gebt Euch für des Czaaren Iwans Sohn.
Nicht wahrlich Euer Anſtand widerſpricht
Noch Eure Rede dieſem ſtolzen Anſpruch,
Doch überzeuget uns, daß Ihr der ſeyd,
Dann hoffet Alles von dem Edelmuth
Der Republik. — Sie hat den Ruſſen nie
Im Feld gefürchtet! Beides liebt ſie gleich,
Ein edler Feind, und ein gefäll'ger Freund zu ſeyn.

Demetrius.

Iwan Waſilowitſch, der große Czaar
Von Moskau, hatte fünf Gemahlinnen
Gefreit in ſeines Reiches langer Dauer.
Die erſte aus dem heldenreichen Stamm
Der Romanow gab ihm den Feodor,
Der nach ihm herrſchte. Einen einz'gen Sohn
Dimitri, die ſpäte Blüthe ſeiner Kraft,
Gebar ihm Marfa aus dem Stamm Nagori,
Ein zartes Kind noch, da der Vater ſtarb.
Czaar Feodor, ein Jüngling ſchwacher Kraft
Und blöden Geiſts, ließ ſeinen oberſten
Stallmeiſter walten, Boris Godunow,
Der mit verſchlagner Hofkunſt ihn beherrſchte.
Feodor war kinderlos, und keinen Erben
Verſprach der Czaarin unfruchtbarer Schooß.
Als nun der liſtige Bojar die Gunſt
Des Volks mit Schmeichelkünſten ſich erſchlichen,

Erhub er seine Wünsche bis zum Thron;
Ein junger Prinz nur stand noch zwischen ihm
Und seiner stolzen Hoffnung, Prinz Dimitri
Iwanowitsch, der unterm Aug' der Mutter
Zu Uglitsch, ihrem Wittwensitz, heranwuchs.
Als nun sein schwarzer Anschlag zur Vollziehung
Gereift, sandt' er nach Uglitsch Mörder aus,
Den Czaarowitsch zu tödten. — — —
Ein Feu'r ergriff in tiefer Mitternacht
Des Schlosses Flügel, wo der junge Fürst
Mit seinem Wärter abgesondert wohnte.
Ein Raub gewalt'ger Flammen war das Haus,
Der Prinz verschwunden aus dem Aug' der Menschen
Und blieb's; als todt beweint' ihn alle Welt.
Bekannte Dinge meld' ich, die ganz Moskau kennt.

Erzbischof von Gnesen.

Was Ihr berichtet, ist uns Allen kund.
Erschollen ist der Ruf durch alle Reiche,
Daß Prinz Dimitri bei der Feuersbrunst
Zu Uglitsch seinen Untergang gefunden.
Und weil sein Tod dem Czaar, der jetzo herrscht,
Zum Glück ausschlug, so trug man kein Bedenken,
Ihn anzuklagen dieses schweren Mords.
Doch nicht von seinem Tod ist jetzt die Rede!
Es lebt ja dieser Prinz! Er leb' in Euch,
Behauptet Ihr. Davon gebt uns Beweise.
Wodurch beglaubigt Ihr, daß Ihr der seyd?
An welchen Zeichen soll man Euch erkennen?
Wie bliebt Ihr unentdeckt von dem Verfolger,
Und tretet jetzt, nach sechzehnjähr'ger Stille,
Nicht mehr erwartet, an das Licht der Welt?

Demetrius.

Kein Jahr iſt's noch, daß ich mich ſelbſt gefunden;
Denn bis dahin lebt' ich mir ſelbſt verborgen,
Nicht ahnend meine fürſtliche Geburt.
Mönch unter Mönchen fand ich mich, als ich
Anfing zum Selbſtbewußtſeyn zu erwachen,
Und mich umgab der ſtrenge Kloſter-Zwang.
Der engen Pfaffenweiſe widerſtand
Der muth'ge Geiſt, und dunkel mächtig in den Adern
Empörte ſich das ritterliche Blut.
Das Mönchgewand warf ich entſchloſſen ab,
Und floh nach Polen, wo der edle Fürſt
Von Sendomir, der holde Freund der Menſchen,
Mich gaſtlich aufnahm in ſein Fürſtenhaus,
Und zu der Waffen edlem Dienſt erzog.

Erzbiſchof von Gneſen.

— — — — Wie? Ihr kanntet Euch noch nicht,
Und doch erfüllte damals ſchon der Ruf
Die Welt, daß Prinz Demetrius noch lebe?
Czaar Boris zitterte auf ſeinem Thron,
Und ſtellte ſeine Saſſafs an die Gränzen,
Um ſcharf auf jeden Wanderer zu achten.
Wie? Dieſe Sage ging nicht aus von Euch?
Ihr hättet Euch nicht für Demetrius
Gegeben?

Demetrius.

Ich erzähle, was ich weiß:
Ging ein Gerücht umher von meinem Daſeyn,
So hat geſchäftig es ein Gott verbreitet.
Ich kannt' mich nicht. Im Haus des Palatins
Und unter ſeiner Dienerſchaar verloren,

Lebt' ich der Jugend fröhlich dunkle Zeit.
— — — — Mit ſtiller Huldigung
Verehrt' ich ſeine reizgeſchmückte Tochter,
Doch damals von der Kühnheit weit entfernt,
Den Wunſch zu ſolchem Glück empor zu wagen.
Den Caſtellan von Lemberg, ihren Freier,
Beleidigt meine Leidenſchaft. Er ſetzt
Mich ſtolz zur Rede, und in blinder Wuth
Vergißt er ſich ſo weit, nach mir zu ſchlagen.
So ſchwer gereizet, greif' ich zum Gewehr;
Er ſinnlos, wüthend, ſtürzt in meinen Degen,
Und fällt durch meine willenloſe Hand.

Muiſchek.

Ja, ſo verhält ſich — — — — —

Demetrius.

Mein Unglück war das höchſte! Ohne Namen,
Ein Ruſſ' und Fremdling, hatt' ich einen Großen
Des Reichs getödtet, hatte Mord verübt
Im Hauſe meines gaſtlichen Beſchützers,
Ihm ſeinen Eidam, ſeinen Freund getödtet.
Nichts half mir meine Unſchuld; nichts das Mitleid
Des ganzen Hofgeſindes, nicht die Gunſt
Des edeln Palatinus kann mich retten;
Denn das Geſetz, das nur den Polen gnädig,
Doch ſtreng iſt allen Fremdlingen, verdammt mich.
Mein Urtheil ward gefällt: ich ſollte ſterben;
Schon kniet' ich nieder an dem Block des Todes,
Entblößte meinen Hals dem Schwert. —
— In dieſem Augenblicke ward ein Kreuz
Von Gold mit koſtbar'n Edelſteinen ſichtbar,
Das in der Tauf' mir umgehangen ward.

Ich hatte, wie es Sitte ist bei uns,
Das heil'ge Pfand der christlichen Erlösung
Verborgen stets an meinem Hals getragen
Von Kindesbeinen an, und eben jetzt,
Wo ich vom süßen Leben scheiden sollte,
Ergriff ich es als meinen letzten Trost
Und drückt' es an den Mund mit frommer Andacht.
(Die Polen geben durch stummes Spiel ihre Theilnehmung zu erkennen.)
Das Kleinod wird bemerkt; sein Glanz und Werth
Erregt Erstaunen, weckt die Neugier auf.
Ich werde losgebunden und befragt,
Doch weiß ich keiner Zeit mich zu besinnen,
Wo ich das Kleinod nicht an mir getragen.
Nun fügte sich's, daß drei Bojarenkinder,
Die der Verfolgung ihres Czaars entflohn,
Bei meinem Herrn zu Sambor eingesprochen;
Sie sahn das Kleinod und erkannten es
An neun Smaragden, die mit Amethysten
Durchschlungen waren, für dasselbige,
Was Knäs Westislowskoy dem jüngsten Sohn
Des Czaaren bei der Taufe umgehangen.
Sie sehn mich näher an, und sehn erstaunt
Ein seltsam Spielwerk der Natur, daß ich
Am rechten Arme kürzer bin geboren.
Als sie mich nun mit Fragen ängstigten,
Besann ich mich auf einen kleinen Psalter,
Den ich auf meiner Flucht mit mir geführt.
In diesem Psalter standen griech'sche Worte,
Vom Igumen *) mit eigner Hand hinein

*) Abt des Klosters.

Geſchrieben. Selbſt hatt' ich ſie nie geleſen,
Weil ich der Sprach' nicht kundig bin. Der Pſalter
Wird jetzt herbeigeholt, die Schrift geleſen;
Ihr Inhalt iſt: Daß Bruder Waſili Philaret
(Dieß war mein Kloſternam'), des Buchs Beſitzer,
Prinz Dmitri ſey, des Iwans jüngſter Sohn,
Den Andrei, ein redlicher Diak,
In jener Mordnacht heimlich weggeflüchtet;
Urkunden deſſen lägen aufbewahrt
In zweien Klöſtern, die bezeichnet waren.
Hier ſtürzten die Bojaren mir zu Füßen,
Beſiegt von dieſer Zeugniſſe Gewalt,
Und grüßten mich als ihres Czaaren Sohn,
Und alſo jählings aus des Unglücks Tiefen
Riß mich das Schickſal auf des Glückes Höhn.

Erzbiſchof von Gneſen.

— — — — — — —

Demetrius.

Und jetzt fiel's auch wie Schuppen mir vom Auge!
Erinnrungen belebten ſich auf einmal —
Im fernſten Hintergrund vergangner Zeit;
Und wie die letzten Thürme aus der Ferne
Erglänzen in der Sonne Gold, ſo wurden
Mir in der Seele zwei Geſtalten hell,
Die höchſten Sonnengipfel des Bewußtſeyns.
Ich ſah mich fliehn in einer dunkeln Nacht,
Und eine lohe Flamme ſah ich ſteigen
In ſchwarzem Nachtgraun, als ich rückwärts ſah.
Ein uralt frühes Denken mußt' es ſeyn;
Denn was vorherging, was darauf gefolgt,
War ausgelöſcht in langer Zeitenferne;

Nur abgeriſſen, einſam leuchtend, ſtand
Dieß Schreckensbild mir im Gedächtniß da;
Doch wohl beſann ich mich aus ſpätern Jahren,
Wie der Gefährten einer mich im Zorn
Den Sohn des Czaars genannt. Ich hielt's für Spott,
Und rächte mich dafür mit einem Schlage.
Dieß Alles traf jetzt blitzſchnell meinen Geiſt,
Und vor mir ſtand's mit leuchtender Gewißheit,
Ich ſey des Czaaren todtgeglaubter Sohn.
Es lösten ſich mit dieſem einzigen Wort
Die Räthſel alle meines dunkeln Weſens.
Nicht bloß an Zeichen, die betrüglich ſind,
In tiefſter Bruſt, an meines Herzens Schlägen
Fühlt' ich in mir das königliche Blut;
Und eher will ich's tropfenweis verſpritzen,
Als meinem Recht entſagen und der Krone.

Erzbiſchof von Gneſen.

Und ſollen wir auf eine Schrift vertrauen,
Die ſich durch Zufall bei Euch finden mochte?
Dem Zeugniß ein'ger Flüchtlinge vertraun?
Verzeihet, edler Jüngling! Euer Ton
Und Anſtand iſt gewiß nicht eines Lügners;
Doch könntet Ihr ſelbſt der Betrogne ſeyn;
Es iſt dem Menſchenherzen zu verzeihen,
In ſolchem großen Spiel ſich zu betrügen.
Was ſtellt Ihr uns für Bürgen Eures Worts?

Demetrius.

Ich ſtelle fünfzig Eideshelfer auf,
Piaſten alle, freigeborne Polen
Untadeligen Rufs, die Jegliches
Erhärten ſollen, was ich hier behauptet.

Dort ſitzt der edle Fürſt von Sendomir,
Der Caſtellan von Lublin ihm zur Seite,
Die zeugen mir's, ob ich Wahrheit geredet.
— — — — — — —

Erzbiſchof von Gneſen.

Was nun bedünket den erlauchten Ständen?
So vieler Zeugniſſe vereinter Kraft
Muß ſich der Zweifel überwunden geben.
Ein ſchleichendes Gerücht durchläuft ſchon längſt
Die Welt, daß Dmitri, Iwans Sohn, noch lebe;
Czaar Boris ſelbſt beſtärkt's durch ſeine Furcht.
— Ein Jüngling zeigt ſich hier, an Alter, Bildung,
Bis auf die Zufalls-Spiele der Natur,
Ganz dem Verſchwundnen ähnlich, den man ſucht,
Durch edeln Geiſt des großen Anſpruchs werth.
Aus Kloſtermauern ging er wunderbar,
Geheimnißvoll hervor, mit Rittertugend
Begabt, der nur der Mönche Zögling war;
Ein Kleinod zeigt er, das der Czaarowitſch
Einſt an ſich trug, von dem er nie ſich trennte;
Ein ſchriftlich Zeugniß noch von frommen Händen
Beglaubigt ſeine fürſtliche Geburt,
Und kräft'ger noch aus ſeiner ſchlichten Rede
Und reinen Stirn ſpricht uns die Wahrheit an.
Nicht ſolche Züge borgt ſich der Betrug;
Der hüllt ſich täuſchend ein in große Worte
Und in der Sprache redneriſchen Schmuck.
Nicht länger denn verſag' ich ihm den Namen,
Den er mit Fug und Recht in Anſpruch nimmt,
Und, meines alten Vorrechts mich bedienend,
Geb' ich als Primas ihm die erſte Stimme.

Erzbiſchof von Lemberg.

Ich ſtimme wie der Primas.

Mehrere Biſchöfe.

Wie der Primas.

Mehrere Palatinen.

Auch ich!

Odowalsky.

Auch ich!

Landboten (raſch aufeinander).

Wir Alle!

Sapieha.

Gnäd'ge Herren!
Bedenkt es wohl! Man übereile nichts!
Ein edler Reichstag laſſe ſich nicht raſch
Hinreißen zu — — —

Odowalsky.

Hier iſt
Nichts zu bedenken; Alles iſt bedacht.
Unwiderleglich ſprechen die Beweiſe.
Hier iſt nicht Moskau; nicht Deſpotenfurcht
Schnürt hier die freie Seele zu. Hier darf
Die Wahrheit wandeln mit erhabnem Haupt.
Ich will's nicht hoffen, edle Herrn, daß hier
Zu Krakau auf dem Reichstag ſelbſt der Polen
Der Czaar von Moskau feile Sklaven habe.

Demetrius.

O! habet Dank, erlauchte Senatoren!
Daß ihr der Wahrheit Zeichen anerkannt.
Und wenn ich euch nun der wahrhaftig bin,
Den ich mich nenne, o! ſo duldet nicht,
Daß ſich ein frecher Räuber meines Erbs

Anmaße, und den Scepter länger schände,
Der mir, dem ächten Czaarowitsch gebührt.
— — — — — — —
Die Gerechtigkeit hab' ich, ihr habt die Macht.
Es ist die große Sache aller Staaten
Und Thronen, daß geschehʼ, was Rechtens ist,
Und Jedem auf der Welt das Seine werde;
Denn da, wo die Gerechtigkeit regiert,
Da freut sich Jeder, sicher seines Erbs,
Und über jedem Hause, jedem Thron
Schwebt der Vertrag wie eine Cherubswache.
— — — — — —
Gerechtigkeit
Heißt der kunstreiche Bau des Weltgewölbes,
Wo Alles Eines, Eines Alles hält,
Wo mit dem Einen Alles stürzt und fällt.
— — — — — — — —
(Antworten der Senatoren, die dem Demetrius beistimmen.)
Demetrius.
O! sieh mich an, ruhmreicher Sigismund!
Großmächtʼger König! Greifʼ in deine Brust,
Und sieh dein eignes Schicksal in dem meinen!
Auch du erfuhrst die Schläge des Geschicks;
In einem Kerker kamest du zur Welt;
Dein erster Blick fiel auf Gefängnißmauern.
Du brauchtest einen Retter und Befreier,
Der aus dem Kerker auf den Thron dich hob.
Du fandest ihn. Großmuth hast du erfahren;
O! übe Großmuth auch an mir! — —
— — — — — — —
Und ihr, erhabne Männer des Senats,

Ehrwürdige Bischöfe, der Kirche Säulen,
Ruhmreiche Palatin' und Castellane,
Hier ist der Augenblick, durch edle That
Zwei lang entzweite Völker zu versöhnen.
Erwerbet euch den Ruhm, daß Polens Kraft
Den Moskowitern ihren Czzar gegeben,
Und in dem Nachbar, der euch feindlich drängte,
Erwerbt euch einen dankbar'n Freund.
Und ihr,
Landboten der erlauchten Republik,
Zäumt eure schnellen Rosse! Sitzet auf!
Euch öffnen sich des Glückes goldne Thore;
Mit euch will ich den Raub des Feindes theilen.
Moskau ist reich an Gütern; unermeßlich
An Gold und Edelsteinen ist der Schatz
Des Czaars; ich kann die Freunde königlich
Belohnen, und ich will's. Wenn ich als Czaar
Einziehe auf dem Kremel, dann, ich schwör's,
Soll sich der Aermste unter euch, der mir
Dahin gefolgt, in Sammt und Zobel kleiden,
Mit reichen Perlen sein Geschirr bedecken,
Und Silber sey das schlechteste Metall,
Um seiner Pferde Hufe zu beschlagen.

(Es entsteht eine große Bewegung unter den Landboten.)

Komla (Kosaken-Hetman).

(Erklärt sich bereit, ihm ein Heer zuzuführen.)

Opowalsky.

Soll der Kosak uns Ruhm und Beute rauben?

— — — — — — — — — —

Wir haben Friede mit dem Tartarfürst
Und Türken, nichts zu fürchten von dem Schweden.

Schon lang verzehrt ſich unſer tapfrer Muth
Im trägen Frieden; unſre Schwerter roſten.
Auf! Laßt uns fallen in das Land des Czaars
Und einen dankbar'n Bundes-Freund gewinnen,
Indem wir Polens Macht und Größe mehren.

Viele Landboten.

Krieg! Krieg mit Moskau!

Andere.

Man beſchließe es!
Gleich ſammle man die Stimmen!

Sapieha (ſteht auf).

Krongroßmarſchall!
Gebietet Stille! Ich verlang' das Wort.

Eine Menge von Stimmen.

Krieg! Krieg mit Moskau!

Sapieha.

Ich verlang' das Wort.
Marſchall! thut Euer Amt!

(Großes Getöſe in dem Saale und außerhalb desſelben.)

Krongroßmarſchall.

Ihr ſeht, es iſt
Vergebens.

Sapieha.

Was? der Marſchall auch beſtochen?
Iſt keine Freiheit auf dem Reichstag mehr?
Werft Euren Stab hin, und gebietet Schweigen!
Ich fordr' es, ich begehr's und will's.

(Krongroßmarſchall wirft ſeinen Stab in die Mitte des Saals; der Tumult legt ſich.)

Was denkt ihr? Was beſchließt ihr? Stehn wir nicht
In tiefem Frieden mit dem Czaar zu Moskau?

Ich ſelbſt, als euer königlicher Bote,
Errichtete den zwanzigjähr'gen Bund;
Ich habe meine rechte Hand erhoben
Zum feierlichen Eidſchwur auf dem Kremel,
Und redlich hat der Czaar uns Wort gehalten.
Was iſt beſchworne Treu'? Was ſind Verträge,
Wenn ein ſolenner Reichstag ſie zerbrechen darf?

Demetrius.

Fürſt Leo Sapieha! Ihr habt Frieden
Geſchloſſen, ſagt Ihr, mit dem Czaar zu Moskau?
Das habt Ihr nicht; denn ich bin dieſer Czaar.
In mir iſt Moskau's Majeſtät; ich bin
Der Sohn des Iwan und ſein rechter Erbe.
Wenn Polen Frieden ſchließen will mit Rußland,
Mit mir muß es geſchehen! Eu'r Vertrag
Iſt nichtig, mit dem Nichtigen errichtet.

Odowalsky.

Was kümmert eu'r Vertrag uns! Damals haben
Wir ſo gewollt, und heute woll'n wir anders.

Sapieha.

Iſt es dahin gekommen? Will ſich Niemand
Erheben für das Recht, nun ſo will ich's.
Zerreißen will ich das Geweb' der Argliſt;
Aufdecken will ich Alles, was ich weiß.
— Ehrwürd'ger Primas! Wie? biſt du im Ernſt
So gutmüthig, oder kannſt dich ſo verſtellen?
Seyd ihr ſo gläubig, Senatoren? König,
Biſt du ſo ſchwach? Ihr wißt nicht, wollt nicht wiſſen,
Daß ihr ein Spielwerk ſeyd des liſt'gen Woywoda
Von Sendomir, der dieſen Czaar aufſtellte,
Deß ungemeſſ'ner Ehrgeiz in Gedanken

Das güterreiche Moskau ſchon verſchlingt?
Muß ich's euch ſagen, daß bereits der Bund
Geknüpft iſt und beſchworen zwiſchen Beiden?
Daß er die jüngſte Tochter ihm verlobte?
Und ſoll die edle Republik ſich blind
In die Gefahren eines Krieges ſtürzen,
Um den Woywoden groß, um ſeine Tochter
Zur Czaarin und zur Königin zu machen?
Beſtochen hat er Alles und erkauft.
Den Reichstag, weiß ich wohl, will er beherrſchen;
Ich ſehe ſeine Faction gewaltig
In dieſem Saal, und nicht genug, daß er
Den Seym Walny durch die Mehrheit leitet,
Bezogen hat er mit dreitauſend Pferden
Den Reichstag, und ganz Krakau überſchwemmt
Mit ſeinen Lehens-Leuten. Eben jetzt
Erfüllen ſie die Hallen dieſes Hauſes.
Man will die Freiheit unſrer Stimmen zwingen.
Doch keine Furcht bewegt mein tapfres Herz;
So lang noch Blut in meinen Adern rinnt,
Will ich die Freiheit meines Worts behaupten.
Wer wohl geſinnt iſt, tritt zu mir herüber.
So lang' ich Leben habe, ſoll kein Schluß
Durchgehn, der wider Recht iſt und Vernunft.
Ich hab' mit Moskau Frieden abgeſchloſſen,
Und ich bin Mann dafür, daß man ihn halte.

Odowalsky.

Man höre nicht auf ihn! Sammelt die Stimmen!

(Biſchöfe von Krakau und Wilna ſtehen auf und gehen jeder an ſeiner Seite hinab, um die Stimmen zu ſammeln.)

Viele.

Krieg! Krieg mit Moskau!

Erzbischof von Gnesen (zu Sapieha).

Gebt Euch, edler Herr!
Ihr seht, daß Euch die Mehrheit widerstrebt.
Treibt's nicht zu einer unglückſel'gen Spaltung!

Krongroßkanzler

(kommt von dem Thron herab, zu Sapieha).

Der König läßt Euch bitten, nachzugeben,
Herr Woywod, und den Reichstag nicht zu spalten.

Thürhüter (heimlich zu Odowalsky).

Ihr sollt Euch tapfer halten, melden Euch
Die vor der Thür. Ganz Krakau steht zu Euch.

Krongroßmarschall (zu Sapieha).

Es sind so gute Schlüsse durchgegangen;
O, gebt Euch! Um des andern Guten willen,
Was man beschlossen, fügt Euch in die Mehrheit!

Bischof von Krakau

(hat auf seiner Seite die Stimmen gesammelt).

Auf dieser rechten Bank ist Alles einig.

Sapieha.

Laßt Alles einig seyn. — Ich sage Nein.
Ich sage Veto, ich zerreiße den Reichstag.
Man schreite nicht weiter! Aufgehoben, null
Ist Alles, was beschlossen ward!

(Allgemeiner Aufstand; der König steigt vom Thron, die Schranken werden eingestürzt; es entsteht ein tumultuarisches Getöse. Landboten greifen zu den Säbeln und zucken sie links und rechts auf Sapieha. Bischöfe treten auf beiden Seiten dazwischen und vertheidigen ihn mit ihren Stolen.)

Die Mehrheit?
Was iſt die Mehrheit? Mehrheit iſt der Unſinn;
Verſtand iſt ſtets bei Wen'gen nur geweſen.
Bekümmert ſich ums Ganze, wer nichts hat?
Hat der Bettler eine Freiheit, eine Wahl?
Er muß dem Mächtigen, der ihn bezahlt,
Um Brod und Stiefel ſeine Stimm' verkaufen.
Man ſoll die Stimmen wägen, und nicht zählen;
Der Staat muß untergehn, früh oder ſpät,
Wo Mehrheit ſiegt und Unverſtand entſcheidet.

Odowalsky.

Hört den Verräther! —

Landboten.

Nieder mit ihm! Haut ihn in Stücken!

Erzbiſchof von Gneſen

(reißt ſeinem Caplan das Kreuz aus der Hand und tritt dazwiſchen).

Friede!
Soll Blut der Bürger auf dem Reichstag fließen?
Fürſt Sapieha! mäßigt Euch!

(Zu den Biſchöfen.)

Bringt ihn
Hinweg! Macht eure Bruſt zu ſeinem Schilde!
Durch jene Seitenthür entfernt ihn ſtill,
Daß ihn die Menge nicht in Stücken reiße!

(Sapieha, noch immer mit den Blicken drohend, wird von den Biſchöfen mit Gewalt fortgezogen, indem der Erzbiſchof von Gneſen und von Lemberg die andringenden Landboten von ihm abwehren. Unter heftigem Tumult und Säbelgeklirr leert ſich der Saal aus, daß nur Demetrius, Mniſchek, Odowalsky und der Koſaken-Hetman zurück bleiben.)

Odowalsky.

Das ſchlug uns fehl — — — — —
Doch darum ſoll Euch Hülfe nicht entſtehen;
Hält auch die Republik mit Moskau Frieden,
Wir führen's aus mit unſern eignen Kräften.

Komla.

Wer hätt' auch das gedacht, daß er allein
Dem ganzen Reichstag würde Spitze bieten!

Muiſchek.

Der König kommt.

König Sigismund, begleitet von dem Kronsgroßkanzler, Kronsgroßmarſchall und einigen Biſchöfen.

König.

Mein Prinz, laßt Euch umarmen!
Die hohe Republik erzeigt Euch endlich
Gerechtigkeit; mein Herz hat es ſchon längſt.
Tief rührt mich Euer Schickſal. Wohl muß es
Die Herzen aller Könige bewegen.

Demetrius.

Vergeſſen hab' ich Alles, was ich litt;
An Eurer Bruſt fühl' ich mich neugeboren.

König.

Viel Worte lieb' ich nicht; doch was ein König
Vermag, der über reichere Vaſallen
Gebietet, als er ſelbſt, biet' ich Euch an.
Ihr habt ein böſes Schauſpiel angeſehn.
Denkt drum nicht ſchlimmer von der Polen Reich,
Weil wilder Sturm das Schiff des Staats bewegt.

Miniſchek.

In Sturmes Brauſen lenkt der Steuermann
Das Fahrzeug ſchnell und führt's zum ſichern Hafen.

König.

Der Reichstag iſt zerriſſen. Wollt' ich auch,
Ich darf den Frieden mit dem Czaar nicht brechen.
Doch habt Ihr mächt'ge Freunde. Will der Pole
Auf eigene Gefahr ſich für Euch waffnen,
Will der Koſak des Krieges Glücksſpiel wagen,
Er iſt ein freier Mann, ich kann's nicht wehren.

Miniſchek.

Der ganze Koſakz ſteht noch unter Waffen.
Gefällt dir's, Herr, ſo kann der wilde Strom,
Der gegen deine Hoheit ſich empörte,
Unſchädlich über Moskau ſich ergießen.

König.

Die beſten Waffen wird dir Rußland geben;
Dein beſter Schirm iſt deines Volkes Herz.
Rußland wird nur durch Rußland überwunden.
So wie du heute vor dem Reichstag ſprachſt,
So rede dort in Moskau zu den Bürgern;
Ihr Herz erobre dir, und du wirſt herrſchen.
In Schweden hab' ich, als geborner König,
Einſt friedlich den ererbten Thron beſtiegen,
Und doch mein väterliches Reich verloren,
Weil mir die Volksgeſinnung widerſtrebte.

Marina (tritt auf).

— — — — — — —

Miniſchek.

Erhabne Majeſtät, zu deinen Füßen
Wirft ſich Marina, meine jüngſte Tochter;

Der Prinz von Moskau bietet ihr sein Herz;
Du bist der hohe Schirmvogt unsers Hauses;
Von deiner königlichen Hand allein
Geziemt es ihr, den Gatten zu empfangen.
(Marina kniet vor dem König.)

König.

Wohl, Vetter! Ist es Euch genehm, will ich
Des Vaters Stelle bei dem Czaar vertreten.
(Zu Demetrius, dem er die Hand der Marina übergibt.)
So führ' ich Euch in diesem schönen Pfande
Des Glückes heitre Göttin zu. — Und mög' es
Mein Aug' erleben, dieses holde Paar
Sitzen zu sehen auf dem Thron zu Moskau!

Marina.

Herr! demuthvoll verehr' ich deine Gnade,
Und deine Sklavin bleib' ich, wo ich bin.

König.

Steht auf, Czaaritza! Dieser Platz ist nicht
Für Euch, nicht für die czaarische Verlobte,
Nicht für die Tochter meines ersten Woywods.
Ihr seyd die Jüngste unter Euren Schwestern;
Doch Euer Geist fliegt ihrem Glücke vor,
Und nach dem Höchsten strebt Ihr hochgesinnt.

Demetrius.

Sey Zeuge, großer König, meines Schwurs;
Ich leg' als Fürst ihn in des Fürsten Hand!
Die Hand des edlen Fräuleins nehm' ich an,
Als ein kostbares Pfand des Glücks. Ich schwöre,
Sobald ich meiner Väter Thron bestiegen,
Als meine Braut sie festlich heimzuführen,
Wie's einer großen Königin geziemt.

Zur Morgengabe ſchenk' ich meiner Braut
Die Fürſtenthümer Pleskow und Groß-Neugart,
Mit allen Städten, Dörfern und Bewohnern,
Mit allen Hoheitsrechten und Gewalten,
Zum freien Eigenthum auf ew'ge Zeit,
Und dieſe Schenkung will ich ihr als Czaar
Beſtätigen in meiner Hauptſtadt Moskau.
Dem edeln Woywod zahl' ich zum Erſatz
Für ſeine Rüſtung eine Million
Ducaten polniſchen Gepräges. — —
— — — — — — —
So helf' mir Gott und ſeine Heiligen,
Als ich dieß treulich ſchwur und halten werde.

König.

Ihr werdet es; Ihr werdet nie vergeſſen,
Was Ihr dem edeln Woywod ſchuldig ſeyd,
Der ſein gewiſſes Glück an Eure Wünſche,
Ein theures Kind an Eure Hoffnung wagt.
So ſeltner Freund iſt köſtlich zu bewahren!
Drum, wenn Ihr glücklich ſeyd, vergeſſet nie,
Auf welchen Sproſſen Ihr zum Thron geſtiegen,
Und mit dem Kleide wechſelt nicht das Herz!
Denkt, daß Ihr Euch in Polen ſelbſt gefunden,
Daß Euch dieß Land zum Zweitenmal geboren.

Demetrius.

Ich bin erwachſen in der Niedrigkeit;
Das ſchöne Band hab' ich verehren lernen,
Das Menſch an Menſch mit Wechſelneigung bindet.

König.

Ihr tretet aber in ein Reich jetzt ein,
Wo andre Sitten und Gebräuche gelten.

Hier in der Polen Land regiert die Freiheit;
Der König ſelbſt, wiewohl am Glanz der Höchſte,
Muß oft des mächt'gen Adels Diener ſeyn;
Dort herrſcht des Vaters heilige Gewalt;
Der Sklave dient mit leidendem Gehorſam.
— — — — — — —

Demetrius.

Die ſchöne Freiheit, die ich hier gefunden,
Will ich verpflanzen in mein Vaterland;
Ich will aus Sklaven frohe Menſchen machen;
Ich will nicht herrſchen über Sklaven-Seelen.

König.

Thut's nicht zu raſch, und lernt der Zeit gehorchen!
Hört, Prinz, zum Abſchied noch von mir drei Lehren!
Befolgt ſie treu, wenn Ihr zum Reich gelangt.
Ein König gibt ſie Euch, ein Greis, der viel
Erfuhr, und Eure Jugend kann ſie nutzen.

Demetrius.

O, lehrt mich Eure Weisheit, großer König!
Ihr ſeyd geehrt von einem freien Volke, —
Wie mach' ich's, um dasſelbe zu erreichen?

König.

— — — — — Ihr kommt vom Ausland;
Euch führen fremde Feindeswaffen ein;
Dieß erſte Unrecht habt Ihr gut zu machen.
Drum zeiget Euch als Moskau's wahren Sohn,
Indem Ihr Achtung tragt vor ſeinen Sitten.
Dem Polen haltet Wort und ehret ihn;
Denn Freunde braucht Ihr auf dem neuen Thron.
Der Arm, der Euch einführte, kann Euch ſtürzen.
Hoch haltet ihn, doch ahmet ihm nicht nach.

Nicht fremder Brauch gedeiht in einem Lande
— — — — — — —
Doch, was Ihr auch beginnt, — ehrt Eure Mutter —
Ihr findet eine Mutter —

Demetrius.

O, mein König!

König.

Wohl habt Ihr Urſach', kindlich ſie zu ehren.
Verehrt ſie — Zwiſchen Euch und Eurem Volk
Steht ſie, ein heilig theures Band. — Frei iſt
Die Czaargewalt von menſchlichen Geſetzen:
Dort iſt nichts Furchtbares, als die Natur;
Kein beſſ'res Pfand für Eure Menſchlichkeit
Hat Euer Volk, als Eure Kindesliebe. —
Ich ſage nichts mehr. Manches iſt noch übrig,
Eh' Ihr das goldne Widderfell erobert.
Erwartet keinen leichten Sieg! — — —
Czaar Boris herrſcht mit Anſehn und mit Kraft;
Mit keinem Weichling geht Ihr in den Streit.
Wer durch Verdienſt ſich auf den Thron geſchwungen,
Den ſtürzt der Wind der Meinung nicht ſo ſchnell,
Und ſeine Thaten ſind ihm ſtatt der Ahnen. —
Ich überlaſſ' Euch Eurem guten Glück.
Es hat zu zweien Malen durch ein Wunder
Euch aus der Hand des Todes ſchon gerettet;
Es wird ſein Werk vollenden und Euch krönen.

Marina. Odowalsky.

Odowalsky.

Nun, Fräulein, hab' ich meinen Auftrag wohl
Erfüllt, und wirst du meinen Eifer loben?

Marina.

Recht gut, daß wir allein sind, Odowalsky,
Wir haben wicht'ge Dinge zu besprechen,
Davon der Prinz nichts wissen soll. Mag er
Der Götterstimme folgen, die ihn treibt!
Er glaub' an sich, so glaubt ihm auch die Welt.
Lass' ihn nur jene Dunkelheit bewahren,
Die eine Mutter großer Thaten ist. —
Wir aber müssen hell sehn, müssen handeln.
Er gibt den Namen, die Begeisterung;
Wir müssen die Besinnung für ihn haben,
Und haben wir uns des Erfolgs versichert
Mit kluger Kunst, so wähn' er immerhin,
Daß es aus Himmels Höhn ihm zugefallen.

Odowalsky.

Gebiete, Fräulein! deinem Dienste leb' ich.
Bekümmert mich des Moskowiters Sache?
Du bist es, deine Größ' und Herrlichkeit,
An die ich Blut und Leben setzen will.
Mir blüht kein Glück; abhängig, güterlos,
Darf ich die Wünsche nicht zu dir erheben.
Verdienen aber will ich deine Gunst.
Dich groß zu machen, sey mein einzig Trachten.
Mag immer dann ein Andrer dich besitzen;
Mein bist du doch, wenn du mein Werk nur bist.

Marina.

Drum leg' ich auch mein ganzes Herz auf dich.
Du bist der Mann, dem ich die That vertraue;
Der König meint es falsch. Ich schau' ihn durch. —
Ein abgeredet Spiel mit Sapieha
War Alles nur. Zwar ist's ihm wohl gelegen,
Daß sich mein Vater, dessen Macht er fürchtet,
In dieser Unternehmung schwächt, daß sich
Der Bund des Adels, der ihm furchtbar war,
In diesem fremden Kriegeszug entladet;
Doch will er selbst neutral im Kampfe bleiben.
Des Kampfes Glück denkt er mit uns zu theilen.
Sind wir besiegt, so leichter hofft er uns
Sein Herrscherjoch in Polen aufzulegen.
Wir stehn allein. Geworfen ist das Loos.
Sorgt er für sich, wir sorgen für das Unsre.
— — — — — —
Du führst die Truppen nach Kiow. Sie schwören
Dem Prinzen Treue dort, und schwören mir,
Mir, hörst du? Es ist eine nöth'ge Vorsicht.
— — — — — — —

Odowalsky.

— — — — — — —

Marina.

Nicht deinen Arm bloß will ich, auch dein Auge.

Odowalsky.

Gebiete, sprich, — — — — —

Marina.

Du führst den Czaarowitsch.
Bewach' ihn gut! Weich' nie von seiner Seite,
Von jedem Schritt gibst du mir Rechenschaft.

Odowalsky.

Vertrau' auf mich, er soll uns nie entbehren.

Marina.

Kein Mensch ist dankbar. Fühlt er sich als Czaar,
Schnell wird er unsre Fesseln von sich werfen.
— — — — — —
Der Russe haßt den Polen, muß ihn hassen;
Da ist kein festes Herzensband zu knüpfen.
— — — — — — —

Marina. Odowalsky. Opalinsky. Bielsky und mehrere polnische Edelleute.

Opalinsky.

Schaff' Geld, Patronin, und wir ziehen mit.
Der lange Reichstag hat uns aufgezehrt;
Wir machen dich zu Rußlands Königin.

Marina.

Der Bischof von Kaminiec und von Kulm
Schießt Geld auf Pfandschaft vor von Land und Leuten.
Verkauft, verpfändet eure Bauernhöfe,
Versilbert Alles, steckt's in Pferd und Rüstung!
Der beste Kaufmann ist der Krieg. Er macht
Aus Eisen Gold. — Was jetzt ihr auch verliert,
In Moskau wird sich's zehnfach wiederfinden.

Bielsk.

Es sitzen noch Zweihundert in der Trinkstub';
Wenn du dich zeigst und einen Becher leerst
Mit ihnen, sind sie dein, — ich kenne sie.

Marina.

Erwarte mich! Du ſollſt mich hingeleiten.

Opalinsky.

— — — — — —

Gewiß, du biſt zur Königin geboren.

Marina.

So iſt's. Drum mußt' ich's werden. —

Bielsky.

Ja, beſteige
Du ſelbſt den eißen Zelter, waffne dich,
Und, eine zweite Wanda, führe du
Zum ſichern Siege deine muth'gen Schaaren.

Marina.

Mein Geiſt führt euch. Der Krieg iſt nicht für Weiber.
In Kiow iſt der Sammelplatz. Dort wird
Mein Vater aufziehn mit dreitauſend Pferden.
Mein Schwager gibt zweitauſend. Von dem Don
Erwarten wir ein Hülfsheer von Koſaken.
Schwört ihr mir Treue?

Alle.

Ja, wir ſchwören!

(Ziehn die Säbel.)

Einige. Andere.

Vivat Marina! Russiae regina!

(Marina zerreißt ihren Schleier und vertheilt ihn unter die Edelleute. Alle gehen ab, außer Marina.)

Muiſchek. Marina.

Marina.

Warum ſo ernſt mein Vater, da das Glück
Uns lacht, da jeder Schritt nach Wunſch gelingt,
Und alle Arme ſich für uns bewaffnen?

Muiſchek.

Das eben, meine Tochter! Alles, Alles
Steht auf dem Spiel. In dieſer Kriegsrüſtung
Erſchöpft ſich dein s Vaters ganze Kraft.
Wohl hab' ich Grund, es ernſtlich zu bedenken;
Das Glück iſt falſch, unſicher der Erfolg.

— — — — — —

Marina.

— — — — — —

Muiſchek.

Gefährlich Mädchen, wozu haſt du mich
Gebracht! Was bin ich für ein ſchwacher Vater,
Daß ich nicht deinem Dringen widerſtand.
Ich bin der reichſte Woywoda des Reichs,
Der erſte nach dem König. — Hätten wir
Uns damit nicht beſcheiden, unſres Glücks
Genießen können mit vergnügter Seele?
Du ſtrebteſt höher — nicht das mäß'ge Loos
Genügte dir, das deinen Schweſtern ward.
Erreichen wollteſt du das höchſte Ziel
Der Sterblichen, und eine Krone tragen.
Ich allzu ſchwacher Vater möchte gern
Auf dich, mein Liebſtes, alles Höchſte häufen;
Ich laſſe mich bethören durch dein Flehen,
Und an den Zufall wag' ich das Gewiſſe!

Marina.

Wie? — theurer Vater, reut dich deine Güte?
Wer kann mit dem Geringern ſich beſcheiden,
Wenn ihm das Höchſte überm Haupte ſchwebt?

Mniſchek.

Doch tragen deine Schweſtern keine Kronen,
Und ſind beglückt — — — —
— — — — — —

Marina.

Was für ein Glück iſt das, wenn ich vom Hauſe
Des Woywods, meines Vaters, in das Haus
Des Palatinus, meines Gatten, ziehe?
Was wächst mir Neues zu aus dieſem Tauſch?
Und kann ich mich des nächſten Tages freu'n,
Wenn er mir mehr nicht, als der heut'ge bringt?
O, unſchmackhafte Wiederkehr des Alten!
Langweilige Daſelbigkeit des Daſeyns!
Lohnt ſich's der Müh', zu hoffen und zu ſtreben?
Die Liebe oder Größe muß es ſeyn,
Sonſt alles Andre iſt mir gleich gemein.

Mniſchek.

— — — — —

Marina.

Erheitre deine Stirn, mein theurer Vater!
Laſſ' uns der Fluth vertrauen, die uns trägt!
Nicht an die Opfer denke, die du bringeſt,
Denk' an den Preis, an das erreichte Ziel —
Wenn du dein Mädchen ſitzen ſehen wirſt,
Im Schmuck der Czaarin auf dem Thron zu Moskau,
Wenn deine Enkel dieſe Welt beherrſchen!

Mniſchek.

Ich denke nichts, ich ſehe nichts als dich,
Mein Mädchen, dich im Glanz der Königskrone.
Du forderſt es; ich kann dir nichts verſagen.

Marina.

Noch eine Bitte, lieber, beſter Vater,
Gewähre mir!

Mniſchek.

Was wünſchest du, mein Kind?

Marina.

Soll ich zu Sambor eingeſchloſſen bleiben
Mit der unbänd'gen Sehnſucht in der Bruſt?
Jenſeits des Dniepers wird mein Loos geworfen —
Endloſe Räume trennen mich davon. —
Kann ich das tragen? O! der ungeduld'ge Geiſt
Wird auf der Folter der Erwartung liegen,
Und dieſes Raumes ungeheure Länge
Mit Angſt ausmeſſen und mit Herzensſchlägen.

Mniſchek.

Was willſt du? Was verlangſt du? — —

Marina.

Laſſ' mich in Kiow des Erfolges harren!
Dort ſchöpf' ich jedes Neue an der Quelle.
Dort an der Gränzmark beider Reiche, — —
— — — — — —

Mniſchek.

Dein Geiſt ſtrebt furchtbar. Mäß'ge dich, mein Kind.

Marina.

Ja, du vergönnſt mir's, ja, du führſt mich hin.

Mniſchek.

Du führſt mich hin. Muß ich nicht, was du willſt?

Marina.

Herzvater, wenn ich Czaarin bin zu Moskau,
Sieh, dann muß Kiow unſre Gränze ſeyn.
Kiow muß mein ſeyn, und du ſollſt's regieren.

Miniſchek.

Mädchen, du träumſt! Schon iſt das große Moskau
Zu eng für deinen Geiſt; du willſt ſchon Land
Auf Koſten deines Vaterlandes — —

Marina.

Kiow
Gehörte nicht zu unſerm Vaterlande.
Dort herrſchten der Waräger alte Fürſten;
Ich hab' die alten Chroniken wohl inne, —
Vom Reich der Ruſſen iſt es abgeriſſen;
Zur alten Krone bring' ich es zurück.

Miniſchek.

Still! ſtill! das darf der Woywoda nicht hören!

(Man hört Trompeten.)

Sie brechen auf — — —

Zweiter Aufzug.

Erste Scene.

Ansicht eines griechischen Klosters

in einer öden Wintergegend am See Beloſero. Ein Zug von Nonnen in ſchwarzen Kleidern und Schleiern geht hinten über die Bühne. Marfa in einem weißen Schleier ſteht von den übrigen abgeſondert an einen Grabſtein gelehnt. Olga tritt aus dem Zuge heraus, bleibt einen Augenblick ſtehen, ſie zu betrachten, und tritt alsdann näher.

Olga.

Treibt dich das Herz nicht auch heraus mit uns
Ins Freie der erwachenden Natur?
Die Sonne kommt, es weicht die lange Nacht,
Das Eis der Ströme bricht, der Schlitten wird
Zum Nachen, und die Wandervögel ziehn.
Geöffnet iſt die Welt, uns Alle lockt
Die neue Luſt aus enger Kloſterszelle
Ins offne Heitre der verjüngten Flur.
Und du nur willſt, verſenkt in ew'gen Schmerz,
Die allgemeine Fröhlichkeit nicht theilen?

Marfa.

Laſſ' mich allein, und folge deinen Schweſtern!

Ergehe sich in Lust, wer hoffen kann.
Mir kann das Jahr, das alle Welt verjüngt,
Nichts bringen; mir ist Alles ein Vergangnes,
Liegt Alles als gewesen hinter mir.

Olga.

Beweinst du ewig deinen Sohn und trauerst
Um die verlorne Herrlichkeit? Die Zeit,
Die Balsam gießt in jede Herzenswunde,
Verliert sie ihre Macht an dir allein?
Du warst die Czaarin dieses großen Reichs,
Warst Mutter eines blühnden Sohns; er wurde
Durch ein entsetzlich Schicksal dir geraubt;
Ins öde Kloster sahst du dich verstoßen,
Hier an den Gränzen der belebten Welt.
Doch sechzehnmal seit jenem Schreckenstage
Hat sich das Angesicht der Welt verjüngt;
Nur deines seh' ich ewig unverändert,
Ein Bild des Grabs, wenn Alles um dich lebt.
Du gleichst der unbeweglichen Gestalt,
Wie sie der Künstler in den Stein geprägt,
Um ewig fort dasselbe zu bedeuten.

Marfa.

Ja, hingestellt hat mich die Zeit
Zum Denkmal meines schrecklichen Geschicks!
Ich will mich nicht beruhigen, will nicht
Vergessen. Das ist eine feige Seele,
Die eine Heilung annimmt von der Zeit,
Ersatz fürs Unersetzliche! Mir soll
Nichts meinen Gram abkaufen. Wie des Himmels
Gewölbe ewig mit dem Wandrer geht,
Ihn immer, unermeßlich, ganz umfängt,

Wohin er fliehend auch die Schritte wende:
So geht mein Schmerz mit mir, wohin ich wandle;
Er schließt mich ein, wie ein unendlich Meer;
Nie ausgeschöpft hat ihn mein ewig Weinen.

Olga.

O! sieh doch, was der Fischerknabe bringt,
Um den die Schwestern sich begierig drängen!
Er kommt von fern her, von bewohnten Gränzen,
Er bringt uns Botschaft aus der Menschen Land.
Der See ist auf, die Straßen wieder frei;
Reizt keine Neugier dich, ihn zu vernehmen?
Denn sind wir gleich gestorben für die Welt,
So hören wir doch gern von ihrem Wechsel,
Und an dem Ufer ruhig mögen wir
Den Brand der Wellen mit Verwundrung schauen.

Nonnen kommen zurück mit einem **Fischerknaben.**

Xenia. Helena.

Sag' an, erzähle, was du Neues bringst.

Aleria.

Was draußen lebt im Seculum, erzähle.

Fischer.

Laßt mich zum Worte kommen, heil'ge Frauen!

Xenia.

Ist's Krieg? — Ist's Friede?

Aleria.

Wer regiert die Welt?

Fischer.

Ein Schiff ist zu Archangel angekommen,
Herab vom Eispol, wo die Welt erstarrt.

Olga.

Wie kam ein Fahrzeug in das wilde Meer?

Fiſcher.

Es iſt ein engelländiſch Handelsſchiff.
Den neuen Weg hat es zu uns gefunden.

Alexia.

Was doch der Menſch nicht wagt für den Gewinn!

Xenia.

So iſt die Welt doch nirgends zu verſchließen!

Fiſcher.

Das iſt noch die geringſte Neuigkeit.
Ganz anderes Geſchick bewegt die Erde.

Alexia.

O ſprich, erzähle!

Olga.

Sage, was geſchehn.

Fiſcher.

Erſtaunliches erlebt man in der Welt:
Die Todten ſtehen auf, Verſtorbne leben.

Olga.

Erklär' dich, ſprich!

Fiſcher.

Prinz Dmitri, Iwans Sohn,
Den wir als todt beweinen, ſechzehn Jahr',
Er lebt und iſt in Polen aufgeſtanden.

Olga.

Prinz Dmitri lebt?

Marfa (auffahrend).

Mein Sohn!

Olga.

O faſſe dich! O halte,
Halte dein Herz, bis wir ihn ganz vernommen!

Alexia.

Wie kann er leben, der ermordet ward
Zu Uglitſch und im Feuer umgekommen?

Fiſcher.

Er iſt entkommen aus der Feuersnoth;
In einem Kloſter hat er Schutz gefunden;
Dort wuchs er auf in der Verborgenheit,
Bis ſeine Zeit kam, ſich zu offenbaren.

Olga (zur Marfa).

Du zitterſt, Fürſtin, du verbleichſt?

Marfa.

Ich weiß,
Daß es ein Wahn iſt, — doch ſo wenig noch
Bin ich verhärtet gegen Furcht und Hoffnung,
Daß mir das Herz in meinem Buſen wankt.

Olga.

Warum wär' es ein Wahn? O, hör' ihn! hör' ihn!
Wie könnte ſolch Gerücht ſich ohne Grund
Verbreiten?

Fiſcher.

Ohne Grund? Zur Waffe greift
Das ganze Volk der Litthauer, der Polen.
Der große Fürſt erbebt in ſeiner Hauptſtadt!

(Marfa, an allen Gliedern zitternd, muß ſich an Olga und Alexia lehnen.)

Xenia.

O rede! Sage Alles! Sage, was du weißt.

Aleria.

Sag' an, wo du das Neue aufgerafft?

Fiſcher.

Ich, aufgerafft? Ein Brief iſt ausgegangen
Vom Czaar in alle Lande ſeiner Herrſchaft;
Den hat uns der Poſadnik *) unſrer Stadt
Verleſen in verſammelter Gemeinde.
Darinnen ſteht, daß man uns täuſchen will,
Und daß wir den Betrug nicht ſollten glauben!
Drum eben glauben wir's; denn wär's nicht wahr,
Der große Fürſt verachtete die Lüge.

Marfa.

Iſt dieß die Faſſung, die ich mir errang?
Gehört mein Herz ſo ſehr der Zeit noch an,
Daß mich ein leeres Wort im Innerſten erſchüttert?
Schon ſechzehn Jahr' bewein' ich meinen Sohn,
Und glaubte nun auf Einmal, daß er lebe?

Olga.

Du haſt ihn ſechzehn Jahr' als todt beweint,
Doch ſeine Aſche haſt du nie geſehn!
Nichts widerlegt die Wahrheit des Gerüchts.
Wacht doch die Vorſicht über dem Geſchick
Der Völker und der Fürſten Haupt. — O öffne
Dein Herz der Hoffnung. — Mehr, als du begreifſt,
Geſchieht — wer kann der Allmacht Gränzen ſetzen?

Marfa.

Soll ich den Blick zurück ins Leben wenden,
Von dem ich endlich abgeſchieden war?
— — — — — —

*) Richter, Schultheiß.

Nicht bei den Todten wohnte meine Hoffnung.
O, ſagt mir nichts mehr! Laßt mein Herz ſich nicht
An dieſes Trugbild hängen! Laßt mich nicht
Den theuren Sohn zum Zweitenmal verlieren!
O, meine Ruh' iſt hin, hin iſt mein Frieden!
Ich kann dieß Wort nicht glauben, ach! und kann's
Nun ewig nicht mehr aus der Seele löſchen!
Weh mir! erſt jetzt verlier' ich meinen Sohn;
Jetzt weiß ich nicht mehr, ob ich bei den Todten,
Ob bei den Lebenden ihn ſuchen ſoll.
Endloſem Zweifel bin ich hingegeben!

(Man hört eine Glocke, Schweſter Pförtnerin kommt.)

Olga.

Was ruft die Glocke, Schweſter Pförtnerin?

Pförtnerin.

Der Erzbiſchof ſteht draußen vor den Pforten;
Er kommt vom großen Czaar, und will Gehör.

Olga.

Es ſteht der Erzbiſchof vor unſern Pforten!
Was führt ihn Außerordentliches her? —

Xenia.

Kommt Alle, ihn nach Würden zu empfangen!

(Sie gehen nach der Pforte; indem tritt der Erzbiſchof ein; ſie laſſen ſich Alle vor ihm auf ein Knie nieder, er macht das griechiſche Kreuz über ſie.)

Hiob.

Den Kuß des Friedens bring' ich euch im Namen
Des Vaters und des Sohnes und des Geiſts,
Der ausgeht von dem Vater!

Olga.

Herr! wir küſſen

In Demuth deine väterliche Hand!
— — — — Gebiete deinen Töchtern!

Hiob.

An Schweſter Marfa lautet meine Sendung.

Olga.

Hier ſteht ſie und erwartet dein Gebot.

(Alle Frauen entfernen ſich.)

Hiob und Marfa.

Hiob.

Der große Fürſt iſt's, der mich an dich ſendet,
Auf ſeinem fernen Throne denkt er dein,
Denn wie die Sonn' mit ihrem Flammenaug'
Licht durch die Welt und Fülle rings verbreitet,
So iſt das Aug' des Herrſchers überall;
Bis an die fernſten Enden ſeines Reichs
Wacht ſeine Sorge, ſpäht ſein Blick umher.

Marfa.

Wie weit ſein Arm trifft, hab' ich wohl erfahren.

Hiob.

Er kennt den hohen Geiſt, der dich beſeelt;
Drum theilt er zürnend die Beleidigung,
Die ein Verwegner dir zu bieten wagt.

Marfa.

— — — — — —

Hiob.

Vernimm, ein Frevler in der Polen Land,
Ein Renegat, der, ſein Gelübd' als Mönch

Ruchlos abschwörend, seinen Gott verläugnet,
Mißbraucht den edeln Namen deines Sohnes,
Den dir der Tod geraubt im Kindesalter.
Der dreiste Gaukler rühmt sich deines Bluts,
Und gibt sich für des Czaaren Iwans Sohn
Ein Woywod bricht den Frieden, führt aus Polen
Den Afterkönig, den er selbst erschaffen,
Mit Heereskraft in unsre Gränzen ein;
Das treue Herz der Reußen führt er irre,
Und reizt sie auf zu Abfall und Verrath.
— — — — — Mich schickt
Der Czaar zu dir in väterlicher Meinung.
— Du ehrst die Manen deines Sohns; du wirst
Nicht dulden, daß ein frecher Abenteurer
Ihm aus dem Grabe seinen Namen stiehlt,
Und sich verwegen drängt in seine Rechte.
Erklären wirst du laut vor aller Welt,
Daß du ihn nicht für deinen Sohn erkennst.
Du wirst nicht fremdes Bastardblut ernähren
An deinem Herzen, das so edel schlägt;
Du wirst, der Czaar erwartet es von dir,
Der schändlichen Erfindung widersprechen,
Mit dem gerechten Zorn, den sie verdient.

Maxfa

(hat während dieser Rede die heftigsten Bewegungen bekämpft).

Was hör' ich, Erzbischof! Ist's möglich? — O, sagt an!
Durch welcher Zeichen und Beweise Kraft
Beglaubigt sich der kecke Abenteurer
Als Iwans Sohn, den wir als todt beweinen?

Hiob.

Durch eine flücht'ge Aehnlichkeit mit Iwan,

Durch Schriften, die der Zufall ihm verschaffte,
Und durch ein köstlich Kleinod, das er zeigt,
Täuscht er die Menge, die sich gern betrügt.

Marfa.

Was für ein Kleinod? O, das sagt mir an!

Hiob.

Ein goldnes Kreuz, belegt mit neun Smaragden.
Das ihm der Knäs Iwan Westislowskoy,
So sagt er, in der Taufe umgehangen.

Marfa.

Was sagt Ihr? — Dieses Kleinod weist er auf?
(Mit gezwungener Fassung.)
— Und wie behauptet er, daß er entkommen?

Hiob.

Ein treuer Diener und Diak hab' ihn
Dem Mord entrissen und dem Feuerbrand,
Und nach Smolenskow heimlich weggeführt.

Marfa.

Wo aber hielt er sich — wo gibt er vor,
Daß er bis diese Stunde sich verborgen?

Hiob.

Im Kloster Tschudow sey er aufgewachsen,
Sich selber unbekannt; von dort hab' er
Nach Litthauen und Polen sich geflüchtet,
Wo er dem Fürst von Sendomir gedient,
Bis ihm ein Zufall seinen Stand entdeckt.

Marfa.

Mit solcher Fabel kann er Freunde finden,
Die Gut und Blut an seine Sache wagen?

Hiob.

O, Czaarin! falsches Herzens ist der Pole,

Und neidisch sieht er unsres Landes Flor.
Ihm ist ein jeder Vorwand sehr willkommen,
Den Krieg in unsern Gränzen anzuzünden!

Marfa.

Doch gäb' es selbst in Moskau gläub'ge Seelen,
Die dieses Werk des Trugs so leicht berückt?

Hiob.

Der Völker Herz ist wankelmüthig, Fürstin!
Sie lieben die Veränderung; sie glauben
Durch eine neue Herrschaft zu gewinnen.
Der Lüge kecke Zuversicht reißt hin,
Das Wunderbare findet Gunst und Glauben.
Drum wünscht der Czaar, daß du den Wahn des Volks
Zerstreust, wie du allein vermagst. Ein Wort
Von dir, und der Betrüger ist vernichtet,
Der sich verwegen lügt zu deinem Sohn.
Mich freut's, dich so bewegt zu sehen. Dich
Empört, ich seh's, das freche Gaukelspiel,
Und deine Wangen färbt der edle Zorn.

Marfa.

Und wo, — das sagt mir, — wo verweilt er jetzt,
Der sich für Unsern Sohn zu geben wagt?

Hiob.

Schon rückt er gegen Tschernikow heran;
Von Kiew, hört man, sey er aufgebrochen;
Ihm folgt der Polen leicht berittne Schaar,
Sammt einem Heerzug donischer Kosaken.

Marfa.

O, höchste Allmacht, habe Dank! Dank! Dank!
Daß du mir endlich Rettung, Rache sendest!

Hiob.

Was iſt dir, Marſa? — Wie verſteh' ich das?

Marſa.

O, Himmelsmächte, führt ihr glücklich her!
Ihr Engel alle, ſchwebt um ſeine Fahnen!

Hiob.

Iſt's möglich? — Wie? Dich konnte der Betrüger —

Marſa.

Er iſt mein Sohn. An dieſen Zeichen allen
Erkenn' ich ihn. An deines Czaaren Furcht
Erkenn' ich ihn. Er iſt's! Er lebt! Er naht!
Herab von deinem Thron, Tyrann! Erzittre!
Es lebt ein Sprößling noch von Ruriks Stamm;
Der wahre Czaar, der rechte Erbe kommt,
Er kommt und fordert Rechnung von dem Seinen.

Hiob.

Wahnſinnige, bedenkſt du, was du ſagſt?

Marſa.

Erſchienen endlich iſt der Tag der Rache,
Der Wiederherſtellung. Der Himmel zieht
Aus Grabes Nacht die Unſchuld an das Licht.
Der ſtolze Godunow, mein Todfeind, muß
Zu meinen Füßen kriechend Gnade flehn;
O, meine heißen Wünſche ſind erfüllt!

Hiob.

Kann dich der Haß zu ſolchem Grad verblenden?

Marſa.

Kann deinen Czaar der Schrecken ſo verblenden,
Daß er Errettung hofft von mir — von mir —
Der unermeßlich ſchwer Beleidigten?

— — — — —

Ich ſoll den Sohn verläugnen, den der Himmel
Mir durch ein Wunder aus dem Grabe ruft?
Ihm, meines Hauſes Mörder, zu gefallen,
Der über mich unſäglich Weh gehäuft?
Die Rettung von mir ſtoßen, die mir Gott
In meinem tiefen Jammer endlich ſendet?

Hiob.

— — — — — —

Marfa.

Nein, du entrinnſt mir nicht. Du ſollſt mich hören.
Ich habe dich, ich laſſe dich nicht los.
O, endlich kann ich meine Bruſt entladen!
Ausſchäumen endlich gegen meinen Feind
Der tiefſten Seele lang verhaltnen Groll!
— — — — Wer war's, der mich
In dieſe Gruft der Lebenden verſtieß,
Mit allen friſchen Kräften meiner Jugend,
Mit allen warmen Trieben meiner Bruſt?
Wer riß den theuern Sohn mir von der Seite,
Und ſandte Mörder aus, ihn zu durchbohren?
O! keine Sprache nennt, was ich gelitten,
Wenn ich die langen hellgeſtirnten Nächte
Mit ungeſtillter Sehnſucht durchgewacht,
Der Stunden Lauf an meinen Thränen zählte!
Der Tag der Rettung und der Rache kommt;
Ich ſeh' den Mächtigen in meiner Macht.

Hiob.

Du glaubſt, es fürchte dich der Czaar —

Marfa.

Er iſt
In meiner Macht — Ein Wort aus meinem Munde,

Ein einziges, kann ſein Geſchick entſcheiden! —
Das iſt's, warum dein Herrſcher mich beſchickte!
Das ganze Volk der Reußen und der Polen
Sieht jetzt auf mich. Wenn ich den Czaarowitſch
Für meinen Sohn und Iwans anerkenne,
So huldigt Alles ihm; das Reich iſt ſein.
Verläugn' ich ihn, ſo iſt er ganz verloren;
Denn wer wird glauben, daß die wahre Mutter
Die Mutter, die, wie ich, beleidigt war,
Verläugnen könnte ihres Herzens Sohn,
Mit ihres Hauſes Mörder einverſtanden?
Ein Wort nur koſtet's mich, und alle Welt
Verläßt ihn als Betrüger. — Iſt's nicht ſo?
Dieß Wort will man von mir. — Den großen Dienſt,
Geſteh's, kann ich dem Godunow erzeigen!

Hiob.

Dem ganzen Vaterland erzeigſt du ihn;
Aus ſchwerer Kriegsnoth retteſt du das Reich,
Wenn du der Wahrheit Ehre gibſt. Du ſelbſt,
Du zweifelſt nicht an deines Sohnes Tod,
Und könnteſt zeugen wider dein Gewiſſen?

Marfa.

Ich hab' um ihn getrauert ſechzehn Jahr',
Doch ſeine Aſche ſah ich nie. Ich glaubte
Der allgemeinen Stimme ſeinen Tod
Und meinem Schmerz. Der allgemeinen Stimme
Und meiner Hoffnung glaub' ich jetzt ſein Leben.
Es wäre ruchlos, mit verwegnem Zweifel
Der höchſten Allmacht Gränzen ſetzen wollen.
Doch wär' er auch nicht meines Herzens Sohn,
Er ſoll der Sohn doch meiner Rache ſeyn.

Ich nehm' ihn an und auf an Kindes Statt,
Den mir der Himmel rächend hat geboren.

Hiob.

Unglückliche! dem Starken trotzest du?
Vor seinem Arme bist du nicht geborgen
Auch in des Klosters Abgeschiedenheit.

Marfa.

Er kann mich tödten; meine Stimme kann
Im Grab ersticken oder Kerkers Nacht,
Daß sie nicht mächtig durch die Welt erschalle;
Das kann er; doch mich reden lassen, was
Ich nicht will, das vermag er nicht; — auch nicht
Durch deine List, — den Zweck hat er verloren!

Hiob.

Ist dieß dein letztes Wort? Besinn' dich wohl!
Bring' ich dem Czaar nicht besseren Bescheid?

Marfa.

Er hoffe auf den Himmel, wenn er darf,
Auf seines Volkes Liebe, wenn er kann.

Hiob.

Genug! — Du willst entschlossen dein Verderben,
Du hältst dich an ein schwaches Rohr, das bricht;
Du wirst mit ihm zu Grunde gehen. —

Marfa (allein).

Es ist mein Sohn, ich kann nicht daran zweifeln,
Die wilden Stämme selbst der freien Wüste
Bewaffnen sich für ihn; der stolze Pole,
Der Palatinus, wagt die edle Tochter

An seiner guten Sache reines Gold,
Und ich allein verwärf' ihn, seine Mutter?
Und mich allein durchschauerte der Sturm
Der Freude nicht, der schwindelnd alle Herzen
Ergreift und in Erschüttrung bringt die Erde?
Er ist mein Sohn; ich glaub' an ihn, ich will's.
Ich fasse mit lebendigem Vertrauen
Die Rettung an, die mir der Himmel sendet!

Er ist's, er zieht mit Heereskraft heran,
Mich zu befreien, meine Schmach zu rächen!
Hört seine Trommeln! seine Kriegsdrommeten!
Ihr Völker, kommt vom Morgen und Mittag
Aus euren Steppen, euren ew'gen Wäldern!
In allen Zungen, allen Trachten kommt!
Zäumet das Roß, das Rennthier, das Kamel!
Wie Meereswogen strömet zahllos her,
Und dränget euch zu eures Königs Fahnen! —
O, warum bin ich hier geengt, gebunden,
Beschränkt mit dem unendlichen Gefühl!
Du, ew'ge Sonne, die den Erdenball
Umkreist, sey du die Botin meiner Wünsche!
Du, allverbreitet ungehemmte Luft,
Die schnell die weitste Wanderung vollendet,
O, trag' ihm meine glühnde Sehnsucht zu!
Ich habe nichts, als mein Gebet und Flehn;
Das schöpf' ich flammend aus der tiefsten Seele,
Beflügelt send' ich's zu des Himmels Höhn,
Wie eine Heerschaar send' ich dir's entgegen.

Zweite Scene.

Eine Anhöhe mit Bäumen umgeben.

Eine weite und lachende Ferne öffnet ſich; man ſieht einen ſchönen Strom durch die Landſchaft ausgegoſſen, die von dem jungen Grün der Saaten belebt iſt. Näher und ferner ſieht man die Thurmſpitzen einiger Städte leuchten. Trommeln und Kriegsmuſik hinter der Scene. Odowalsky und andere Officiere treten auf; gleich darauf Demetrius.

Odowalsky.

Laßt die Armee am Wald hinunter ziehn,
Indeß wir uns hier umſchaun auf der Höhe.

(Einige gehen. Demetrius tritt auf.)

Demetrius (zurückfahrend).

Ha! welch ein Anblick!

Odowalsky.

Herr! du ſiehſt dein Reich
Vor dir geöffnet. — Das iſt ruſſiſch Land.

Mazin.

Hier dieſe Säule trägt ſchon Moskau's Wappen;
Hier hört der Polen Herrſchgebiete auf.

Demetrius.

Iſt das der Dnieper, der den ſtillen Strom
Durch dieſe Auen gießt?

Odowalsky.

Das iſt die Desna.
Dort heben ſich die Thürme Tſchernigows.

Mazin.

Was dort am fernen Himmel glänzt, das ſind
Die Kuppeln von Seweriſch Nowogrod.

Demetrius.

Welch heitrer Anblick! Welche ſchönen Auen!

Odowalsky.

Der Lenz hat ſie mit ſeinem Schmuck bedeckt;
Denn Fülle Korns erzeugt der üpp'ge Boden.

Demetrius.

Der Blick ſchweift hin im Unermeßlichen.

Nazin.

Doch iſt's ein kleiner Anfang nur, o Herr!
Des großen Ruſſenreichs. Denn unabſehbar
Streckt es der Morgenſonne ſich entgegen,
Und keine Gränzen hat es nach dem Nord,
Als die lebend'ge Zeugungskraft der Erde.

— — — — —

Nazin.

Sieh, unſer Czaar iſt ganz nachdenkend worden.

Demetrius.

Auf dieſen ſchönen Au'n wohnt noch der Friede,
Und mit des Krieges furchtbarem Geräth
Erſchein' ich jetzt, ſie feindlich zu verheeren!

Odowalsky.

Dergleichen, Herr! bedenkt man hintendrein.

Demetrius.

Du fühlſt als Pole, ich bin Moskau's Sohn,
Es iſt das Land, das mir das Leben gab.
Vergib mir, theurer Boden, heim'ſche Erde,
Du heiliger Gränzpfeiler, den ich faſſe,
Auf den mein Vater ſeinen Adler grub,
Daß ich, dein Sohn, mit fremden Feindes Waffen
In deines Friedens ruhigen Tempel falle.
Mein Erb' zurückzufordern, komm' ich her,

Und den geraubten edeln Vaternamen.
Hier herrſchten die Waräger, meine Ahnherrn,
In langer Reih', ſeit dreißig Menſchen-Altern;
Ich bin der Letzte ihres Stamms, dem Mord
Entriſſen durch ein göttliches Verhängniß.
— — — — —

Dritte Scene.

Ein ruſſiſches Dorf.

Freier Platz vor der Kirche. Man hört die Sturmglocke. Gleb, Ilia und Timoska eilen, mit Aexten bewaffnet, auf die Scene.

Gleb (aus dem Hauſe kommend).

Was reunt das Volk?

Ilia (aus einem andern Hauſe kommend).

Wer zog die Feuerglocke? —

Timoska.

Nachbarn, heraus! Kommt Alle, kommt zu Rath!

Oleg und Igor mit vielen andern Landleuten, Weibern und Kindern, welche Gepäcke tragen.

Gleb.

Wo kommt ihr her mit Weibern und mit Kindern?

Igor.

Flieht, flieht! Der Pole iſt ins Land gefallen
Bei Moromeſk, und mordet, was er findet.

Oleg.

Flieht, flieht ins innre Land, in feſte Städte!
Wir haben unſre Hütten angezündet,

Uns aufgemacht, ein ganzes Dorf, und fliehn
Landeinwärts zu dem Heer des Czaaren.

Timoska.

Da kommt ein neuer Trupp von Flüchtigen.

Iwanska und Petruschka mit bewaffneten Landleuten treten an der entgegengesetzten Seite auf.

Iwanska.

Es leb' der Czaar! der große Fürst Dimitri!

Gleb.

Wie? was ist das?

Ilia.

Wo wollt ihr hin?

Timoska.

Wer seyd ihr?

Petruschka.

Wer treu ist unserm Fürstenstamm, kommt mit!

Timoska.

Was ist denn das? Da flieht ein ganzes Dorf
Landeinwärts, vor den Polen sich zu retten,
Und ihr wollt hin, wo diese hergeflohn?
Wollt übergehen zu dem Feind des Landes?

Petruschka.

Was Feind? Es ist kein Feind, der kommt; es ist
Ein Freund des Volks, der rechte Erb' des Landes.

Es tritt der Posadnik (Dorfrichter) auf, um ein Manifest des Demetrius abzulesen. Schwanken der Einwohner des Dorfs zwischen beiden Parteien. Die Bäuerinnen werden zuerst für Demetrius gewonnen, und geben den Ausschlag.

Lager des Demetrius. Er ist in der ersten Action geschlagen, aber die Armee des Czaaren Boris siegt gewissermaßen wider ihren Willen, und verfolgt ihre Vortheile nicht. Demetrius, in Verzweiflung, will sich tödten, und wird mit Mühe von Komla und Odowalsky daran verhindert. Uebermuth der Kosaken selbst gegen Demetrius.

Lager der Armee des Czaaren Boris. Er selbst ist abwesend, und dieß schadet seiner Sache, weil er gefürchtet, aber nicht geliebt wird. Die Armee ist stark, aber unzuverlässig. Die Anführer sind uneinig, und neigen sich zum Theil auf die Seite des Demetrius aus verschiedenen Bewegungsgründen. Einer von ihnen, Saltikow, erklärt sich aus Ueberzeugung für ihn. Sein Uebergang ist von den wichtigsten Folgen; ein großer Theil der Armee fällt dem Demetrius zu.

Boris in Moskau. Noch zeigt er sich als absoluter Herrscher und hat treue Diener um sich; aber er ist schon erbittert durch schlimme Nachrichten. Furcht vor einem Aufstand in Moskau hält ihn ab, zur Armee zu gehen. Auch schämt er sich, als Czaar in Person gegen den Betrüger zu fechten. Scene zwischen ihm und dem Erzbischof.

Unglücksboten kommen von allen Seiten, und die Gefahr wird immer dringender für Boris. Er hört vom Abfall des Landvolks und der Provincial-Städte, von der Unthätigkeit und Meuterei der Armee, von den Bewegungen in Moskau, von Demetrius' Vordringen. Romanow, den er schwer beleidigt

hat, kommt in Moskau an. Dieß erregt neue Beſorgniſſe. Jetzt kommt die Nachricht, daß die Bojaren in das Lager des Demetrius fliehen, und daß die ganze Armee zu ihm übergeht.

Boris und Arinia. Der Czaar erſcheint rührend als Vater, und im Geſpräch mit der Tochter ſchließt ſich ſein Innerſtes auf.

Boris hat ſich durch Verbrechen zum Herrſcher gemacht, aber alle Pflichten des Herrſchers übernommen und geleiſtet; dem Lande gegenüber iſt er ein ſchätzbarer Fürſt, und ein wahrer Vater des Volks. Nur in Angelegenheiten ſeiner Perſon gegen Einzelne iſt er argwöhniſch, rachſüchtig und grauſam. Sein Geiſt erhebt ihn, wie ſein Rang, über Alles, was ihn umgibt. Der lange Beſitz der höchſten Gewalt, die gewohnte Beherrſchung der Menſchen und die deſpotiſche Form der Regierung haben ſeinen Stolz ſo genährt, daß es ihm unmöglich iſt, ſeine Größe zu überleben. Er ſieht klar, was ihm bevorſteht; aber noch iſt er Czaar, und nicht erniedrigt, wenn er zu ſterben beſchließt.

Er glaubt an Vorherverkündigungen, und in ſeiner jetzigen Stimmung erſcheinen ihm Dinge als bedeutend, die er ſonſt verachtet hatte. Ein beſonderer Umſtand, worin er eine Stimme des Schickſals findet, wird für ihn entſcheidend.

Kurz vor ſeinem Tode ändert er ſeine Natur, wird ſanfter auch gegen die Unglücksboten, und ſchämt ſich der Aufwallungen des Zorns, womit er die früheren empfing. Er läßt ſich das Schlimmſte erzählen, und beſchenkt ſogar den Erzähler.

Sobald er das für ihn entſcheidende Unglück vernimmt, geht er ab ohne weitere Erklärung, mit Gelaſſenheit und Reſignation. Kurz nachher tritt er in Mönchskleidern wieder auf, und entfernt ſeine Tochter von ſeinem letzten Augenblicke. In einem Kloſter ſoll ſie Schutz vor Beleidigungen ſuchen; ſein Sohn Feodor wird als ein Kind vielleicht weniger zu fürchten haben. Er nimmt das Gift und geht auf ein einſames Zimmer, um in der Stille zu ſterben.

Allgemeine Verwirrung bei der Nachricht vom Tode des Czaaren. Die Bojaren bilden einen Reichsrath und herrſchen im Kremel. Romanow (nachheriger Czaar und Stammvater des jetzt regierenden Hauſes) tritt auf an der Spitze einer bewaffneten Macht, ſchwört an der Bruſt des Czaaren ſeinem Sohn Feodor den Eid der Treue, und nöthigt die Bojaren, ſeinem Beiſpiel zu folgen. Rache und Ehrſucht ſind fern von ſeiner Seele; er folgt bloß dem Rechte. Xenien liebt er ohne Hoffnung, und wird, ohne es zu wiſſen, wieder geliebt.

Romanow eilt zur Armee, um dieſe für den jungen Czaar zu gewinnen. Aufruhr in Moskau, von den Anhängern des Demetrius bewirkt. Das Volk reißt die Bojaren aus ihren

Häusern, bemächtigt sich des Feodor und der Xrinia, setzt sie gefangen, und schickt Abgeordnete an Demetrius.

Demetrius in Tula auf dem Gipfel des Glücks. Die Armee ist sein; man bringt ihm die Schlüssel vieler Städte. Moskau allein scheint noch zu widerstehen. Er ist mild und liebenswürdig, zeigt eine edle Rührung bei der Nachricht vom Tode des Boris, begnadigt einen entdeckten Anschlag gegen sein Leben, verschmäht die knechtischen Ehrenbezeugungen der Russen, und will sie abschaffen. Die Polen dagegen, von denen er umgeben ist, sind rauh, und behandeln die Russen mit Verachtung. Demetrius verlangt nach einer Zusammenkunft mit seiner Mutter, und sendet Boten an Marina.

Unter der Menge von Russen, die sich in Tula zum Demetrius drängen, erscheint ein Mann, den Demetrius sogleich erkennt; er freut sich höchlich, ihn wieder zu sehen. Er entfernt alle Andern, und sobald er mit diesem Manne allein ist, dankt er ihm mit vollem Herzen, als seinem Retter und Wohlthäter. Jener gibt zu verstehen, daß Demetrius allerdings eine große Verbindlichkeit gegen ihn habe, und eine größere, als er selbst wisse. Demetrius dringt in ihn, sich deutlicher zu erklären, und der Mörder des ächten Demetrius entdeckt nun den wahren Hergang der Sache. Für diesen Mord wurde er nicht belohnt, hatte vielmehr von Boris nichts als den Tod zu erwarten. Dürstend nach Rache, traf er auf einen Knaben, dessen Aehnlichkeit mit dem Czaar Iwan ihm auffiel. Dieser Umstand mußte benutzt werden. Er nahm sich des Knaben an, floh mit ihm aus Uglitsch, brachte ihn zu einem Geistlichen, den er für

seinen Plan zu gewinnen wußte, und übergab diesem das Kleinod, das er selbst dem ermordeten Demetrius abgenommen hatte. Durch diesen Knaben, den er nachher nie aus den Augen verloren, und dessen Schritte er jederzeit unvermerkt geleitet hat, ist er nunmehr gerächt. Sein Werkzeug, der falsche Demetrius, herrscht über Rußland an Boris' Stelle.

Während dieser Erzählung geht im Demetrius eine ungeheure Veränderung vor. Sein Stillschweigen ist furchtbar. In dem Momente der höchsten Wuth und Verzweiflung bringt ihm der Mörder aufs Aeußerste, da er mit Trotz und Uebermuth seinen Lohn fordert. Er stößt ihn nieder.

Monolog des Demetrius. Innerer Kampf, aber überwiegendes Gefühl der Nothwendigkeit, sich als Czaar zu behaupten.

Die Abgeordneten der Stadt Moskau kommen an, und unterwerfen sich dem Demetrius. Sie werden finster und mit drohenden Anstalten empfangen. Unter ihnen ist der Patriarch. Demetrius entsetzt ihn seiner Würde, und verurtheilt kurz darauf einen vornehmen Russen, der an seiner Aechtheit gezweifelt hatte.

Marfa und Olga erwarten den Demetrius unter einem prächtigen Zelt. Marfa spricht von der bevorstehenden Zusammenkunft mit mehr Zweifel und Furcht, als Hoffnung, und zittert diesem Moment entgegen, der ihre höchste Glückseligkeit seyn sollte. Olga redet ihr zu, selbst ohne Glauben. Auf der langen Reise hatten Beide Zeit gehabt, sich an alle

Umstände zu erinnern; die erste Erklärung hatte dem Nachdenken Raum gemacht. Das düstre Schweigen und die zurückschreckenden Blicke der Wachen, die das Zelt umgeben, vermehren noch ihre Zweifel.

Die Trompeten erschallen. Marfa ist unschlüssig, ob sie dem Demetrius entgegen gehen soll. Jetzt steht er vor ihr allein. Der kleine Rest von Hoffnung in ihrem Herzen schwindet ganz bei seinem Anblick. Ein unbekanntes Etwas tritt zwischen Beide, die Natur spricht nicht, sie sind ewig geschieden. Der erste Moment war ein Versuch, sich zu nähern; Marfa ist die erste, die eine zurückweichende Bewegung macht. Demetrius bemerkt es, und bleibt einen Augenblick betroffen stehen. Bedeutendes Schweigen. —

Demetrius. Sagt dir das Herz nichts? Erkennst du dein Blut nicht in mir?

Marfa (schweigt).

Demetrius. Die Stimme der Natur ist heilig und frei; ich will sie weder zwingen noch erlügen. Hätte dein Herz bei meinem Anblick gesprochen, so hätte das meinige geantwortet; du würdest einen frommen, einen liebende = ohn in mir gefunden haben. Das Nothwendige wäre mit Neigung, mit Liebe, mit Innigkeit geschehen. Doch wenn du nicht als Mutter für mich fühlst, so denk' als Fürstin, fasse dich als Königin! Das Schicksal gab mich dir ungehofft zum Sohn; nimm du mich an als ein Geschenk des Himmels. Wär' ich dein Sohn auch nicht, der ich jetzt scheine, so raub' ich deinem Sohne nichts. Ich raubte es deinem Feinde. Dich und dein Blut hab' ich gerächt, habe dich aus der Gruft, in der du lebendig begraben warst, gezogen, und auf den Fürstenstuhl zurückgeführt. — Daß dein Schick-

sal an meines befestigt ist, begreifst du. Du stehst mit mir, und mit mir gehst du unter. Die Völker alle sehn auf uns. —

Ich hasse die Gaukelei, und, was ich nicht empfinde, mag ich nicht zeigen; aber ich fühle wirklich eine Ehrfurcht gegen dich, und dieß Gefühl, das meine Kniee vor dir beugt, es ist mein Ernst.

(Stummes Spiel der Marfa, das die innere Bewegung in ihr zu erkennen gibt.)

Demetrius. Entschließe dich! Laß' deines Willens freie Handlung sepn, was die Natur dir versagt. Ich fordere keine Heuchelei, keine Lüge von dir; ich fordere wahre Gefühle. Scheine du nicht meine Mutter, sey es — Wirf das Vergangene von dir, ergreife das Gegenwärtige mit ganzem Herzen! Bin ich dein Sohn nicht, so bin ich der Czaar; ich habe die Macht, ich habe das Glück. — Der, welcher im Grabe liegt, ist Staub; er hat kein Herz, dich zu lieben, kein Auge, dir zu lächeln — Wende dich zu dem Lebenden —

(Marfa bricht in Thränen aus.)

Demetrius. O diese gaben Tropfen sind mir willkommen. Laß' sie fließen! Zeige dich so dem Volk!

(Auf einen Wink des Demetrius öffnet sich das Zelt, und die vornehmsten Russen werden Zeugen dieser Scene.)

Einzug des Demetrius in Moskau. Große Pracht, aber kriegerische Anstalten. Polen und Kosaken sind es, die den Zug anführen. Das Düstre und Schreckliche mischt sich in die öffentliche Freude. Mißtrauen und Unglück umschweben das Ganze.

Romanow, der zu spät zur Armee kam, ist nach Moskau zurückgekehrt, um Feodor und Arinien zu schützen. Alles ist vergebens; er selbst wird gefangen gesetzt. Arinia flüchtet zur Czaarin Marfa und fleht zu ihren Füßen um Schutz vor den Polen. Hier sieht sie Demetrius, und ihr Anblick entzündet bei ihm eine heftige unwiderstehliche Leidenschaft. Arinia verabscheut ihn.

Demetrius als Czaar — Ein furchtbares Element trägt ihn, aber er beherrscht es nicht; er wird von der Gewalt fremder Leidenschaften geführt. — Sein inneres Bewußtseyn erzeugt ein allgemeines Mißtrauen; er hat keinen Freund, keine treue Seele. Polen und Kosaken schaden ihm durch ihre Frechheit in der Meinung des Volks. Selbst was ihm zur Ehre gereicht, seine Popularität, Einfachheit und Verschmähung des steifen Ceremoniells erregt Unzufriedenheit. Zuweilen verletzt er aus Unbedacht die Gebräuche des Landes. Er verfolgt die Mönche, weil er viel unter ihnen gelitten hat. Auch ist er nicht frei von despotischen Launen in den Momenten des beleidigten Stolzes. — Odowalsky weiß sich ihm stets nothwendig zu machen, entfernt die Russen aus seiner Nähe, und behauptet seinen überwiegenden Einfluß.

Demetrius sinnt auf Untreue gegen Marina. Er spricht darüber mit dem Erzbischof Hiob, der, um die Polen zu entfernen, seinem Wunsche entgegen kommt, und ihm von der czaarischen Gewalt eine hohe Vorstellung gibt.

Marina erſcheint in Moskau mit einem groſsen Gefolge. Zuſammenkunft mit Demetrius. Falſcher und kalter Empfang von beiden Seiten; jedoch weiſs ſie ſich beſſer zu verſtellen. Sie dringt auf baldige Vermählung. Es werden Anſtalten zu einem rauſchenden Feſte gemacht.

Auf Geheiſs der Marina wird Arinien ein Giftbecher gebracht. Der Tod iſt ihr willkommen. Sie fürchtete, dem Czaaren zum Altare folgen zu müſſen.

Heftiger Schmerz des Demetrius. Mit zerriſſenem Herzen geht er zur Trauung mit Marina.

Nach der Trauung entdeckt ihm Marina, daſs ſie ihn nicht für den ächten Demetrius hält, und nie dafür gehalten hat. Kalt überläſst ſie ihn ſich ſelbſt in einem fürchterlichen Zuſtande.

Unterdeſſen benutzt Schinskoj, einer der ehemaligen Feldherren des Czaaren Boris, das wachſende Mißvergnügen des Volks und wird das Haupt einer Verſchwörung gegen Demetrius.

Romanow im Gefängniſs wird durch eine überirdiſche Erſcheinung getröſtet. Ariniens Geiſt ſteht vor ihm, öffnet ihm einen Blick in künftige ſchönere Zeiten, und befiehlt ihm,

ruhig das Schickſal reifen zu laſſen, und ſich nicht mit Blut zu beflecken. Romanow erhält einen Wink, daß er ſelbſt zum Thron berufen ſey. Kurz nachher wird er zur Theilnehmung an der Verſchwörung aufgefordert; er lehnt es ab.

Soltikow macht ſich bittre Vorwürfe, daß er ſein Vaterland an den Demetrius verrathen hat. Aber er will nicht zum Zweitenmal ein Verräther ſeyn, und aus Rechtlichkeit behauptet er, wider ſein Gefühl, die einmal angriffene Partei. Da das Unglück einmal geſchehen iſt, ſo ſucht er es wenigſtens zu vermindern, und die Macht der Polen zu ſchwächen. Er bezahlt dieſen Verſuch mit ſeinem Leben; aber er nimmt ſeinen Tod als verdiente Strafe an, und bekennt dieß ſterbend dem Demetrius ſelbſt.

Caſimir, ein Bruder der Lodoiska, einer jungen Polin, die den Demetrius im Hauſe des Woywoden von Sendomir heimlich und ohne Hoffnung liebte, hat ihn auf Bitten ſeiner Schweſter auf dem Heerzuge begleitet, und in jedem Gefecht tapfer vertheidigt. In dem Momente der höchſten Gefahr, da alle übrigen Anhänger des Demetrius auf ihre Rettung denken, bleibt Caſimir allein ihm getreu, und opfert ſich für ihn auf.

Die Verſchwörung kommt zum Ausbruch. Demetrius iſt bei der Czaarin Marfa und die Aufrührer dringen in das Zimmer. Die Würde und Kühnheit des Demetrius wirkt einige Augenblicke auf die Rebellen. Es gelingt ihm beinahe,

ſie zu entwaffnen, da er ihnen die Polen preisgeben will. Aber jetzt ſtürzt Schinskoj mit einer andern wüthenden Schaar herein. Von der Czaarin wird eine beſtimmte Erklärung gefordert: ſie ſoll das Kreuz darauf küſſen, daß Demetrius ihr Sohn ſey. Auf eine ſo feierliche Art gegen ihr Gewiſſen zu zeugen, iſt ihr unmöglich. Stumm wendet ſie ſich ab von Demetrius, und will ſich entfernen. „Sie ſchweigt?“ ruft die tobende Menge, „ſie verläugnet ihn? So ſtirb denn, Betrüger! —“ Und durchbohrt liegt er zu den Füßen der Marfa.

II.

Warbeck.

Personen.

Margaretha von York, Herzogin von Burgund.
Adelaide, Prinzessin von Bretagne.
Erich, Prinz von Gothland.
Warbeck, vorgeblicher Herzog Richard von York.
Simnel, vorgeblicher Prinz Eduard von Clarence.
Eduard Plantagenet, der wirkliche Prinz von Clarence.
Graf Hereford, ausgewanderter englischer Lord.
Seine fünf Söhne.
Sir William Stanley, Botschafter Heinrichs VII von England.
Graf Kildare.
Belmont, Bischof von Ypern.
Sir Richard Blunt, Abgesandter des falschen Eduards.
Bürger von Brüssel.
Hofdiener der Margaretha.

Erſter Akt.

Lord Hereford, ein Anhänger Yorks, hat mit ſeinen fünf Söhnen England verlaſſen, auf die Nachricht, daß ſich Richard von York, zweiter Sohn Eduards IV, den man ſchon als Knabe ermordet glaubte, lebend in Brüſſel befinde, und ſein Erbrecht zurückfordere. Die Anerkennung des Prätendenten durch ſeine Tante, die Herzogin Margaretha von Burgund, durch Frankreich und Portugal, und die öffentliche Stimme waren ihm hinreichende Gründe, von Heinrich VII abzufallen, und ſeine Beſitzungen an ſeine Hoffnungen zu wagen. Er tritt in den Palaſt der Margaretha, wo er die Bildniſſe der Yorks aufgeſtellt findet; er freut ſich nun, auf einem Boden zu ſeyn, wo er ſeine Neigung zu dem Hauſe York frei bekennen dürfe.

Lord Stanley, Botſchafter Heinrichs VII am Hofe der Margaretha, tritt ihm hier entgegen, und ſucht umſonſt ihm die Augen über den geſpielten Betrug zu öffnen. Beide gerathen in Hitze, und der Streit der zwei Roſen erneuert ſich in der Vorhalle der Margaretha.

Der Bischof von Ypern, vertrauter Rath der Herzogin, kommt dazu, und bringt sie auseinander. Er rühmt die Pietät der Herzogin gegen ihre unterdrückte Partei und ihre schutzlosen Verwandten, und spricht dasjenige aus, wofür Margaretha gern gehalten seyn möchte.

Bürger und Bürgerfrauen von Brüssel erfüllen die Vorhalle, um die Herzogin mit dem Prinzen von York zu erwarten. Stanley schilt ihre Verblendung; sie gerathen aber durch die Schmähungen, die er gegen ihren angebeteten Prinzen ausstößt, in eine solche Wuth, daß sie ihn zu zerreißen drohen. Man hört Trompeten, welche die Ankunft des York verkünden.

Richard tritt zwischen sie, rettet den Abgesandten, haranguirt das Volk und bringt es zur Ruhe. Während er spricht, tritt Margaretha mit dem Prinzen von Gothland, der Prinzessin von Bretagne und andern Großen ein. — Hereford wird von dem Anblick Richards hingerissen, überzeugt und überwältigt. Er wirft sich vor ihm nieder und huldigt ihm, als dem Sohn seines Königs. Margaretha nimmt nun das Wort und erklärt sich über ihren Neffen mit der Zärtlichkeit der mütterlichen Verwandtin. — Sie fordert den Prinzen auf, den Lord wohl aufzunehmen.

Richard umarmt ihn, und äußert sich mit Gefühl und zugleich mit fürstlicher Würde. Hereford wird zunehmend von ihm eingenommen, und fragt jetzt nach seiner Geschichte. —

Richard will ausweichen.

Die Herzogin übernimmt es, sie vorzutragen, indem sie den Richard entschuldigt. —

Nun folgt die Erzählung von Richards fabelhafter Geſchichte, welche großen Eindruck macht, und öfters von dem Affect der Zuhörer unterbrochen wird. —

Stanley proteſtirt noch einmal dagegen, und geht ab, ohne Glauben zu finden. Richards edle Erklärung löſcht den Eindruck ſeiner Worte aus.

Hereford verſtärkt ſeine Verſicherungen und verſpricht dem Herzog Richard einen zuſtrömenden Anhang in England. Richard erinnert ſich mit Rührung an ſeine vorige Unbekanntheit mit ſich ſelbſt, und vergleicht jenen ſorgloſen Zuſtand mit ſeiner jetzigen Lage. — Es iſt eine ſchwere Pflicht und kein Glück, daß er ſeine Rechte behaupten muß. Er ſcheint ſich noch einmal zu bedenken, und es der Herzogin zu bedenken zu geben, ob er das blutige Kampfſpiel unternehmen ſoll, welches den Frieden zweier Länder zerſtört.

Sie ermuntert ihn dazu, wie ſchwer ihr auch die Trennung von ihm werde und der Gedanke, ihn den Zufällen des Krieges auszuſetzen. — Lebhafte Bezeugungen ihrer Zärtlichkeit. —

Jetzt ſpricht ſie von dem zweifachen Anliegen ihres Herzens, der Reſtitution ihres Neffen und der Vermählung Adelaidens, welche nächſtens mit dem Prinzen von Gothland ſoll gefeiert werden.

Prinz Erich von Gothland bleibt allein mit der Prinzeſſin von Bretagne zurück, und ſpottet über die vorhergegangene Farce. Adelaide iſt noch in einer großen Gemüthsbewegung und zeigt ihre Empfindlichkeit über Erichs fühlloſe Kälte. Er verſpottet ſie und ſpricht von dem Prinzen von York mit Verachtung. Sie nimmt mit Lebhaftigkeit Warbecks Partei, an deſſen Wahrhaftigkeit ſie nicht zweifelt, und ſtellt zwiſchen ihm

und Erich eine dem Letzteren nachtheilige Vergleichung an. Ihre Zärtlichkeit für den vorgeblichen York verräth sich. Erich demonstrirt ihr aus Warbecks Benehmen, daß jener kein Fürst seyn könne, und führt solche Beweise an, welche seine eigenen gemeinen Begriffe von einem Fürsten verrathen. Adelaide verbirgt ihre Verachtung gegen ihn nicht, und setzt ihn aufs tiefste neben dem York'schen Prinzen herab.

Erich hat wohl bemerkt, daß Adelaide für diesen Zärtlichkeit empfinde, aber seine Schadenfreude ist größer als seine Eifersucht; er findet ein Vergnügen daran, daß jene Beiden sich hoffnungslos lieben, er selbst aber die Prinzessin besitzen werde. Der Besitz, meint er, mache es aus, und es gibt ihm einen süßen Genuß, dem Warbeck, den er haßt, die Geliebte zu entreißen.

Adelaide spricht in einem Monolog ihre Liebe, ihr Mitleid mit Warbeck, und ihren Schmerz über ihre eigene Lage am Hofe der Margaretha aus. Sie findet eine Aehnlichkeit in Richards und ihrem eigenen Schicksale; Beide leben von der Gnade einer stolzen, gebieterischen Verwandtin und sind hülflose Opfer der Gewalt.

Zweiter Akt.

Der erste Akt zeigte Warbeck in seinem öffentlichen Verhältniß; jetzt erblickt man ihn in seinem innern. Die glänzende Hülle fällt; man sieht ihn von den eigenen Dienern, welche Margaretha ihm zugegeben hatte, vernachlässigt und unwürdig behandelt. Einige zweifeln an seiner Person und ver-

achten ihn deßwegen; Andere, die an seine Person glauben, begegnen ihm mit Geringschätzung, weil er arm ist, und von der Gnade seiner Anverwandtin lebt. Das doppelte Elend eines Betrügers, der die Rolle des Fürsten spielt, und eines wirklichen Prinzen, der ohne Mittel ist, häuft sich auf seinem Haupt zusammen. Er leidet Mangel an dem Nothwendigen und vermißt in seinem fürstlichen Stande sogar das Glück und den Ueberfluß seines vorigen Privatstandes.

Warbeck spielt seine Rolle mit einem gesetzten Ernst, mit einer gewissen Gravität und mit eigenem Glauben. So lange er den Richard vorstellt; ist er Richard; er ist es auch gewissermaßen für sich selbst, ja sogar zum Theil für die Mitansteller des Betrugs. Dieser Schein darf schlechterdings nichts Komödiantisches haben; es muß mehr ein Amt seyn, das er bekleidet und mit dem er sich identificirte, als eine Maske, die er vornimmt. Nachdem der erste Schritt gethan ist, hat er seine vorige Person ganz weggeworfen. Alle Schritte, die aus dem ersten fließen, hat er mit seinem ersten Entschlusse adoptirt, und er stutzt über das Einzelne nicht mehr, nachdem er das Ganze einmal auf sich genommen hat. Eine gewisse poetische Dunkelheit, die er über sich selbst und seine Rolle hat, ein Aberglaube, eine Art von Wahnwitz, hilft seine Moralität retten. Eben das, was ihn in den Augen der Herzogin zu einem Rasenden macht, dient ihm zur Entschuldigung.

Er darf nie klagen, als zuletzt, wenn die Liebe ihn aufgelöst hat. Kränkungen erleidet er mit verbissenem Unmuth, und Gutes thut er mit stolzer Größe und einer gewissen Trocken-

halt, nicht sentimentalisch, sondern realistisch, aus einer gewissen Grandezza, aus Natur und ohne Reflexion.

Es muß fühlbar gemacht werden, wie natürlich es ist, daß in dem Herzen der Prinzessin sich ein liebender Antheil an dem vorgeblichen Richard einfindet, und dort zur vollen Liebe wächst — eine Wirkung des Betrugs, an die man nicht dachte und die doch so nahe lag. Es ist tragisch, wie ein schönes Gemüth durch die menschlichste Empfindung in ein unglückliches Verhältniß verwickelt wird, wie sich da, wo man nur Verderbliches säete, ein schönes Leben bildet.

Die Prinzessin ist ein einfaches Mädchen ohne alles Fürstliche — ihre Geburt und ihr Stand erscheinen ihr nur als hindernde Schranken, die ihrer schönen Natur widerstreben. Die Größe hat für sie keinen Reiz; sie hat allein Sinn für das Glück des Herzens, und nur dadurch erinnert sie an ihre Geburt, daß sie mit einer gewissen Exaltation von dem einfachen Stande spricht, der ihr darum eben, weil er außer ihr ist, weil sie ihn aus der Ferne anschaut, poetischer vorkommt.

Adelaide beschäftigt sich mehr mit ihrer Liebe zu Warbeck, als mit der seinigen zu ihr. Sie ist von einer resignirten Natur, zum Schlachtopfer erzogen. Ihre Hoffnung zu dem Geliebten zu erheben, wagt sie nicht; sie beneidet nur die Glückliche, die ihn einmal besitzen soll. Er muß eine reiche oder

mächtige Königstochter heirathen; aber sie ist eine arme Waise, die nur von der Gnade ihrer Verwandtin lebt.

Warbeck, eine nach Selbstständigkeit strebende Natur, ist in der Gewalt eines falschen, gebieterischen, mächtigen, unversöhnlichen Weibes, wie eines bösen Geistes. Er hat sich ihr verkauft; sein Verhältniß zu ihr ist erniedrigend und tödtend für ihn, und umsonst wendet er Alles an, es zu veredeln. Sie sieht in ihm ewig nur ihr Werkzeug, den falschen York, den Betrüger, und ihre Forderungen an ihn sind durchaus ohne Delicatesse, ohne alle Rücksicht auf sein eigenes Ehrgefühl. Umsonst will er empor streben; immer wird er von ihr an das schändliche Verhältniß erinnert, das er so gern vergessen möchte, ja das er vergessen haben muß, um seine Rolle gut zu spielen. Oeffentlich ehrt, liebkost sie ihn, insgeheim macht sie seine Tyrannin. Sie befiehlt ihm und verbietet ihm, was er öffentlich wollen und nicht wollen soll; öffentlich thut sie, als ob seine Wünsche Befehle für sie wären, und redet ihm zu, das zu thun, was sie ihm streng verboten hat. Wehe ihm, wenn er sich eigenmächtig etwas herausnehmen wollte! Dennoch thut er es zuweilen; daher ihre Ungnade und Abneigung.

Adelaide kennt Warbecks eingeschränkte Lage und sucht sie zu verbessern. Ob er gleich das Geschenk ihrer Großmuth nicht annimmt, so macht ihn doch der Beweis ihrer Liebe glücklich.

Erich sucht einen boshaften Anschlag gegen Warbeck auszuführen, um ihn zu beschimpfen. Er braucht einen verworfenen

Menſchen, deſſen Ausſagen für Warbeck äußerſt demüthigend ſind. Warbeck benimmt ſich feſt und edel. Der Betrug wird entdeckt und Erich beſchämt.

Die Herzogin iſt von dieſem Vorfall durch Belmont auf der Stelle unterrichtet worden, und kommt ſelbſt, die beiden Prinzen mit einander auszuſöhnen. Sie will, daß Warbeck dem Feind ſeine Hand biete, und da jener ſich weigert, ſo gibt ſie ihm zu verſtehen, daß ſie es ſo haben wolle. Sie legt einen Nachdruck darauf, daß Erich ein Prinz ſey, und läßt den Warbeck, wiewohl auf eine nur ihm allein bemerkliche Art, ſeine Abhängigkeit von ihr, ſeine Nichtigkeit fühlen.

Ein abenteuerlicher Abgeſandter kommt im Namen Eduards von Clarence, um ſich eine Sauvegarde nach Brüſſel zu erbitten, damit er ſich der Herzogin, ſeiner Tante, vorſtellen und die Beweiſe ſeiner Geburt beibringen dürfe. Er ſey aus dem Tower zu London entflohen und komme, ſeine Anſprüche an den engliſchen Thron geltend zu machen. Margaretha zweifelt keinen Augenblick an der Betrügerei; aber es trifft mit ihren Zwecken zuſammen, ſie zu begünſtigen. Sie zeigt ſich daher geneigt, die Hand zu bieten; aber Warbeck redet mit Heftigkeit dagegen. Margaretha weiſt ihn, auf die ihr eigene gebieteriſche Art, in ſeine Schranken zurück, und läßt ihn fühlen, daß er hier keine Stimme habe. Warbeck muß ſchweigen; aber er geht ab mit der Erklärung, daß er es mit dem Prinzen von Clarence durch das Schwert ausmachen werde.

Margaretha ist nun mit Belmont allein, und bemerkt mit stolzem Unwillen, daß Warbeck anfange, sich gegen sie etwas herauszunehmen. Sie hat schon längst eine Abneigung gegen ihn gehabt; nun fangen seine Anmaßungen an, ihren Haß zu erregen. Sie findet ihn nicht nur nicht unterwürfig genug, der Betrug selbst, den sie durch ihn spielt, ist ihr lästig, und seine Existenz als York, als ihr Neffe, beschämt ihren Fürstenstolz.

In dieser ungünstigen Stimmung findet sie Adelaide, welche in großer Bewegung kommt, sie zu bitten, daß sie von den Bewerbungen des Prinzen von G. befreit werden möchte. Adelaide verräth zugleich ihr zärtliches Interesse für Warbeck und bringt dadurch die schon erzürnte Herzogin noch mehr gegen diesen auf. Sie wird mit Härte von ihr entlassen und erhält den Befehl, an den Letztern nicht mehr zu denken, und Jenen als ihren Gemahl anzusehen. Die Hochzeit wird aufs schnellste beschlossen, und Adelaide sieht sich in der heftigsten Bedrängniß.

Dritter Akt.

Ein offener Platz, Thron für die Herzogin, Schranken sind errichtet, Anstalten zu einem gerichtlichen Zweikampfe. Zuschauer erfüllen den Hintergrund der Scene. —

Eduard Plantagenet läßt sich von einem der Anwesenden erzählen, was diese Anstalten bedeuten. — Exposition von Sim-

nels und Warbecks Rechtshandel, der durch einen gerichtlichen Zweikampf entschieden werden soll. Eduard vernimmt diesen Bericht mit dem höchsten Erstaunen, und seine Fragen, die zugleich eine tiefe Unwissenheit des Neuesten und das größte Interesse für diese Angelegenheit verrathen, erregen die Verwunderung des Andern.

Der englische Botschafter ist auch zugegen, und der seltsame Jüngling hat schnell seine ganze Aufmerksamkeit erregt. Er scheint ihn zu kennen und zu erschrecken.

Simnel zeigt sich mit seinem Anhang und haranguirt das Volk. Er spricht von seinem Geschlecht, seiner Flucht aus dem Tower, und die Menge theilt sich über ihn in zwei Parteien. Der englische Botschafter macht sich an Eduard und sucht ihn auszuforschen; aber er findet ihn höchst schüchtern und mißtrauisch und bestärkt sich eben dadurch in seinem Verdachte.

Die Herzogin kommt mit ihrem Hofe; Erich, Adelaide und Warbeck begleiten sie; Trompeten ertönen, und Margaretha setzt sich auf den Thron. —

Unterdessen hat Warbeck ein kurze Scene mit Adelaide, worin diese ihren Unwillen und Schmerz über die bevorstehende, unwürdige Scene, Warbeck aber seinen leichten Muth über den Kampf zu erkennen gibt. —

Ein Herold tritt auf und nachdem er die Veranlassung dieser Feierlichkeit verkündiget hat, ruft er die beiden Kämpfer in die Schranken. Zuerst den Simnel, der sich öffentlich für Eduard Plantagenet bekennt, und seine Ansprüche vorlegt; darauf den Herzog von York, welcher Simnels Vorgeben für falsch

und frevelhaft erklärt, und bereit ist, dieses mit seinem Schwerte zu beweisen. Beide Kämpfer berufen sich auf das Urtheil Gottes; man schreitet zu den gewöhnlichen Formalitäten, worauf sich beide entfernen, um in den Schranken zu kämpfen.

Während die üblichen Vorbereitungen gemacht werden, hat der junge Plantagenet durch seine große Gemüthsbewegung und durch seine rührende Gestalt die Aufmerksamkeit der Herzogin und der Prinzessin erregt. —

Jene fragt nach ihm; er gibt einige sinnvolle Antworten und zeigt etwas Leidenschaftliches in seinem Benehmen gegen die Herzogin. Ehe sie Zeit hat, ihre Neugierde wegen des interessanten Jünglings zu befriedigen, ertönen die Trompeten, welche das Signal zum Kampfe geben.

Der Kampf. — Simnel wird überwunden und fällt. — Alles steht auf; die Schranken werden eingebrochen; das Volk dringt schreiend hinzu. Simnel bekennt sterbend seinen Betrug und die Anstifter; er erkennt den Warbeck für den ächten York und bittet ihn um Verzeihung. Freude des Volks.

Warbeck, als Sieger und anerkannter Herzog, ergreift diesen Augenblick, der Prinzessin öffentlich seine Liebe zu erklären, und die Herzogin um ihre Einwilligung zu bitten.

Die engliſchen Lords legen ſich darein und unterſtützen ſeine Bitte. Erich wüthet, die Herzogin knirſcht vor Zorn, ruft die Prinzeſſin hinweg und geht ab mit wüthenden Blicken.

Jetzt ſammeln ſich die Lords um ihren Herzog, ſchwören ihm Treue und Beiſtand, und begleiten ihn im Triumph nach Hauſe.

Plantagenet allein fühlt ſich verlaſſen, ſeine Perſönlichkeit verloren, ohne Stütze, hat nichts für ſich, als ſein Recht. Er entſchließt ſich dennoch, ſich der Herzogin zu nähern. Stanley tritt zu ihm, und verſucht, ihn hinweg zu ängſtigen.

Vierter Akt.

Die Herzogin kommt voll Zorn und Gift nach Hauſe. Ihr Haß gegen Warbeck iſt durch ſein Glück und ſeine Kühnheit geſtiegen; dieſe erhaltene Nachricht von der Entſpringung des ächten Plantagenet aus dem Tower macht ihr den Betrüger entbehrlich; ſie iſt entſchloſſen, ihn fallen zu laſſen, und fängt gleich damit an, daß ſie der Prinzeſſin, welche ihr nachgefolgt iſt, mit Härte verbietet, an ihn zu denken, und ſogar einen Zweifel über ſeine Perſon erregt. Warbeck läßt ſich melden; ſie ſchickt die Prinzeſſin, welche zu bleiben bittet, in Thränen von ſich.

Warbeck und die Herzogin. Warbeck, kühn gemacht durch ſein Glück und auf ſeinen Anhang bauend, zugleich durch ſeine Liebe erhoben, und entſchloſſen, ſeine bisherige unerträgliche Lage zu endigen, nimmt gegen die Herzogin einen muthigen Ton an, und wagt es, ſie wegen ihres widerſprechenden Be-

tragens gegen ihn zur Rede zu setzen. Sie erstaunt über seine Dreistigkeit, und begegnet ihm mit der tiefsten Verachtung. Je mehr sie ihn zu erniedrigen sucht, desto mehr Selbstständigkeit setzt er ihr entgegen. — Er beruft sich darauf, daß sie es gewesen, die ihn aus seinem Privatstand, wo er glücklich war, auf diesen Platz gestellt, daß sie verpflichtet sey, ihn zu halten, daß sie kein Recht habe, mit seinem Glück zu spielen.

Ihre Antworten zeigen ihren fühllosen Fürstenstolz, ihre kalte egoistische Seele; sie hat sich nie um sein Glück bekümmert, er ist ihr bloß das Werkzeug ihrer Plane gewesen, das sie wegwirft, sobald es unnütz wird. Aber dieses Werkzeug ist selbstständig, und eben das, was ihn fähig machte, den Fürsten zu spielen, gibt ihm die Kraft, sich einer schimpflichen Abhängigkeit zu entziehen. Endlich sieht sich die Herzogin genöthigt, ihre innere Wuth zu verbergen, und verläßt ihn, scheinbar versöhnt, aber Rache und Grimm in ihrem Herzen.

Die Prinzessin wird durch die Furcht vor einer verhaßten Verbindung, und weil sie alle Hoffnung aufgibt, etwas von der Güte der Herzogin zu erhalten, dem Betrüger gewaltsam in die Arme getrieben. Im vollen Vertrauen auf seine Person kommt sie und schlägt ihm selbst die Entführung vor. Sie zeigt ihm ihre ganze Zärtlichkeit und überläßt sich verdachtlos seiner Ehre und Liebe. Sie nennt ihm den Grafen Kildare, einen ehrwürdigen Greis und alten Freund des Yorkschen Hauses, zu dem wollten sie miteinander fliehen. Sie übergibt ihm Alles, was sie von Kostbarkeiten besitzt. Je mehr Vertrauen sie ihm zeigt, desto qualvoller fühlt er seine Betrügerei; er darf ihre dargebotene Hand nicht annehmen, und noch weniger

das Geſtändniß der Wahrheit wagen; ſein Kampf iſt fürchterlich; er verläßt ſie in Verzweiflung.

Sie bleibt verwundert über ſein Betragen zurück, und macht ſich Vorwürfe, daß ſie vielleicht zu weit gegangen ſey, entſchuldigt ſich mit der Gefahr, mit ihrer Liebe.

Plantagenet tritt auf, ſchüchtern und erſchrocken ſich umſehend, und den theuren Familienboden mit ſchmerzlicher Rührung begrüßend. Er erblickt die York'ſchen Familienbilder, kniet davor nieder und weint über ſein Geſchlecht und ſein eigenes Schickſal.

Warbeck kommt zurück, entſchloſſen, der Prinzeſſin Alles zu ſagen. Er erblickt den knieenden Plantagenet, erſtaunt, fixirt ihn, läßt ſich mit ihm ins Geſpräch ein; was er hört, was er ſieht, vermehrt ſeinen Schrecken und ſein Erſtaunen.

Endlich zweifelt er nicht mehr, daß er den wahren York vor ſich habe. Plantagenet entfernt ſich mit einer edeln und bedeutenden Aeußerung und läßt ihn ſchreckenvoll zurück.

Er hat kaum angefangen, ſeine Ahnung und ſeine Furcht auszuſprechen, als der engliſche Botſchafter eintritt und ein Geſpräch mit ihm verlangt. Dieſer beſtätigt ihm augenblicklich ſeine Ahnung und trägt ihm einen Vergleich mit dem engliſchen König an, wenn er den rechten York aus dem Wege

schaffen helfe. Beide haben ein gemeinschaftliches Interesse, den wahren York zu verderben. Warbeck fühlt die ganze Gefahr seiner Situation; doch sein Haß gegen Lancaster und seine bessere Natur siegen, und er schickt den Versucher fort.

Aber gehandelt muß werden. Der rechtmäßige York ist da er kann zurückfordern, was sein ist; die Herzogin wird eilen, ihn anzuerkennen und dem falschen York sein Theaterkleid abzuziehen; Alles ist auf dem Spiel; die Prinzessin ist verloren, wenn der rechte York nicht entfernt wird. Jetzt fühlt der Unglückliche, daß ein Betrug nur durch eine Reihe von Verbrechen behauptet werden kann; er verwünscht seinen ersten Schritt; er wünscht, daß er nie geboren wäre.

Die Herzogin kommt mit ihrem Rath. Man erfährt, daß der Graf Kildare auf dem Wege nach Brüssel sey, daß er dort den jungen Plantagenet zu finden hoffe, der ihm Nachricht gegeben, er eile dorthin. Die Herzogin ist zugleich erfreut und verlegen über seine Ankunft; verlegen wegen Warbeck, doch sie ist fest entschlossen, diesen aufzuopfern, sobald der rechte Plantagenet sich gefunden. Aber wo ist er denn, dieser theure Neffe? Kildare schreibt, er sey geraden Wegs nach Brüssel, so könnte er schon da seyn. — Sie erinnert sich des Jünglings — ein Tuch wird auf dem Boden bemerkt — Sie erkennt es für dasselbe, welches sie dem Eduard vor neun Jahren geschenkt — Sie fragt voll Erstaunen, wer in das Zimmer gekommen. Man antwortet ihr: Niemand als Warbeck. Es

durchfährt sie wie ein Blitz. Sie sendet nach dem unbekannten Jüngling, nach Warbeck.

Fünfter Akt.

Herzogin. Ihr Rath. Prinzessin. Lords. Vergeblich sind alle Nachforschungen nach Eduard, er ist nirgends zu finden. Die Herzogin hat einen gräßlichen Argwohn. Sie schickt nach Warbeck.

Erich und der Botschafter erzählen von einem Mord, der geschehen seyn müßte; sie hätten um Hülfe schreien hören; wie sie herbeigeeilt, sey Blut auf dem Boden gewesen. Die Herzogin und Prinzessin in der größten Bewegung.

Warbeck kommt. Herzogin empfängt ihn mit den Worten: Wo ist mein Neffe? Wo habt ihr ihn hingeschafft? Wie er stutzt, nennt sie ihn gerade heraus einen Mörder. Auf dieses Wort gerathen alle Lords in Bewegung. Sie wiederholt es heftiger. Jene machen ihr Vorwürfe, daß sie den Herzog, ihren Neffen, einer so schrecklichen That beschuldige. Jetzt entreißt der Zorn ihr Geheimniß. Herzog, sagt sie, ein York! Er mein Neffe! — und erzählt den ganzen Betrug mit wenigen Worten. Die Prinzessin wankt, will sinken; Warbeck will zu ihr treten. Die Prinzessin stürzt der Herzogin in die Arme. Warbeck will sich an die Lords wenden; sie treten mit

Abſcheu zurück. In dieſem Augenblick wird der gefürchtete Graf Kildare angemeldet. Die Herzogin ſagt: „Er kommt „zur rechten Zeit. Ich habe ſeine Ankunft nie gewünſcht. „Jetzt iſt ſie mir willkommen. Er kennt meine Neffen, er hat „ihre Kindheit erzogen" — Sie wendet ſich zu Warbeck: „Ver„birg dich, wenn du kannſt! Sieh zu, ob du dich auch gegen „dieſen Zeugen behaupten wirſt."

Kildare tritt ein, Warbeck ſteht am meiſten von ihm entfernt und hat das Geſicht zu Boden geſchlagen. — Die Herzogin geht ihm entgegen. „Ihr kommt, einen York zu um„armen; unglücklicher Mann! Ihr findet keinen," u. ſ. w. Ehe Kildare noch antwortet, ſieht er ſich im Kreis um, und bemerkt den Warbeck. Er tritt näher, ſtutzt, ſtaunt, ruft: Was ſeh' ich! Warbeck richtet ſich bei dieſen Worten auf, ſieht dem Grafen ins Geſicht und ruft: Mein Vater! — Kildare ruft ebenfalls: Mein Sohn! — Sein Sohn? — wiederholen Alle. Warbeck eilt an die Bruſt ſeines Vaters. Kildare ſteht voll Erſtaunen, weiß nicht, was er dazu ſagen ſoll. Er bittet die Umſtehenden, ihn e en Augenblick mit Warbeck allein zu laſſen. Man thut es aus Achtung gegen ihn; zugleich wird gemeldet, daß man zwei Mörder eingebracht habe; die Herzogin eilt ab, ſie zu vernehmen.

Warbeck bleibt mit Kildare, der noch voll Erſtaunen iſt, in dem vermeinten York ſeinen Sohn zu finden. Warbeck erzählt ihm in kurzen Worten Alles; Kildare apoſtrophirt die Vorſicht und preist ihre Wege. Er erklärt dem Warbeck, daß er nicht ſein Sohn ſey — daß er den Namen geraubt, der ihm wirklich

gebühre. Er ſey ein natürlicher Sohn Eduards IV, ein geborner York. Das Räthſel ſeiner dunkeln Gefühle löst ſich ihm; das Knäuel ſeines Schickſals entwirrt ſich auf einmal. In einer unendlichen Freudigkeit wirft er die ganze Laſt ſeiner bisherigen Qualen ab; er bittet den Kildare, ihn einen Augenblick weggehen zu laſſen.

Kildare und die Lords. Sie ſind in Verzweiflung über den geſpielten Betrug und beklagen ihre verlorne Exiſtenz, ihre zerſtörte Hoffnung.

Indem erſcheint Warbeck, den Plantagenet an der Hand führend. Alle erſtaunen; Kildare erkennt den jungen Prinzen; dieſer weiß nicht, wie ihm geſchieht, bis Warbeck das ganze Geheimniß löst und damit endigt, dem Plantagenet als ſeinem Herrn zu huldigen, und ihn, als ſeinen Vetter, zu umarmen. Warbeck hat den Plantagenet vor dem Yorkſchen Monumente ſchlafend gefunden und ihn von zwei Mördern gerettet, die im Begriff waren, ihn zu tödten. Freude der Lords, Edelmuth des Plantagenet.

Herzogin kommt zu dieſer Scene, ſie umarmt ihren Neffen und ſchließt ihn an ihr Herz. Die Lords verlangen, daß ſie gegen Warbeck ein Gleiches thue — Edle Erklärung Warbecks, der als ihr Neffe zu ihren Füßen fällt — Sie iſt gerührt, ſie iſt gütig und zeigt es dadurch, daß ſie geht, um die Prinzeſſin abzuholen.

Zwiſchen-Handlung, ſo lang ſie weg iſt. Erichs und des Botſchafters Mordanſchlag kommt ans Licht; ihnen wird verziehen und ſie ſtehen beſchämt da, Warbeck zeigt ſich dem Botſchafter in der Stellung, wie er den Plantagenet umarmt, und ſchickt ihn zu ſeinem König mit der Erklärung, daß ſie beide gemeinſchaftlich ihre Rechte an den Thron geltend machen wollten.

Die Herzogin kommt mit der Prinzeſſin zurück. Schluß.

Fragmente

aus den

ersten Scenen des ersten Akts.

Hof der Herzogin Margaretha zu Brüssel.
Eine große Halle.

Erster Auftritt.

Graf Hereford mit seinen fünf Söhnen tritt auf. Sir William Stanley steht seitwärts an dem Proscenium und beobachtet ihn.

Hereford.

Dieß ist der heil'ge Herd, zu dem wir fliehn,
Ihr Söhne! Dieß der wirthliche Palast,
Wo Margaretha, die Beherrscherin
Des reichen Niederlands, ein hohes Weib,
Der Theuren Ahnen denkt, die Freunde schützt
Des unterdrückten alten Königsstamms,
Und den Verfolgten eine Zuflucht beut.
Seht um euch her! Gleich freundlichen Penaten
Empfangen euch — — —
Der edlen Yorks erhabene Gestalten.
Erkennt ihr sie — — — —

Die weiße Roſe glänzt in ihrer Hand,
— — — — — —
Mit dieſem Zeichen, das wir freudig jetzt
Auf unſre Hüte ſtecken — — —
— — — — — —

(Streit zwiſchen Stanley und Hereford.)

Zweiter Auftritt.

Belmont. Die Vorigen.

Belmont.

Haltet Ruhe,
Mylords! Dem Frieden heilig iſt dieß Haus.

Hereford.

Hinweg mit dieſem Sklaven Lancaſters!
Ich floh hieher — — —
Und an der Schwelle gleich muß ein verhaßter
Lancaſtrier die freche Stirn mir zeigen.

Stanley.

Verräther nenn' ich ſo, wo ich ſie finde.

Belmont.

Nicht weiter, edle Lords — — —
Die hohe Frau, die hier gebietend waltet,
— — — — — — —
Geöffnet hat ſie ihren Fürſtenhof
Zu Brüſſel allen kämpfenden Parteien,
Und zu vermitteln iſt ihr ſchönſter Ruhm.

Stanley.

Wohl! ein willkommener Gaſt iſt Jeder hier,
Der gegen England böſe Ränke ſpinnt.

Belmont.

Sie iſt die Schweſter zweier Könige
Von York — — —
Und hülfreich, wie's den Anverwandten ziemt,
Gedenkt ſie ihres (fürſtlichen) Geſchlechts,
Das unterm Mißgeſchick der Zeiten fiel.
Wo fänd' es Schutz auf der feindſel'gen Erde,
Wo ſonſt, als hier an ihrem frommen Herd?
Doch auch dem Feind erweist ſie ſich gerecht,
Und in dem Haupte dieſes edlen Lords
Ehrt ſie den Abgeſandten — —
— — — — — —

Vierter Auftritt.

— — — — — — —
— — — — — — —

Hereford.

Kommt, meine Söhne! Kommet alle! Kommt!
Mir ſpricht es laut im innern Eingeweide,
Er iſt es! Das ſind König Eduards Züge,
Das iſt das edle Antlitz meines Herrn,
Auch ſeiner Stimme Klang erkenn' ich wieder —
(Sich zu ſeinen Füßen werfend.)
O Richard! Richard, meines Königs Sohn!
— — — — — — —

Warbeck.

Steht auf, Mylord! Nicht hier iſt euer Platz —

Kommt an mein Herz! — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —

Hereford.

— — — — Wie entkamet ihr
Den Mörderhänden? Redet! Wo verbarg euch
Des Himmels Rettungshand — —
Um jetzt auf einmal in der rechten Stunde
Uns vielwillkommen zu erscheinen?

Warbeck.

— — Jetzt nicht — Laßt mich
Den Schleier ziehen über das Vergangne.
Es ist vorüber — ich bin unter euch —
Ich sehe von den Meinen mich umgeben.
Das Schicksal hat mich wunderbar geführt.
— — — — — — —
— — — — — — —

Margarethe.

— — — — — — —
— — — — — — —

Richard von Gloster stieg auf Englands Thron;
Des Bruders Söhne schloß der Tower ein.
Das ist die Wahrheit, und die Welt will wissen,
Daß Tirrel sich mit ihrem Blut befleckt.
Ja, selbst den Ort bezeichnet das Gerücht,
Der ihr Gebein verwahren soll — —
Doch Nacht und undurchdringliches Geheimniß
Bedeckte jenes furchtbare Ereigniß
Im Tower — nur die späte Folgezeit
Hat jetzt den Schleier davon weggezogen.
Wahr ist's, der Mörder Tirrel ward geschickt,

Die Prinzen zu ermorden; einen Macht-
Befehl vom König Richard zeigt' er auf;
Der Prinz von Wallis fiel durch ſeinen Dolch.
Den Bruder ſollte gleiches Schickſal treffen;
Doch ſey's, daß das Gewiſſen des Barbaren
Erwachte, daß des Kindes rührend Flehn
Sein eiſern Herz im Buſen wankend machte —
Er führte einen ungewiſſen Streich
Und grauend vor der fürchterlichen That
Entfloh er — — — — —
— — — — — — —

III.

Die Maltheſer.

Maltha ist von der ganzen Macht Solimans belagert, der dem Orden den Untergang schwur. Mit den türkischen Befehlshabern Mustapha und Pialy sind die Corsaren Uluzzialy und Dragut und die Algierer Hascem und Candelissa vereinigt. Die Flotte der Türken liegt vor den beiden Seehäfen, und ohne eine Schlacht mit ihr zu wagen, kann kein Entsatz auf die Insel gebracht werden. Zu Lande haben die Feinde das Fort St. Elmo angegriffen und schon große Vortheile darüber gewonnen. Der Besitz dieses Forts macht sie zu Herren der zwei Seehäfen und setzt sie in Stand, St. Ange, St. Michel und Il Borgo mit Succeß anzugreifen, in welchen Plätzen die ganze Stärke des Ordens enthalten ist.

La Valette ist Großmeister zu Maltha. Er hat den Angriff der Türken erwartet und sich darauf bereitet. Die Ritter sind nach der Insel berufen worden, und in großer Anzahl darauf erschienen. Außer ihnen sind noch gegen zehntausend Soldaten vorhanden; es fehlt nicht an Kriegs- und Mundvorrath und die Festungswerke sind in gutem Stande. Aber gleichwohl ist auf einen Entsatz von Sicilien aus gerechnet, weil die Feinde durch ihre Menge und Beharrlichkeit die Werke zu Grunde richten und die Mannschaft aufreiben müssen.

La Valette hatte alle Ursache, von Sicilien Hülfe zu hoffen; da der Untergang von Maltha die Staaten des Königs von Spanien in die größte Gefahr setzen würde. Philipp der Zweite hat ihm daher auch alle Unterstützung zugesagt und seinem Vicekönig in Sicilien deßhalb Befehle gegeben. Eine Flotte liegt

ausgerüstet in den Häfen dieser Insel; viele Ritter und andere Krieger sind herbeigeströmt, sich nach Maltha einschiffen zu lassen; die Geschäftsträger des Großmeisters sind bei dem spanischen Vicekönig unermüdet, um das Auslaufen dieser Flotte zu beschleunigen.

Aber die spanische Politik ist viel zu eigennützig, um an diese große Sache etwas Großes zu wagen. Die Macht der Türken schreckt die Spanier, und sie suchen Zeit zu gewinnen, bis diese Feinde geschwächt sind. Dieß hoffen sie von dem Widerstand des Ordens bei der Tapferkeit seiner Ritter, und erwarten alsdann entweder die Aufhebung der Belagerung, oder einen leichtern Sieg. Ob der Orden dabei seine Kräfte zusetzt, ist ihnen gleichgültig; nur ganz untergehen soll er nicht. Der Vicekönig von Sicilien verspricht also von Zeit zu Zeit Hülfe, aber er leistet nichts.

Unterdessen wird das Fort St. Elmo von dem Feinde immer heftiger bedrängt. Es ist an sich selbst, wegen des engen Raumes, auf welchem nicht Werke genug angebracht werden konnten, kein sehr haltbarer Platz, und faßt wenige Mannschaft. Die Türken haben schon einige Außenwerke im Besitz; ihr Geschütz beherrscht die Wälle, und es sind schon bedeutende Bresthen geschossen. Die Besatzung wird durch die Werke nicht beschützt, und ist bei aller ihrer Tapferkeit ein leichter Raub des feindlichen Geschützes.

Unter diesen Umständen suchen die Ritter, denen dieser Posten anvertraut ist, bei dem Großmeister an, sich an einen haltbarern Ort zurückziehen zu dürfen, weil keine Hoffnung sey, Elmo zu behaupten. Auch die übrigen Ritter stellen dem Großmeister vor, daß er die Elmo'schen Ritter ohne Nutzen aufopfere, daß es nicht gut sey, die Kraft des Ordens durch fortgesetzte Vertheidigung eines unhaltbaren Platzes nach und nach

zu schwächen, daß es besser seyn würde, die ganze Stärke an dem Hauptorte zu concentriren.

Diese Gründe sind sehr scheinbar, aber der Großmeister denkt ganz anders. Ob er selbst gleich überzeugt ist, daß St. Elmo nicht behauptet werden kann, und die Ritter schmerzlich beklagt, die dabei aufgeopfert werden, so halten ihn doch zwei Gründe ab, den Platz preiszugeben. Erstlich liegt Alles daran, daß sich St. Elmo so lange als möglich halte, um der sicilischen Hülfsflotte Zeit zu verschaffen, heranzukommen. Denn ist jenes Fort in den Händen des Feindes, so kann dieser beide Seehäfen verschließen, und der Entsatz ist schwerer. Auch würden die Spanier alsdann, wie sie gedroht haben, zurücksegeln. Zweitens muß die Macht der Türken physisch und moralisch geschwächt werden, wenn sie St. Elmo im Sturm zu erobern genöthigt sind. Ihr Verlust bei dieser Unternehmung erschwert ihnen die ferneren Angriffe des Hauptorts, und ein solches Beispiel verzweifelter Gegenwehr gibt ihnen einen so hohen Begriff von der christlichen Tapferkeit, daß sie an der Gewißheit des Sieges zu zweifeln anfangen, und zu neuen Kämpfen weniger bereit sind.

Der Großmeister hat also überwiegende Gründe, einen Theil seiner Ritter, die Vertheidiger des Forts St. Elmo, der Wohlfahrt des Ganzen aufzuopfern. Ein solches Verfahren streitet nicht mit den Gesetzen des Ordens, da jeder Ritter sich bei der Aufnahme anheischig gemacht hat, sein Leben mit blindem Gehorsam für die Religion hinzugeben. Aber zur Unterwerfung unter ein so strenges Gesetz gehört der reine Geist des Ordens, weil eine solche That von innen heraus geschehen muß, und nicht durch äußere Gewalt kann erzwungen werden.

Aber dieser reine Ordensgeist, der in diesem Augenblick so nothwendig ist, fehlt. Kühn und tapfer sind die Ritter, aber

ſie wollen es auf ihre eigene Weiſe ſeyn, und ſich nicht mit blinder Reſignation dem Geſetz unterwerfen. Der Augenblick fordert einen geiſtlichen Sinn, und ihr Sinn iſt weltlich. Sie ſind von ihrem urſprünglichen Stiftungsgeiſt ausgeartet; ſie lieben noch andere Dinge als ihre Pflicht; ſie ſind Helden, aber nicht chriſtliche Helden. Die Liebe, der Reichthum, der Ehrgeiz, der Nationalſtolz und ähnliche Triebfedern bewegen ihre Herzen.

Die Unordnungen im Orden haben im Moment der Belagerung ihren höchſten Gipfel erreicht. Viele Ritter überlaſſen ſich offenbar ihren Ausſchweifungen, und trotzen darauf, daß Krieg und Gefahr die Freiheit begünſtigen. La Valette war ſeither nachſichtig, theils aus liberaler Denkart, theils weil er ſich ſelbſt von gewiſſen Menſchlichkeiten nicht frei wußte; aber jetzt ſieht er ſich genöthigt, den Orden in ſeiner erſten Reinheit herzuſtellen, und gleichſam neu zu erſchaffen.

Fragment
der ersten Scene.

Eine offene Halle, die den Prospect nach dem Hafen eröffnet.

Romegas und Biron streiten um eine griechische Gefangene; dieser hat sie gefaßt, jener will sich ihrer bemächtigen.

Romegas.

Verwegner, halt! Die Sklavin raubst du mir,
Die ich erobert und für mein erklärt?

Biron.

Die Freiheit geb' ich ihr. Sie wähle selbst
Den Mann, dem sie am liebsten folgen mag.

Romegas.

Mein ist sie durch des Krieges Recht und Brauch;
Auf dem Corsarenschiff gewann ich sie.

Biron.

Den rohcorsarischen Gebrauch verschmäht,
Wer freien Herzen zu gefallen weiß.

Romegas.

Der Frauen Schönheit ist der Preis des Muths.

Biron.

Der Frauen Ehre schützt des Ritters Degen.

Romegas.

Sanct Elm' vertheidige! Dort ist dein Platz.

Biron.

Dort iſt der Kampf und hier des Kampfes Lohn.

Romegas.

Wohl ſichrer iſt es, Weiber hier zu ſtehlen,
Als männlich dort dem Turken widerſtehn.

Biron.

Vom heißen Kampf, der auf der Breſche glüht,
Läßt ſich's gemächlich hier im Kloſter reden.

Romegas.

Gehorche dem Gebietenden! Zurück!

Biron.

Auf deiner Flotte herrſche du, nicht hier!

Romegas.

Das große Kreuz auf dieſer Bruſt verehre!

Biron.

Das kleine hier bedeckt ein großes Herz.

Romegas.

Ruhmredig iſt die Zunge von Provence.

Biron.

Noch ſchärfer iſt das Schwert.

Romegas.

— — —

— — — — — — —

Ritter (kommen herzu).

Recht hat der Spanier — der Uebermuth
Des Provençalen muß gezüchtigt werden.

Andere Ritter (kommen von der andern Seite).

Drei Klingen gegen Eine! — —
Zu Hülf'! zu Hülf'! Drei Klingen gegen Eine!
Auf den Caſtilier! Friſch wackrer Bruder!
Wir ſtehn zu dir. Dir hilft die ganze Zunge.

Ritter.

Zu Boden mit den Provençalen!

Andere Ritter.

Nieder

Mit den Hiſpaniern!

Es kommen noch mehrere Ritter von beiden Seiten hinzu. Der Chor tritt auf und trennt die Fechtenden. Er beſteht aus ſechzehn geiſtlichen Rittern in ihrer langen Ordenstracht, die in zwei Reihen die übrigen umgeben. Der Chor ſchilt die Ritter, daß ſie ſich ſelbſt in dieſem Augenblick befehden. Schilderung der drohenden Gefahr und Beſorgniß, die auf die äußere Lage des Ordens und ſeinen inneren Zuſtand ſich gründen. Uebermuth der Ritter, die auf Hülfe aus Sicilien rechnen.

La Valette erſcheint mit Miranda, einem Abgeſandten aus Sicilien. Der Großmeiſter fordert die Ritter auf, nichts von irdiſchem Beiſtande zu erwarten, ſondern dem Himmel und ihrem eignen Muthe zu vertrauen. Miranda erklärt, daß von Spanien vorjetzt noch nichts zu hoffen ſey, daß St. Elmo behauptet werden müſſe, wenn die ſiciliſche Flotte erſcheinen ſolle, und daß ſie zurückſegeln würde, wenn bei ihrer Ankunft jenes Fort ſchon in den Händen der Türken wäre. Murren der Ritter über die ſpaniſche Politik. Miranda entſchließt ſich freiwillig, auf der Inſel zu bleiben und das Schickſal des Ordens zu theilen.

Ein alter Chriſtenſklave wird vom Ritter Montalto zum Großmeiſter gebracht. Er iſt vom türkiſchen Befehlshaber unter dem Vorwand abgeſendet, eine Unterhandlung wegen

des Forts St. Elmo anzuknüpfen, aber eigentlich, um mit einem Verräther einen Briefwechsel zu eröffnen. Der Großmeister will von keinem Vertrage zwischen den Rittern und den Ungläubigen hören, und droht, jeden künftigen Herold tödten zu laſſen. Dem Chriſtenſklaven, der ſein hartes Schickſal beklagt, wird freigeſtellt, in Maltha zu bleiben. Er zieht vor, in ſeine Gefangenſchaft zurückzugehen, weil er überzeugt iſt, daß Maltha ſich nicht halten könne. Ehe er abgeht, läßt er ein Wort von Verrätherei fallen.

Es erſcheinen zwei Abgeordnete von der Beſatzung in St. Elmo. Dieſe Beſatzung iſt nicht von dem Großmeiſter ausgewählt, ſondern ohne ſeine Zuthun durch eine geſetzliche Ordnung beſtimmt worden. Ein zwanzigjähriger Ritter, St Prieſt, der von Allen geliebt und vom Großmeiſter beſonders ausgezeichnet wird, gehört zu den Vertheidigern von St. Elmo. Er gleicht an Geſtalt und Tapferkeit einem jugendlichen Rinaldo. Er iſt eine Geißel der Türken, und, ſo ſehr man ihn zu ſchonen ſucht, bei jedem Kampfe der Erſte. Aber mitten in Tod und Gefahr bleibt er unverletzt; ſein Anblick ſcheint den Feind zu entwaffnen, oder eine Wache von Engeln ihn zu umgeben. Crequi, ein anderer junger Ritter von heftiger Gemüthsart, wird durch ein leidenſchaftliches, aber edles Gefühl an ihn gefeſſelt. Die Abgeordneten ſchildern die Lage von St. Elmo, die Fortſchritte des Feindes, die Unhaltbarkeit der Feſtung, und bitten, der Beſatzung zu geſtatten, ſich auf einen andern Poſten zurückzuziehen. Die jüngern Ritter, beſonders Crequi, unterſtützen dieß Geſuch mit Nachdruck; aber der Großmeiſter ſchlägt es ab. Er gibt ſeine Theilnehmung an dem Schickſal der Beſatzung deutlich zu erkennen; aber mit Ernſt

und Festigkeit erklärt er, St. Elmo müsse behauptet werden, und entfernt sich mit den ältern Rittern.

Murren der jüngern Ritter über den Großmeister. Crequi fragt ängstlich nach St. Priest, und hört von den Abgeordneten, wie sehr er vorzüglich der Gefahr ausgesetzt ist. Montalto kommt von der Begleitung des Christensklaven zurück, und nährt die Erbitterung gegen den Großmeister durch boshafte Winke über seine Härte und Willkür.

Die Mißvergnügten entfernen sich; der Chor bleibt zurück. Er klagt über den Verfall des Ordens, und über Ungerechtigkeit gegen den Großmeister, dessen Verdienste er anerkennt. Erinnerungen aus der Geschichte des Ordens.

La Valette, der Chor. Der Großmeister zeigt sich als Mensch. Er fürchtet, nicht Stärke genug zu haben, auf der Nothwendigkeit zu beharren. Die Aufopferung der tapfern Vertheidiger von St. Elmo schmerzt ihn tief. Auch ist er bekümmert über die im Orden eingerissenen Mißbräuche. Der Chor macht ihm die Folgen seiner Nachsicht bemerklich, und erinnert ihn an den Streit über die Griechin. La Valette gesteht seinen Fehler, und will Alles versuchen, um eine gänzliche Reform des Ordens zu bewirken. Jene Griechin hat er schon wegbringen lassen.

Romegas, Biron und die Vorigen. Die beiden Ritter beklagen sich über die Wegführung der Griechin. La Valette erinnert die Ritter an ihr Gelübde. Sie behaupten, der jetzige Zeitpunkt gebe ihnen ein Recht auf Nachsicht. Es zeigt sich ihre wilde Natur, die bei der höchsten Gefahr alle Schranken durchbricht. Den Augenblick wollen sie genießen, da ihnen die nächste Stunde vielleicht nicht mehr gehört. Der Tapfere, dessen man bedarf, glaubt dem Gesetze trotzen zu können. Der Großmeister spricht zu ihnen mit Ernst als Gebieter und entfernt sich.

Romegas und Biron, aufs höchste erbittert, vereinigen sich gegen den Großmeister. Romegas hält ihn ohnehin schon für seinen Feind.

Crequi kommt herzu, und spricht ohne Schonung über die Härte des Großmeisters. Das Gespräch wird durch Montalto unterbrochen, der neue Abgeordnete von St. Elmo ankündigt. Der Zustand des Forts hat sich sehr verschlimmert; die Türken sind im Besitz eines bedeutenden Außenwerks. Die Besatzung dringt nochmals auf Erlaubniß zum Abzuge, oder will dem gewissen Tode in einem Ausfall entgegengehen. Unter den Abgeordneten ist St. Priest, durch den man den Großmeister zu gewinnen hofft. La Valette weigert sich, sie zu sprechen. Diese scheinbare Härte empört die Ritter noch mehr, obwohl sie eine Wirkung seiner Weichheit ist, da er sich nicht Festigkeit genug zutraut, um einen Jüngling, der ihn näher angeht, in solchen Verhältnissen zu sehen. St. Priest ist sein natürlicher Sohn, aber Niemand weiß davon, als La Valette selbst.

Die Abgeordneten treten auf, begleitet von mehreren Rittern, die über den Großmeister ihren Unwillen laut werden lassen. St. Priest selbst ist still, aber Crequi überläßt sich dem heftigsten Ausbruche der Leidenschaft. Romegas und Biron stimmen ihm bei. Montalto benutzt diesen Moment, die Ritter gegen den Großmeister aufzuwiegeln. Vergebens erinnert sie der Chor mit Nachdruck an ihre Pflicht. Es entsteht ein furchtbarer Bund gegen den Großmeister.

La Valette gibt dem Ingenieur Castriotto den Auftrag, den Zustand von St. Elmo zu untersuchen.

Der Großmeister hat Verdacht auf Montalto und läßt ihn genau beobachten. Er spricht ihn allein, um ihn mit Sanftmuth zu warnen, aber ohne Erfolg. Montalto läugnet beharrlich und dreist, und trotzt auf seine Würde als Commandeur.

Nach seinem Abgange erscheint St. Priest vor La Valette. Der Jüngling denkt ganz anders, als die übrigen Abgeordneten von St. Elmo. Er wünscht nicht zurückberufen zu werden, und kommt jetzt, dem Großmeister mit kindlich offenem Vertrauen die Empörung der Ritter zu entdecken. La Valette verbirgt sein Gefühl mit Mühe. Er spricht noch mit St. Priest als Großmeister, und entläßt ihn mit Aufträgen. Begeisterung des Jünglings für seine Pflicht und für das Persönliche des Großmeisters.

Romegas, Biron, Crequi und mehrere ihrer Anhänger treten auf. Sie beginnen mit nachdrücklichen Vorstellungen wegen der Besatzung von St. Elmo, und auf des Großmeisters Weigerung sprechen sie als Empörer. Crequi vergeht sich am meisten. Auf den Vorwurf, daß La Valette durch seine Hartnäckigkeit den Orden zum Untergang führe, antwortet er, der Orden sey schon untergegangen, sey in diesem Augenblicke nicht mehr, und nicht durch die Macht des Feindes, sondern durch innern Verfall. Er entfernt sich mit Würde und gebietet den Rittern, seine Befehle zu erwarten.

Die Ritter sind durch die letzte Rede des Großmeisters erschüttert, und einige unter ihnen fangen an, ihr Unrecht einzusehen. Ein Ritter bringt die Nachricht, ein Renegat habe sich mit Aufträgen vom türkischen Befehlshaber gezeigt, ungeachtet La Valette jeden feindlichen Unterhändler mit dem Tode bedroht habe. Bei dem Renegaten habe man Briefe mit großen Versprechungen an Montalto gefunden. Montalto sey zu dem Feinde entflohen. Die Ritter besinnen sich, daß er es war, der am meisten die Erbitterung gegen den Großmeister nährte.

Miranda, der spanische Gesandte, nach ihm die jüngsten Ritter, sodann einige der ältesten Ritter und zuletzt der Chor, treten bewaffnet auf. Ihnen folgt der Großmeister mit Castriotto. Der Ingenieur erhält Befehl, vor der ganzen Versammlung über den Zustand von St. Elmo seinen Bericht zu erstatten. Er behauptet, daß es noch möglich sey, die Werke von St. Elmo eine Zeitlang zu vertheidigen. Jetzt fragt der Großmeister die jüngsten und ältesten Ritter, dann den Chor

und Miranda, ob sie unter seiner Anführung diese Vertheidigung übernehmen wollen. Alle sind bereit, und nun bewilligt der Großmeister der Besatzung von St. Elmo den Abzug, entläßt die aufrührischen Ritter und befiehlt nur dem Romegas, zu bleiben.

La Valette spricht mit ihm als ein Sterbender, der seinen letzten Willen eröffnet. Nur Romegas, der den Orden ins Verderben gestürzt habe, sey im Stande, ihn zu retten. Ihn habe er zu seinem Nachfolger gewählt, und die wichtigsten Stimmen für ihn gewonnen. Romegas wird nun auf den Standpunkt eines Fürsten gestellt, wo er fähig ist zu stehen, und erkennt das Verwerfliche seines zeitherigen Betragens. Aeußerst beschämt durch die Großmuth eines Mannes, den er so sehr verkannte, entfernt er sich in der Absicht, durch die That zu zeigen, daß er eines solchen Vertrauens nicht unwerth sey.

St. Priest erscheint, um vom Großmeister Abschied zu nehmen. La Valette ist aufs äußerste bewegt. Er entdeckt sich als Vater, segnet seinen Sohn, und sagt ihm, daß er dem Tode mit ihm auf St. Elmo entgegen gehen werde. Der Chor ist hierbei gegenwärtig.

Romegas tritt auf mit den aufrührischen Rittern und den Abgeordneten von St. Elmo. Alle bereuen ihr Vergehen, und Jeder ist bereit, sich auf St. Elmo für die Erhaltung des Ordens aufzuopfern. Der Chor beschämt die Ritter noch tiefer,

indem er ihnen entdeckt, daß St. Prieſt der Sohn des Groß-meiſters iſt, und daß er ihn eben jetzt dem Tode geweiht hat. La Valette weigert ſich anfänglich, von ſeinem erſten Entſchluß abzugehen, bis er von einer gänzlichen Sinnesänderung der Ritter überzeugt iſt. Endlich willigt er ein, daß die Vertheidiger von St. Elmo dieſen Poſten noch ferner behaupten dürfen, und ergibt ſich aus Pflicht in die Nothwendigkeit, ſich ſelbſt als Großmeiſter in dem jetzigen Zeitpunkte dem Orden zu erhalten. Alle dringen in ihn, ſich nicht von ſeinem Sohne zu trennen. Jeder iſt bereit, die Stelle des trefflichen Jünglings zu vertreten. St. Prieſt widerſetzt ſich und bleibt unbeweglich. Die höchſte Begeiſterung ſpricht aus ihm. Auch La Valette will von keiner Ausnahme, von keiner perſönlichen Rückſicht etwas hören. St. Prieſt nimmt Abſchied vom Großmeiſter und von Crequi.

Der Chor allein, in der höchſten Würde, begeiſtert durch Alles, was den Menſchen erhebt, Pflichtgefühl, Rittergeiſt, Religion.

Nachrichten von St. Elmo. — Das Fort wird geſtürmt. Crequi iſt nach St. Elmo entflohen, um mit dem Freunde zu ſterben. — La Valette tritt auf, äußerſt bekümmert, aber mit männlichem Ernſt. Er fühlt tief, was er aufopfert.

St. Elmo iſt erobert. Ein Grieche, Laſkaris, aus einem Geſchlecht, das auf dem griechiſchen Kaiſerthron regiert hat, entflieht mit äußerſter Lebensgefahr aus dem türkiſchen Heer, wo er einen hohen Poſten bekleidete, zu den Maltheſern, deren Heroismus er bewundert, und an deren Religion ihn die erſten

Eindrücke der Jugend feſſeln. Er gibt ausführlichen Bericht von den unglaublichen Thaten der Vertheidiger von St. Elmo von dem ungeheuren Verluſt der Türken, von ihrem Entſetzen, als ſie den Zuſtand der Feſtung und die geringe Anzahl ihrer Vertheidiger gewahr wurden, von einer beſonders wichtigen Einbuße der Feinde in der Perſon eines ihrer erſten und erfahrenſten Befehlshaber, des Beherrſchers von Tripoli, Dragut, der bei dieſer Belagerung fiel. — Von Montalto's Verrätherei iſt nichts weiter zu fürchten. Er iſt bei dem Sturme auf St. Prieſt getroffen und hat ſeinen Lohn gefunden.

Der Leichnam des St. Prieſt iſt aus den Wellen aufgefangen worden. Er wird gebracht, und die Ritter begleiten ihn in ſtummer Trauer. La Valette erhebt ſich über ſich ſelbſt. Er preist die hohe Beſtimmung ſeines verklärten Sohns, ſieht in allen Rittern ſeine Söhne, und vertraut feſt auf die Kraft des Ordens, die jetzt als unbedingt und unendlich daſteht. Durch ein großes Opfer iſt der Sieg ſo gut als entſchieden, ſo wie in dem perſiſchen Kriege durch den Tod des Leonidas. — Der Erfolg hat dieſen Glauben bewährt.

IV.

Die Kinder des Hauſes.

Vorerinnerung.

Die Idee eines dramatiſchen Gemäldes von der Polizei in Paris unter Ludwig XIV hat Schillern einige Zeit beſchäftigt. Ueber dem bunten Gewühl der mannichfaltigen Geſtalten einer Pariſer Welt ſollte die Polizei gleich einem Weſen höherer Art emporſchweben, deſſen Blick ein unermeßliches Feld überſchaut und in die geheimſten Tiefen dringt, ſo wie fur deſſen Arm nichts unerreichbar iſt.

„Paris erſcheint in ſeiner Allheit. Die äußerſten Extreme von Zuſtänden und ſittlichen Fällen in ihren höchſten Spitzen und charakteriſtiſchen Punkten kommen zur Darſtellung, die einfachſte Unſchuld, wie die naturwidrigſte Verderbniß, die idylliſche Ruhe, wie die düſtere Verzweiflung.“

„Ein höchſt verwickeltes, durch viele Familien verſchlungenes Verbrechen, welches bei fortgehender Nachforſchung immer zuſammengeſetzter wird und immer andere Entdeckungen mit ſich bringt, iſt der Hauptgegenſtand. Es gleicht einem ungeheuren Baum, der ſeine Aeſte weit herum mit andern verſchlungen hat, und welchen auszugraben man eine ganze Gegend durchwühlen muß. So wird ganz Paris durchwühlt, und alle Arten von Exiſtenz werden bei dieſer Gelegenheit nach und nach an das Licht gezogen.“

„Der Fall iſt ſcheinbar unauflöslich, aber Argenſon — an der Spitze der Polizei — nachdem er ſich gewiſſe Data hat

geben laſſen, verſpricht, im Vertrauen auf ſeine Macht, einen glücklichen Erfolg, und gibt ſogleich ſeine Aufträge."

„Nach langem Forſchen verliert er die Spur des Wildes, und ſieht ſich in Gefahr, ſein dreiſt gegebenes Wort doch nicht halten zu können. Aber nun tritt gleichſam das Verhängniß ſelbſt ins Spiel und treibt den Mörder in die Hände des Gerichts."

„Argenſon hat die Menſchen zu oft von ihrer ſchändlichen Seite geſehen, als daß er einen edlen Begriff von der menſchlichen Natur haben könnte. Er iſt unglaubiger gegen das Gute, und gegen das Schlechte toleranter geworden; aber er hat das Gefühl für das Schöne nicht verloren, und da, wo er es unzweideutig antrifft, wird er deſto lebhafter davon gerührt. Er kommt in dieſen Fall und huldigt der bewährten Tugend."

„Er erſcheint im Laufe des Stücks als Privatmann, wo er einen ganz andern, jovialiſchen und gefälligen Charakter zeigt, und als feiner Geſellſchafter, als Mann von Herz und Geiſt, Wohlwollen und Achtung verdient. Er findet wirklich ein Herz, das ihn liebt, und ſein ſchönes Betragen erwirbt ihm eine liebenswürdige Gemahlin."

„Der Polizeiminiſter kennt, wie der Beichtvater, die Schwächen und Blößen vieler Familien, und hat eben ſo, wie dieſer, die höchſte Discretion nöthig. Es kommt ein Fall vor, wo Jemand durch die Allwiſſenheit desſelben in Erſtaunen und Schrecken geſetzt wird, aber einen ſchonenden Freund an ihm findet."

„Scene Argenſons mit einem Philoſophen und Schriftſteller. Sie enthält eine Gegeneinanderſtellung des Idealen mit dem Realen, und es zeigt ſich die Ueberlegenheit des Realiſten über den Theoretiker."

„Argenſon warnt auch zuweilen die Unſchuld ſowohl als die

Schuld. Er läßt nicht nur den Verbrechern, sondern auch solchen Unglücklichen, die es durch Verzweiflung werden können, Kundschafter folgen. Ein solcher Verzweifelnder kommt vor, gegen den sich die Polizei als eine rettende Vorsicht zeigt."

„Auch die Nachtheile der Polizeiverfassung sind darzustellen. Die Bosheit kann sie zu ihren Absichten brauchen, der Unschuldige kann durch sie leiden; sie ist oft genöthigt, schlimmer Werkzeuge sich zu bedienen, schlimme Mittel anzuwenden. Selbst die Verbrechen ihrer eignen Officianten haben eine gewisse Straflosigkeit." —

Von einer weitern Ausführung dieser Ideen in ihrem ganzen Umfange findet sich nichts in Schillers Papieren, aber dagegen der Plan eines Drama, wobei nur ein sehr kleiner Theil jenes Stoffs zum Grunde liegt. Es war in Schillers Charakter, daß sich der erste Gedanke nicht beschränkte, sondern erweiterte, wenn es zur Ausführung kam. Man sollte daher glauben, folgender Plan sey früher — etwa bei Lesung der Causes célèbres des Pitaval — entstanden, und vielleicht eben deßwegen aufgegeben worden, weil er auf jene Ideen führte, die einen so großen Reichthum von Charakteren und Situationen darboten.

Narbonne ist ein reicher angesehener Particulier, in einer französischen Provincialstadt — Bordeaux, Lyon oder Nantes — ein Mann in seinen besten Jahren zwischen vierzig und fünfzig. Er steht in allgemeiner öffentlicher Achtung, und die Neigung, die man zu seinem verstorbenen Bruder Pierre Narbonne gehabt hatte, hat sich schon auf seinen Namen fortgeerbt. Er ist der einzige Uebriggebliebene dieses Hauses, weil sein Bruder keinen Erben hinterließ; denn zwei Kinder desselben verunglückten bei einer Feuersbrunst durch Sorglosigkeit der Bedienten.

Nach dem Tode Pierre's war Louis der einzige Erbe. Er war damals abwesend und kam zurück, um seinen beständigen Aufenthalt in dieser Stadt zu nehmen.

Seit dieser Zeit sind zehn Jahre verflossen, und Narbonne ist nun im Begriff, eine Heirath zu thun und sein Geschlecht fortzupflanzen. Er hat eine Neigung zu einem schönen, edeln und reichen Fräulein, Victoire von Pontis, deren Eltern sich durch seine Anträge geehrt finden, und ihm mit Freude ihre Tochter zusagen.

Nun war vor ungefähr sechs Jahren ein junger Mann, Namens Saint-Foix, in Narbonne's Haus als eine hülflose Waise aufgenommen worden, und hatte viele Wohlthaten, besonders eine gute Erziehung, von ihm erhalten. Er lebte bei ihm nicht auf dem Fuß eines Hausbedienten, sondern eines armen Verwandten, und die ganze Stadt bewunderte die Großmuth Narbonne's gegen diesen jungen Menschen, den man schon zu beneiden anfing.

Saint-Foix machte schnelle Fortschritte in der Bildung, die ihm Narbonne geben ließ. Er zeigte treffliche Anlagen des Kopfs und Herzens, zugleich aber auch einen gewissen Adel und Stolz, der dem armen aufgegriffenen Waisen nicht recht zuzukommen schien. Er war voll dankbarer Ehrfurcht gegen seinen Wohlthäter, aber sonst zeigte er nichts Gedrücktes noch Erniedrigtes; er schien, indem er Narbonne's Wohlthaten empfing, sich nur seines Rechts zu bedienen. Sein Muth schien oft an Uebermuth, eine gewisse Naivetät und Fröhlichkeit an Leichtsinn zu gränzen. Er war verschwenderisch, frei und eifersüchtig auf seine Ehre.

Victoire hatte öfters Gelegenheit gehabt, diesen Saint-Foix zu sehen, und empfand bald eine Neigung für ihn, welche aber hoffnungslos schien. Die Bewerbungen Narbonne's um ihre

Hand, vor denen sie ein besonderes Grauen hatte, verstärkten ihre Gefühle für Saint-Foix um so mehr, da dieser von Narbonne selbst bei dieser Gelegenheit öfter an sie geschickt wurde. Saint-Foix betete Victoire von dem ersten Augenblick an, als er sie kennen lernte, aber seine Wünsche wagten sich nicht zu ihr hinauf.

Er hatte ein anderes Mädchen kennen lernen, welches so wie er elternlos war, und dem er einen großen Dienst geleistet hatte. Für diese hatte er eine zärtliche Freundschaft, zwischen ihr und Victoiren war sein Herz getheilt; aber er unterschied sehr wohl seine Gefühle.

Von den zahlreichen Hausgenossen Narbonne's, worunter ein einziger alter Diener Pierre Narbonne's, Namens Thierry, sich noch erhalten hatte, wurde Saint-Foix zum Theil gehaßt und beneidet; nur eine weibliche Person unter denselben hatte für ihn eine Neigung, und Plane auf seine Hand. Sie war viel älter und ohne einen andern Anspruch auf ihn als das kleine Glück, was sie mit ihm theilen konnte, und das nicht aufs beste erworben war. Ihr Name war Madelon.

So verhielten sich die Sachen, als die Handlung des Stücks eröffnet wurde.

Madelon kommt von einer kleinen Wallfahrt zurück, wo sie für ihre Unruhe Trost gesucht hatte. Ein begangenes Unrecht quält sie; sie bringt keinen Trost zurück.

Sie findet Narbonne zufrieden, ruhig und sicher; Alles scheint ihm nach Wunsch zu gehen. Nur ist er ärgerlich über einen weggekommenen Schmuck, den er seiner Braut hatte verehren wollen, und er will die Gerichte deßwegen in Bewegung setzen.

Madelon erschrickt. Laßt die Gerichte ruhen! sagt sie. Nehmt das kleine Unglück willig hin! — „Es ist kein kleines Unglück.“ — Nehmt's an als eine Buße! Schon lange hat mich die ununterbrochene Dauer Eures Wohlstandes bekümmert. — „Ich will aber mein Recht verfolgen.“ — Euer Recht! seufzt Madelon.

Noch größere Unruhe zeigt Madelon, wie sie hört, daß eine Zigeunerin im Hause gewesen sey, welche man des Schmucks wegen im Verdacht habe. Sie beklagt sehr, daß sie nicht hier gewesen. „Ach, indem ich eine fruchtlose Wallfahrt anstellte, um mein Herz zu beruhigen, habe ich die einzige Gelegenheit verfehlt, meines langen Grams los zu werden.“

Herr von Pontis, Baillif des Orts und künftiger Schwiegervater Narbonne's, kommt, wegen des entwendeten Schmucks die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Dieß geschieht mit einiger Förmlichkeit und mit Zuziehung eines Gerichtsschreibers. Der Schmuck wird beschrieben, die Hausgenossen werden aufgezählt, und bei dieser Gelegenheit exponirt sich ein Theil der Geschichte. Besonders ist die Rede von Saint-Foix. Seine Geschichte wird erzählt, und zeigt den Narbonne im Licht eines Wohlthäters. Er scheint keinem Verdacht gegen Saint-Foix Raum zu geben.

Nach diesen officiellen Dingen wird von der Heirath gesprochen. Pontis zeigt, wie sehr er und die ganze Stadt den Narbonne verehre, und ist glücklich in dem Gedanken einer Verbindung mit ihm.

Saint-Foix im Gespräch mit dem alten Thierry. Der junge Mensch zeigt die leidenschaftlichste Unruhe; es ist ihm zu

enge in dem Hause, er strebt ins Weite fort; dabei hat er etwas Geheimnißvolles, Unsicheres, Scheues, Gewaltsames, was aussieht, wie Gewissensangst. Besonders scheint er sich eines großen Undanks gegen Narbonne anzuklagen. Wie von der Heirath desselben die Rede ist, steigt seine Unruhe aufs höchste.

Seine Scene mit Thierry gleicht einem ewigen Abschiede. Er nimmt auch Abschied von den leblosen Gegenständen, und so reißt er sich los in der gewaltsamsten Stimmung.

Thierry schüttelt das Haupt, und scheint sich mit Macht gegen einen aufsteigenden Verdacht zu wehren. In seinem Monolog spricht sich's aus, wie es in alten Zeiten hier war und wie es jetzt ist.

Saint-Foix mit Adelaiden. Spuren einer unschuldigen Neigung, Dankbarkeit des Mädchens, Mitleiden des Jünglings. Sie erzählt ihre Schicksale, er die seinigen. Adelaide ist einer gefährlichen Zigeunerin entsprungen, die sie tyrannisirte und zum Bösen verleiten wollte. Saint-Foix hat sie in einer hülflosen Lage gefunden, und zu guten Leuten gebracht, bei denen sie sich noch heimlich aufhält.

Adelaide hat aus Armuth ihren einzigen Reichthum, eine Kostbarkeit, verkaufen wollen; der Goldschmied, dem sie gebracht wird, erkennt sie für eine Arbeit, die er selbst für die Frau von Narbonne gefertigt hat, gibt es an, und dieß veranlaßt die Einziehung Adelaidens.

Die Polizeidiener erscheinen, und fordern von Adelaiden, daß sie ihnen zum Baillif folgen soll. Saint-Foix widersetzt sich vergebens.

Victoire und ihre Mutter. Jene zeigt ihren Abscheu vor der Bewerbung Narbonne's, um welche die ganze Welt sie beneidet. Man bemerkt an ihr außer diesem Widerwillen vor Narbonne's Person auch eine geheime und hoffnungslose Neigung.

Pontis kommt und berichtet, daß man dem gestohlenen Schmuck auf der Spur sey.

Adelaide wird gebracht, und wie Pontis fortgeht, um sie zu verhören, kommt Saint-Foix in großer Bewegung zur Victoire, um ihren Beistand und ihre Verwendung für Adelaiden aufzurufen. Eine affectvolle Scene zwischen beiden, die zur gegenseitigen Entdeckung ihrer Liebe führt.

Narbonne kommt zu dieser Scene und findet in Saint-Foix seinen Nebenbuhler.

Pontis tritt wieder herein nach geendigtem Verhör, und erklärt Saint-Foix für mitschuldig. Narbonne hört, daß ein Theil des Schmucks sich gefunden habe; aber wie er diesen Schmuck sieht, geräth er in große Bestürzung.

Scene zwischen Pontis und Narbonne. Dieser macht den Großmüthigen, will die Untersuchung fallen lassen, und beide

verdächtige Personen nach den Inseln schicken. Pontis besteht auf der strengsten Untersuchung. Wie sie noch beisammen sind, wird dem Baillif gemeldet, daß man die Zigeunerin aufgebracht habe, und daß Adelaide bei ihrem Anblick in Schrecken gerathen sey.

Madelon und Narbonne. Jene hat die Zigeunerin erkannt als diejenige, der sie die beiden Kinder Pierre Narbonne's übergeben hatte, als sie ausschreute, daß sie bei einem Brande umgekommen wären. Es entdeckt sich, daß Adelaide die Tochter sey, aber wo der Knabe hingekommen, bleibt noch unbekannt.

Pontis kommt, und meldet, daß sich Adelaide und Saint-Foix als Geschwister erkannt hätten, und daß die Zigeunerin beide vor sechzehn Jahren erhalten habe. Saint-Foix hatte nur fünf Jahre bei ihr zugebracht, und war ihr schon in seinem zehnten Jahre entlaufen.

Narbonne will nun dazwischen treten, und die weitere Erörterung hemmen; Pontis aber will die Eltern der Kinder entdeckt haben, und erinnert sich an den Schmuck.

Narbonne schlägt dem Saint-Foix und Adelaiden eine heimliche Flucht vor, aber beide weigern sich.

Narbonne und Madelon. Madelon hat die Kinder erkannt, und bringt in Narbonne, sie an Kindesstatt anzunehmen und

zu ſeinen Erben einzuſetzen. Narbonne iſt in größter Verlegenheit; er weiß keinen Ausweg, als durch den Tod der Madelon, und ermordet ſie.

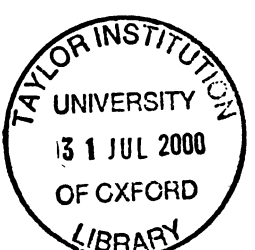
Die Kinder des Hauſes ſind erkannt, und werden von einer ubelnden Menge zu Narbonne gebracht.

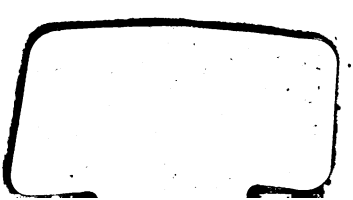
Der Mörder Pierre Narbonne's kennt eine geheime Thür zu Louis Narbonne's Zimmer; er iſt auf dieſem Wege heimlich hereingekommen, hat den Schmuck liegen geſehen und iſt mit dieſem davon gegangen. Dem Narbonne ließ er ein paar Zeilen zurück, worin er ihm anzeigte, daß er nun in die weite Welt gehe, weil er einer Mordthat wegen fliehen müſſe. Auf dieſer Flucht wird er angehalten, welches eine Folge der Polizeiveranſtaltung iſt.

Narbonne findet auf ſeinem Zimmer die Spuren des Mörders.

Pontis meldet triumphirend den gefundenen Schmuck.

Narbonne verſucht umſonſt zu entfliehen. Er und der Mörder werden confrontirt. Sein Verſuch, ſich zu tödten, wird vereitelt; er wird ganz entlarvt und den Gerichten übergeben. Saint-Foix erhält die Hand der Victoire.


TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
31 JUL 2000
OF OXFORD
LIBRARY

1502

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
31 JUL 2000
OF OXFORD
LIBRARY